



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

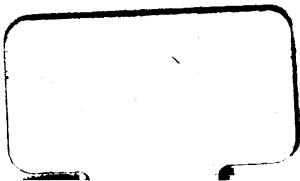
Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

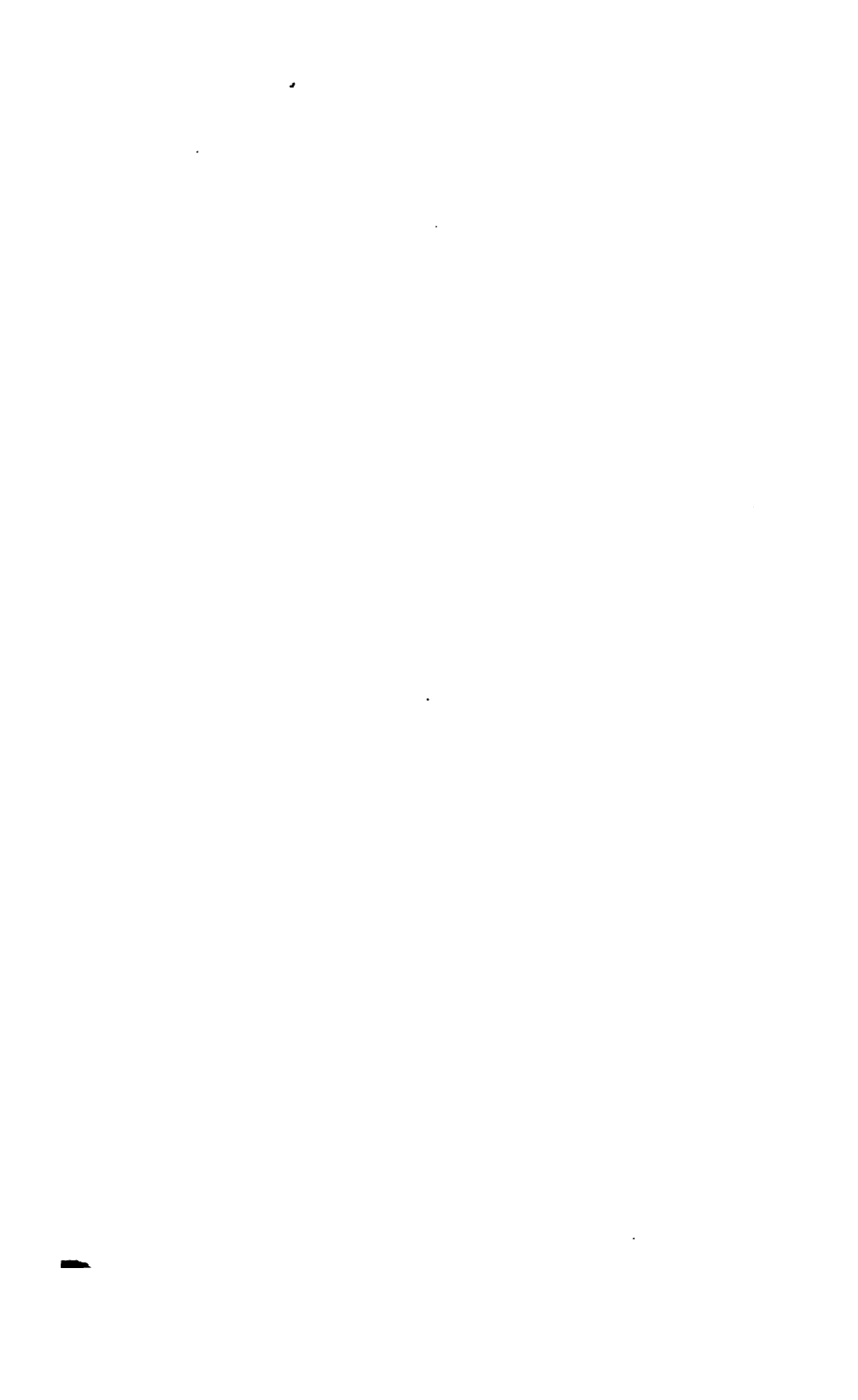
- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

## Über Google Buchsuche

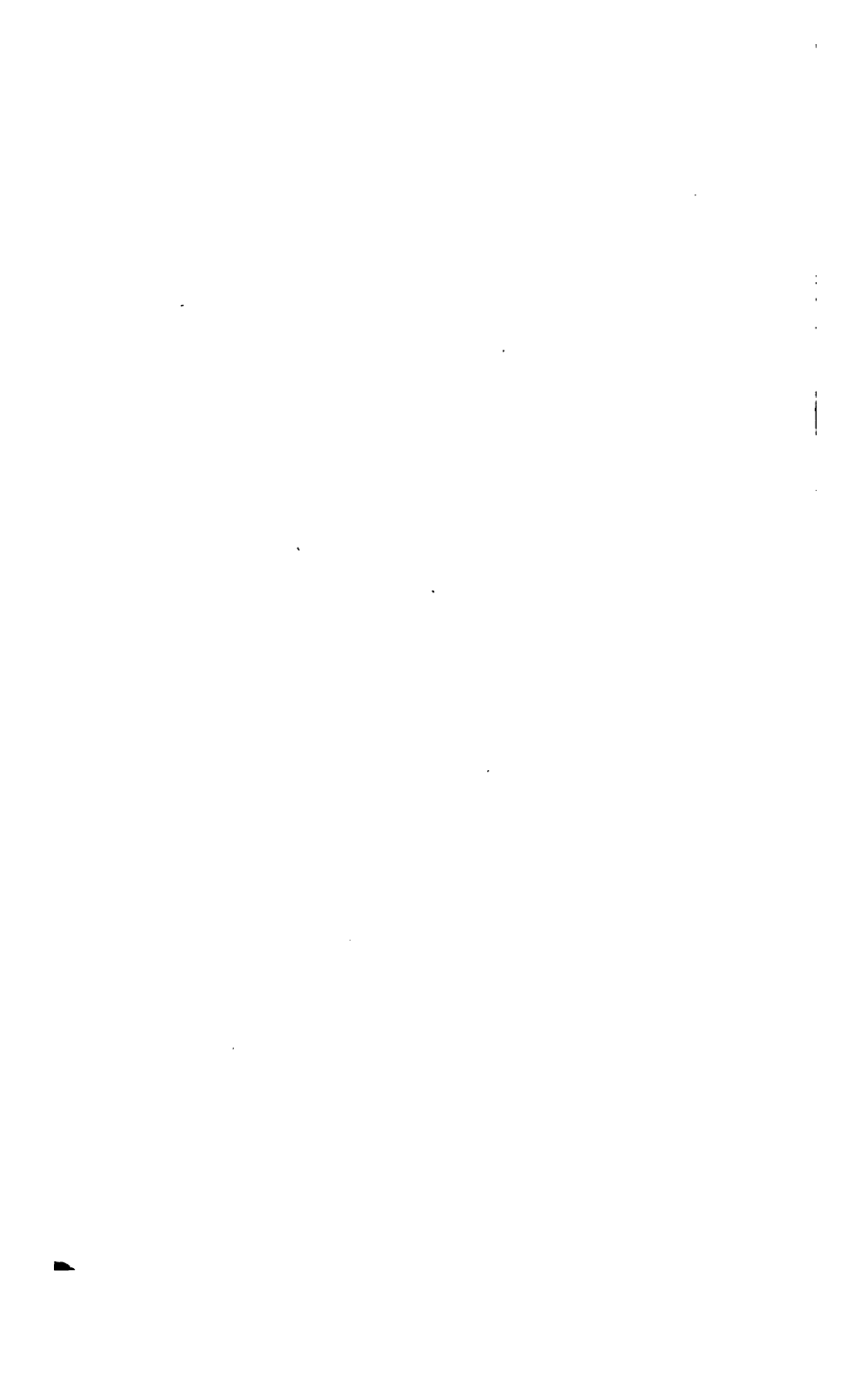
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.











11. 7  
Mau. 1838

**Sentimentale**  
und  
**humoristische Rückblicke**  
auf  
mein viel bewegtes Leben.

Herausgegeben  
durch  
**Adolph von Schaden.**

---

Im Spiegel der Vergangenheit,  
Wie dunkelschön erheben sich  
Des Jugendlebens stehliche Farben,  
Die Strahl an dem Himmel der Erinnerung.

Public  
Library  
Charles Swain

---

Leipzig, 1838.



THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
582714  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS.  
R 1912 L

NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS

## Au die Leser.

Oft spendet mir der alte Vater Rhein  
Ein Gläschen echten deutschen Wein;  
Mit der Vergangenheit ich pflege dann zu kosen,  
Aus meinem Pfeifchen blasend duft'ge blaue Rosen,  
Und aus der Wolke taucht manch' Rebelbild,  
Das meinen Sinn mit Luſt erfüllt.  
Kühn such' ich schnell mit Laune alle festzuhalten,  
Die mir aus fernor Zeit bekannten Luſtgeſtalten;  
Ich zeichne ſie für Euch mit flücht'ger Fauſt,  
Bevor des Weines Geiſt verbraucht.  
Die Bilder wollen nicht der Nachwelt Lob erſtreben,  
Sie hauchen nur — ein augenblicklich friſches Leben.

VERLAG VON  
FRIEDRICH  
LEBOLD

ROY WIM  
CLARK  
WARDEN

## Vorwort.

Nicht kann es geleugnet werden, daß sich geniale Dichtungen in einen Zauber zu hüllen vermögen, welchen eine schlichte Darstellung wirklich erlebter, wenn auch nicht uninteressanter Begebenheiten kaum zu erreichen in Stande sein wird. Dagegen übt aber wieder die Wahrheit eine eigene Macht auf uns verwandte und befreundete Seelen.

Ein Schriftner, von dem die Herrn *marchands d'esprit* — wie Voltaire die Buchhändler nennt —

während etwa zwanzig Jahren nahe an hundert Bände \*) drucken ließen, welche Werke nicht nur häufig wiederholte Auflagen, sondern selbst Uebertragungen in fremde Sprachen erlebten \*\*), dürfte doch wohl nicht der Unbescheidenheit beschuldigt werden, wenn er sich mit der Ueberzeugung schmeichelt: Er müsse denn doch wohl sein eigenes Publikum haben, ein Publikum, welches ihm zu entfrem-

---

\*) Man sehe „Neufels gelehrtes Deutschland“ oder „das gelehrte München i. J. 1834.“

\*\*\*) So z. B. wurde mein Roman „Theobora, die Leipziger Jungemagd“ (Kollmannscher Verlag in Leipzig) bei Korn in Breslau ins Polnische übertragen, und vor wenigen Monaten erst erschien von der zweiten Auflage meines „L Taschenbuches für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande etc.“, eine französische Uebersetzung, welche folgenden Titel führt: „Guide du Voyageur dans le Tyrol, a travers le Wurtemberg, la Haute-Baviere en passant par les contrees du Berchtesgaden et de Salzbourg etc. par M. Schaden, traduit de l'Allemand par M. Henri Viger. Paris Magasin des itinéraires de Richard, 1837.“

den alle Anstrengungen noch so feindlich gesinnter Rezensenten nicht vermindert waren.

In diesem meinem Publikum nun suche ich die mir befreundeten Seelen, welche sicher die Schilderung wirklich vom Autor erlebter Schicksale mit nicht geringerer Theilnahme empfangen werden, als dieses bei den unzähligen Dichtungen des Verfassers der Fall war.

Nur ein einziger unter denen im gegenwärtigen Werkchen aufgenommenen Aufsätze ist — nicht unbedingt Original. Die Geschichte der mit einem Provinzbewohner zu München in der That bestandenen Abenteuer ist nämlich einem neuen Capriccio ähnlicher Tendenz von Paul Vermont einigermaßen nachgebildet, welches Capriccio der sinnig-gallische Schriftner in der Revue de Paris abdrucken ließ, diesem nur für die höhere Pariser Welt berechnet, und in der französischen Belletristik

## VIII

---

unter seinem jetzigen Redakteure, dem geistreichen Balzac, von Neuem den Ton angehenden Journale.

Was endlich die in diesem Buche enthaltene Portraits berühmter oder berühmter Männer, mit welchen ich während meines viel bewegten Lebens näher bekannt wurde, betrifft, so sind dieselben zwar nur mit einigen kühnen Zügen, aber, wie ich glaube, mit Discretion skizzirt; wenigstens meine Widersacher habe ich bei weitem glimpflicher und anständiger, als es dieselben um mich verdient haben, behandelt.

**Der Verfasser.**

## I n h a l t.

	Seite
An die Leser . . . . .	III
Vorwort . . . . .	V
I. Alison . . . . .	1
II. Das Haus des Grafen Basselet von Larosée . . . . .	19
III. Madame Joli-Chaudron . . . . .	30
IV. Fragmente aus meiner Lebensgeschichte. — Seltsame i. J. 1819 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hof- rath Wahlmann . . . . .	39
V. Tragikomische Abenteuer einer Reisenacht . . . . .	65
VI. Die Anspacher Kanni . . . . .	73
VII. August Lewald . . . . .	88
VIII. Julius v. Hof . . . . .	98
IX. Friedrich v. Gölun . . . . .	113
X. H. Büffel und dessen Anaglyphe . . . . .	123
XI. Adolph Bäuerle . . . . .	130
XII. Chevalier v. B*Ué, die Grafen und die seidene Schnur . . . . .	156
XIII. Saphir in München . . . . .	156
XIV. Ferdinand Raimund . . . . .	157
XV. Stanislaus Schmitt . . . . .	171









11. 5  
MAY 15 1872

**Sentimentale**  
und  
**humoristische Rückblicke**  
auf  
mein viel bewegtes Leben.

Herausgegeben  
durch  
**Adolph von Schaden.**

---

Im Spiegel der Vergangenheit,  
Wie dunkelschön erheben sich  
Des Augenblicks steh'nd' sächliche Farben,  
Die Strahl an dem Himmel der Erinnerung.

Charles Swain,  
LIBRARY

---

Leipzig, 1838.  
E. G.

THE NEW YORK  
PUBLIC LIBRARY  
582714  
ASTOR, LENOX AND  
TILDEN FOUNDATIONS.  
R 1912 L

NOY WEN  
DUBIN  
YARBE

## Au die Leser.

Oft spendet mir der alte Vater Rhein  
Ein Gläschen echten deutschen Wein;  
Mit der Vergangenheit ich pflege dann zu kosen,  
Aus meinem Pfeifchen blasend duft'ge blaue Rosen,  
Und aus der Wolke taucht manch' Rebelbild,  
Das meinen Sinn mit Lust erfüllt.  
Rühn laß' ich schnell mit Laune alle festzuhalten,  
Die mir aus fernor Zeit bekannten Lustgestalten;  
Ich zeichne sie für Euch mit flücht'ger Faust,  
Bevor des Weines Geist verbraust.  
Die Bilder wollen nicht der Nachwelt Lob erstreben,  
Sie hauchen nur — ein augenblicklich frisches Leben.

W. G. Sch.

W. G. Sch.

MR. W. W. W. W.  
1111  
1111

## **Vorwort.**

**N**icht kann es gelengnet werden, daß sich geniale Dichtungen in einen Zauber zu hüllen vermögen, welchen eine schlichte Darstellung wirklich erlebter, wenn auch nicht uninteressanter Begebenheiten kaum zu erreichen in Glorbe sein wird. Dagegen übt aber wieder die Wahrheit eine eigene Macht auf uns verwandte und befreundete Seelen.

Ein Schriftner, von dem die Herrn *marchands d'esprit* — wie Voltaire die Buchhändler nennt —



während etwa zwanzig Jahren nahe an hundert Bände \*) drucken ließen, welche Werke nicht nur häufig wiederholte Auflagen, sondern selbst Uebertragungen in fremde Sprachen erlebten \*\*), dürfte doch wohl nicht der Unbescheidenheit beschuldigt werden, wenn er sich mit der Ueberzeugung schmeichelt: Er müsse denn doch wohl sein eigenes Publikum haben, ein Publikum, welches ihm zu entfrem-

\*) Man sehe „Meußels gelehrtes Deutschland“ oder „das gelehrte München i. J. 1834.“

\*\*\*) So z. B. wurde mein Roman „Theobora, die Leipziger Jungemagd“ (Kollmannscher Verlag in Leipzig) bei Korn in Breslau ins Polnische übertragen, und vor wenigen Monaten erst erschien von der zweiten Auflage meines „Taschenbuches für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande etc.“, eine französische Uebersetzung, welche folgenden Titel führt: *Guide du Voyageur dans le Tyrol, a travers le Wurtemberg, la Haute-Baviere en passant par les contrees du Berchtesgaden et de Salzbourg etc. par M. Schaden, traduit de l'Allemand par M. Henri Viger. Paris Magasin des itinéraires de Richard, 1837.*

den alle Anstrengungen noch so feindlich gesinnter Rezensenten nicht vergebend waren.

Für dieses meinem Publikum nun suche ich die mir befreundeten Seelen, welche sicher die Schilderung wirklich vom Autor erlebter Schicksale mit nicht geringerer Theilnahme empfangen werden, als dieses bei den unzähligen Dichtungen des Verfassers der Fall war.

Nur ein einziger unter denen im gegenwärtigen Werkchen aufgenommenen Aufsätze ist — nicht unbedingt Original. Die Geschichte der mit einem Provinzbewohner zu München in der That bestandenen Abenteuer ist nämlich einem neuen Capriccio ähnlicher Tendenz von Paul Vermont einigermaßen nachgebildet, welches Capriccio der sinnig-gallische Schriftner in der Revue de Paris abdrucken ließ, diesem nur für die höhere Pariser Welt berechneten, und in der französischen Belletristik

## VIII

unter seinem jetzigen Redakteure, dem geistreichen Balzac, von Neuem den Ton angehenden Journale.

Was endlich die in diesem Buche enthaltene Portraits berühmter oder berühmter Männer, mit welchen ich während meines viel bewegten Lebens näher bekannt wurde, betrifft, so sind dieselben zwar nur mit einigen kühnen Zügen, aber, wie ich glaube, mit Discretion skizzirt; wenigstens meine Widersacher habe ich bei weitem glimpflicher und anständiger, als es dieselben um mich verdient haben, behandelt.

**Der Verfasser.**

# IX

## Inhalt.

	Seite
An die Leser . . . . .	III
Vorwort . . . . .	V
I. Alison . . . . .	1
II. Das Haus des Grafen Basselet von Larosée . . . . .	19
III. Madame Joli-Chaubron . . . . .	30
IV. Fragmente aus meiner Lebensgeschichte. — Celtfame i. J. 1819 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hof- rath Rahlmann . . . . .	39
V. Tragikomische Abenteuer einer Reisenacht . . . . .	65
VI. Die Anspacher Kanni . . . . .	73
VII. August Lewald . . . . .	88
VIII. Julius v. Hof . . . . .	98
IX. Friedrich v. Gölln . . . . .	113
X. K. Büffel und dessen Anaglyphe . . . . .	123
XI. Adolph Bäuerle . . . . .	130
XII. Chevalier v. B'le, die Grazen und die seidene Schur . . . . .	136
XIII. Saphir in München . . . . .	150
XIV. Ferdinand Raimund . . . . .	157
XV. Stanislaus Schmitt . . . . .	171

---

**X**

---

	Seite
<b>XVI.</b> Oberst Gustavson . . . . .	179
<b>XVII.</b> Die Cholera in Wien und in München. Paralleli- sirende Humoreske . . . . .	187
<b>XVIII.</b> Die Geschichte vom Kropfe . . . . .	199
<b>XIX.</b> Der Besuch aus der Provinz . . . . .	202
<b>XX.</b> Die Provinzbewohnerin in München. Nach der mündlichen Erzählung einer liebenswürdigen Münch- nerin. Seitenstück zum „Besuch aus der Provinz“	211
<b>XXI.</b> Einige bisher gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons . . . . .	225

---

# I.

## W i f o u.

Nur bevor im April des Jahres 1809 der große Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich entbrannte, stand die bayerische Armee, unterstützt von nur sehr kleinen Abtheilungen des Dubinof'schen Korps, in engen Kantonnirungen an den österreichischen Grenzen.

Ich diente damals als sechzehnjähriger Lieutenant im bayerischen sechsten Feldjäger-Bataillon Laroche. Die Kompagnie, welcher ich zugetheilt war, hatte nebst einem französischen Husaren-Detachement ein Dörfchen inne, welches kaum zehn Häuser zählte.

Welche Nummer das Regiment führte, zu welchem unsere Husaren gehörten, weiß ich nicht mehr anzugeben, allein die Leute, meist junge Asiaten, trugen ziegelrothe Inerpressbles und dunkelgrüne Dollmans.

Unter jenem Detachement nun befanden sich zwei Husaren, Vater und Sohn, welche sogleich meine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselten. Der Vater, Wachtmeister Durand, war ein mit Narben bedeckter, ernstester und würdiger Veteran, der un-

ter Buonapartes Fahnen schon in Aegypten mit Auszeichnung gefochten hatte und dessen Brust das Kreuz der Ehrenlegion schmückte. In dem Sohne dagegen konnte selbst ein wenig geübtes Auge ein verkleidetes schlankes Mädchen nicht verkennen, auch nannten die übrigen Franzosen den zarten, allertliebsten Husaren nur Monsieur Alison (Elisabethchen).

Alisons Physiognomie zeigte eines der blassen, und doch so schönen Gesichter mit großen, melancholisch blauen Augen und üppig goldenen Haaren — mit dem ätherischen Scheine, der nicht für diese Erde paßt, ein Gesicht, womit wir unwillkürlich die Idee eines frühen Todes verbinden. Des Mädchens Haltung war edel und verleugnete selbst unter dem Dollman zarte Weiblichkeit nicht.

Meine Kameraden — selbst unsern bejahrten Hauptmann nicht ausgenommen — hatten alle ein Auge auf den lebenswürdigen Husaren gerichtet; mich aber hatte Alison ganz und gar bezaubert und ihr Bild wich selbst im Schlafe nicht von mir.

Daß Alisons Geistesbildung sich weit über jene eines gewöhnlichen Husaren erhob, stellte sich dar. Uebrigens konnte man nicht leicht dazu kommen, das Husarenkind in ein längeres Gespräch zu verwickeln, denn Vater Durand hütete Alison mit Argusaugen und rief sie stets sogleich ab, wenn man mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte. Insbesondere uns deutschen Offizieren schien der Mann in gewisser Beziehung nicht vieles Gute zuzutrauen.

Indessen lächelte mir bald ein besseres Glück als meinen Kameraden.

Die Einwohner des Dörfchens, in welchem unsere Kompagnie und die Husaren im Quartiere lagen, waren selbst bei der höchsten

Anstrengung, und schon nach Verlauf weniger Tage, nicht mehr im Stande, für so viele Menschen Lebensmittel herbeizuschaffen, und ich wurde beordert mit einigen Wagen nach der nächsten Stadt, wo sich das Hauptquartier und Magazine befanden, zu fahren und aus den letztern Fleisch, Brod und Branntwein für unsere Mannschaften zu fassen.

Einige Schützen und Husaren sollten die Eskorte der Wagen bilden, und unter den letztern befand sich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, Alison; Vater Durand aber konnte nicht mitreiten, weil er Tags zuvor durch einen Sturz mit dem Pferde etwas beschädigt worden war.

Ich ließ die Wagen mit der Eskorte abfahren und ritt ganz allein mit dem anmuthigen Husarenkinde in einiger Entfernung hinterher. Alison saß auf ihrem kleinen, falben Pferdchen mit vieler Grazie und lenkte das muntere Thierchen mit großem Geschicke.

Jetzt mußte mir die Kleine Rede stehen und sie that es auch mit der unbefangenen und liebenswürdigsten Offenheit, ohne daß sie nur daran dachte, ihr Geschlecht verleugnen zu wollen.

Alison hatte sehr frühe ihre Mutter durch den Tod, verloren und war dann von einer sehr gebildeten Muhme erzogen worden, welche von einer mäßigen Pension in Straßburg lebte. Allein auch die Muhme war unlängst verstorben, hatte aber kein erhebliches Vermögen hinterlassen, und dem sechszehnjährigen, hilflosen Mädchen blieb beinahe kein anderer Ausweg offen, als bei fremden Leuten Dienste zu suchen. Allein Alison, als feiner gebildetes Mädchen, schauderte vor dem Gedanken der schändlichen rechtlichen Abhängigkeit einer gewöhnlichen Dienstmagd, und führte sofort mit großer Besonnenheit einen freilich etwas abentheuerlichen Plan aus. Die Muhme hatte der Kleinen doch eine mäßige baare



Summe hinterlassen, welche Alison dazu benützte, sich ein dressirtes Husarenpferd, Uniform und Rüstung anzuschaffen, und also ausgestattet, verlegte das kühne Mädchen dem Husarenregimente die Route, bei welchem ihr alter Vater diente und das so eben in Eilmärschen aus dem Innern Frankreichs dem Rheine zuzog.

Eines Tages stellte sich unser junger Husar dem Vater vor. Der Alte hatte Mühe in der Uniform seine Tochter zu erkennen, welche den Tod der Ruhme und zugleich den elgenen unerschütterlichen Entschluß verkündete, an des Vaters Seite als Husar im bevorstehenden Feldzuge kämpfen zu wollen. Man kann denken, daß der erfahrene Veteran Einsprache machte; er schlug der Tochter vor, wenigstens als Marktentenderin dem Regimente zu folgen. Alison aber verwarf den Vorschlag mit Inbignation, und glaubte, vielleicht nicht mit Unrecht, doch eher noch eine unbesleckte Weiblichkeit mit dem Säbel in der Faust, als mit dem Branntweinfäßchen auf dem Rücken, wahren zu können. Endlich ergab sich Durand vor der Hand dem Willen des Mädchens, und wohl mochte in Geheim dem alten Krieger der einzigen Tochter heroischer Sinn schmeicheln; er kannte bald selbst über die Leichtigkeit, mit welcher sich die Jungfrau in die Pflichten des neuen schweren Berufs zu fügen wußte.

So weit die kleine Jugendgeschichte Alison's. Uebrigens sprach das Husarenkind gut; sein Vortrag trug den Stempel einer sorgfältigen Erziehung und rein bewahrten sittlichen Gefühls an sich. Eine junge, für den Ruhm des geliebten Vaterlandes begeisterte Französin verstand Alison recht gut dem Kriegerstande seine hochpoetische Seite abzugewinnen; bei dem allen aber verleugnete sich ein dem Mädchen inwohnendes zartes und tiefes Gefühl, und neben dem Feuer der Begeisterung eine rührende kindliche Sanftmuth keineswegs; allein auch ein volles Maß nicht gewöhnlicher Schwärmererei machte sich deutlich genug bemerkbar.

Dazumal, selbst ein ziemlich überspannter Knabenjüngling, war ich über das ganze Wesen des lieblichen Husarenkinds höchlich entzückt, und machte dem Mädchen von meinem hohen Pferde herab eine sehr feurige und ernstlich gemeinte Liebeserklärung. Die Jungfrau schwieg, aber ein schnelles Roth überflog die blasse zarte Wange des interessanten Gesichtchens. Besorgt fragte ich endlich: „Theure Alфон! zürst du mir?“ und nun bot die Kleine mit einem mir unvergeßlichen Blick ihr allerliebstes rundes Händchen herauf neben meinem Pferde. Ob ich das Händchen ergriff, ob ich es herzlich küßte und herzte? und mein Aug — es sah den Himmel offen.

Die Stadt, in der ich die Lebensmittel zu empfangen hatte, war etwa drei Stunden von unserm Dörfchen entfernt, allein ich glaubte auf dem Hin- und Rückwege kaum ein halbes Stündchen zugebracht zu haben. Daß indessen Liebe in der That blind macht, mußte ich am Abende dieses Tages erfahren, denn ich hatte auf dem Rückwege von meinem Wagen ein halbes ausgehauenes Kalb und mehrere große Brode verloren, mußte den Schaden ersetzen und wurde noch obendrein von meinem alten Hauptmanne tüchtig ausgescholten; doch was kümmerten mich derlei Kleinigkeiten, ich dachte an nichts als an mein allerliebstes Husarenkind.

In der Nacht, welche diesem seligen Tage folgte, stiegen von einer nicht sehr fernen Höhe schnell hintereinander drei mächtige Raketen prasselnd zur Höhe. Es war dieses das Signal, daß die Oesterreicher die bayerische Grenze überschritten hatten. Laut riefen sich unsere Posten zu, Lärmen würde geblasen und im Dörfchen wurde es lebendig. Man zündete Riesenfackeln an und rüstete sich zum schleunigen Abzug, denn das Signal gab uns Ordre, die Kompagnie schnell mit dem Stabe des Bataillons zu vereinigen, und auch die Husaren hatten sich zurück zu ziehen zu ihrem Regimente.

Raum gewann ich Zeit meiner theuren Klison ein flüchtiges Lebewohl zu sagen, und noch einmal das allerliebste Händchen des reizenden Husarenkindeß zu drücken, dann schmetterten Hörner und Trommeten, und die bayerische Jägerkompagnie, so wie das französische Husarendetachement zogen in verschiedenen Richtungen aus dem Dörfchen.

Der Trost blieb mir, hoffen zu dürfen, mein Husarenkind im Verlaufe des Feldzuges öfters sehen und sprechen zu können, denn wir dienten ja bei einem und demselben Armeekorps.

Nachdem Oberstlieutenant von Baroche mit seinem Jägerbataillon zu der bayerischen Division Wrede, zu der es gehörte, gestoßen war, marschirten wir den ganzen Tag über und tief in die Nacht hinein, und als es tagte, standen wir den Oesterreichern gegenüber, deren schweres Geschütz uns donnernd begrüßte.

Der blutige Reigen war eröffnet und ein wichtiges Ereigniß folgte dem andern Schlag auf Schlag. Unser Bataillon kämpfte die große Schlacht bei Abensberg mit, und nahm hienauf den Flecken Pfeffenhausen mit Sturm. Viele Leute hatten wir verloren, doch war ich selbst bis jetzt unverfehrt geblieben.

Die auf allen Punkten geschlagenen Oesterreicher flohen aus Bayern ihren Grenzen zu; das Korps des Generals Hiller hatte seine Flucht über Landshut, Bilsbiburg und Neumarkt bewerkstelliget, und dieses letztere Korps in Eilmärschen zu verfolgen, blieb für den Augenblick die Bestimmung der Division Wrede.

Wir erreichten am 23. April gegen Mittag das Städtchen Neumarkt an der Rott. Unsere Rundschafter, die uns hier erwarteten, sagten aus: es habe Hiller bereits glücklich das österreichische Gebiet gewonnen.

Die gesammte Mannschaft der Division war nun seit mehreren Tagen nicht aus dem Feuer gekommen, hatte während der ganzen Zeit weder abgekocht, noch gehörig geschlafen, und die Erschöpfung der Soldaten hatte den höchsten Grad erreicht. Brepe, der rastlose Feldherr, überzeugte sich von der Nothwendigkeit, die Verfolgung des Feindes einstellen und seinen Kriegeren einige Ruhe gönnen zu müssen. Es wurde beschlossen, hinter der Kott feste Stellung zu nehmen, und in dieser den folgenden Tag zu erwarten.

Bekanntlich ist der Dienst der leichten Truppen anstrengender als jener der Linie; wohl hätte kein Bataillon in der Division eher der Erholung bedurft, als jenes des wackern Caroché, allein der Geist des neuern Kriegssystems ist gewohnt, leichten Truppen Uebermenschliches zuzumuthen, und für uns Jäger war vor der Hand noch an keine Ruhe zu denken.

Bereits waren zwei Eskadrons von den französischen Husaren mit den ziegelrothen Inexpressibles entsendet worden. Ihre Bestimmung hieß, die Kott zu passiren, auf der nach Salzburg führenden Landstraße vorzudringen, die Gegend zu recognosciren, allenfallsige österrreichische Versprengte aufzugreifen, und endlich bei herannahender Nacht unfern dem, zwei Stunden von Neumarkt entfernten Dörfchen Erharting Stellung zu nehmen. Das Jägerbataillon Caroché erhielt jetzt Ordre den Ziegelrothen zu folgen, um denselben nöthigen Falles zur Unterstützung zu dienen.

Wir erreichten noch bei guter Zeit die Gegend von Erharting. In der Nähe und von Fern ließ kein Oesterreicher sich blicken. Unser Caroché nahm eine treffliche Stellung; jede der vier Kompagnien sollte abgesondert auf jenen Punkten blwachen, von welchen aus für jeden Fall die Neymarkter Straße am süßlichsten zu beobachten und zu decken blieb. In einem weiten Halbkreis, in angemessener Entfernung, und vor unsern Stellungen bildeten die Ziegelrothen die äußerste Vorpostenlinie.

## VIII

unter seinem jetzigen Redakteure, dem geistreichen Balzac, von Neuem den Ton angehenden Journale.

Was endlich die in diesem Buche enthaltene Portraits berühmter oder berühmter Männer, mit welchen ich während meines viel bewegten Lebens näher bekannt wurde, betrifft, so sind dieselben zwar nur mit einigen kühnen Zügen, aber, wie ich glaube, mit Discretion skizzirt; wenigstens meine Widersacher habe ich bei weitem glimpflicher und anständiger, als es dieselben um mich verdient haben, behandelt.

**Der Verfasser.**

# IX

## Inhalt.

	Seite
An die Leser . . . . .	III
Vorwort . . . . .	V
I. Alison . . . . .	1
II. Das Haus des Grafen Basselet von Larosée . . . . .	19
III. Madame Joli-Chaudron . . . . .	30
IV. Fragmente aus meiner Lebensgeschichte. — Seltsame i. J. 1819 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hof- rath Wahlmann . . . . .	39
V. Tragikomische Abenteuer einer Reisenacht . . . . .	65
VI. Die Anspacher Ranni . . . . .	73
VII. August Lewald . . . . .	88
VIII. Julius v. Hof . . . . .	98
IX. Friedrich v. Göltn . . . . .	113
X. H. Büffel und dessen Anaglyphe . . . . .	123
XI. Adolph Bäuerle . . . . .	130
XII. Chevalier v. B*Ué, die Grafen und die seidene Schnur . . . . .	136
XIII. Saphir in München . . . . .	150
XIV. Ferdinand Raimund . . . . .	157
XV. Stanislaus Schmitt . . . . .	171

---

**X**

---

	Seite
XVI. Oberst Gustafson . . . . .	179
XVII. Die Cholera in Wien und in München. Paralleli- sirende Humoreste . . . . .	187
XVIII. Die Geschichte vom Kropfe . . . . .	199
XIX. Der Besuch aus der Provinz . . . . .	202
XX. Die Provinzbewohnerin in München. Nach der mündlichen Erzählung einer liebenswürdigen Münch- nerin. Seitenstück zum „Besuch aus der Provinz“	211
XXI. Einige bisher gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons . . . . .	223

---

# I.

## W i l f o n .

Kurz bevor im April des Jahres 1809 der große Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich entbrannte, stand die bayerische Armee, unterstützt von nur sehr kleinen Abtheilungen des D u d i n o t ' s c h e n Korps, in engen Kantonnirungen an den österreichischen Grenzen.

Ich diente damals als sechzehnjähriger Lieutenant im bayerischen sechsten Feldjäger-Bataillon L a r o c h e. Die Kompagnie, welcher ich zugetheilt war, hatte nebst einem französischen Husaren-Detachement ein Dörfchen inne, welches kaum zehn Häuser zählte.

Welche Nummer das Regiment führte, zu welchem unsere Husaren gehörten, weiß ich nicht mehr anzugeben, allein die Leute, meist junge Alfarients, trugen ziegelrothe Inerpressibles und dunkelgrüne Dollmans.

Unter jenem Detachement nun befanden sich zwei Husaren, Vater und Sohn, welche sogleich meine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselten. Der Vater, Wachtmeister D u r a n d, war ein mit Narben bedeckter, ernstester und würdiger Veteran, der un-



ter Buonapartes Fahnen schon in Aegypten mit Auszeichnung gefochten hatte und dessen Brust das Kreuz der Ehrenlegion schmückte. In dem Sohne dagegen konnte selbst ein wenig geübtes Auge ein verkleidetes schlankes Mädchen nicht verkennen, auch nannten die übrigen Franzosen den zarten, allertliebsten Husaren nur Monsieur Alison (Elisabethchen).

Alisons Physiognomie zeigte eines der blassen, und doch so schönen Gesichter mit großen, melancholisch blauen Augen und üppig goldenen Haaren — mit dem ätherischen Scheine, der nicht für diese Erde paßt, ein Gesicht, womit wir unwillkürlich die Idee eines frühen Todes verbinden. Des Mädchens Haltung war edel und verleugnete selbst unter dem Dollman zarte Weiblichkeit nicht.

Meine Kameraden — selbst unsern bejahrten Hauptmann nicht ausgenommen — hatten alle ein Auge auf den liebenswürdigen Husaren gerichtet; mich aber hatte Alison ganz und gar bezaubert und ihr Bild wich selbst im Schlafe nicht von mir.

Daß Alisons Geistesbildung sich weit über jene eines gewöhnlichen Husaren erhob, stellte sich dar. Uebrigens konnte man nicht leicht dazu kommen, das Husarenkind in ein längeres Gespräch zu verwickeln, denn Vater Durand hütete Alison mit Argusaugen und rief sie stets sogleich ab, wenn man mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte. Insbesondere uns deutschen Offizieren schien der Mann in gewisser Beziehung nicht vieles Gute zuzutrauen.

Indessen lächelte mir bald ein besseres Glück als meinen Kameraden.

Die Einwohner des Dörfchens, in welchem unsere Compagnie und die Husaren im Quartiere lagen, waren selbst bei der höchsten

Anstrengung, und schon nach Verlauf weniger Tage, nicht mehr im Stande, für so viele Menschen Lebensmittel herbeizuschaffen, und ich wurde beordert mit einigen Wagen nach der nächsten Stadt, wo sich das Hauptquartier und Magazine befanden, zu fahren und aus den letztern Fleisch, Brod und Branntwein für unsere Mannschaften zu fassen.

Einige Schützen und Husaren sollten die Eskorte der Wagen bilden, und unter den letztern befand sich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, Alison; Vater Durand aber konnte nicht mitreiten, weil er Tags zuvor durch einen Sturz mit dem Pferde etwas beschädigt worden war.

Ich ließ die Wagen mit der Eskorte abfahren und ritt ganz allein mit dem anmuthigen Husarenkinde in einiger Entfernung hinterher. Alison saß auf ihrem kleinen, falben Pferdchen mit vieler Grazie und lenkte das muntere Thierchen mit großem Geschick.

Jetzt mußte mir die Kleine Rede stehen und sie that es auch mit der unbefangenen und liebenswürdigsten Offenheit, ohne daß sie nur daran dachte, ihr Geschlecht verleugnen zu wollen.

Alison hatte sehr frühe ihre Mutter durch den Tod verloren und war dann von einer sehr gebildeten Muhme erzogen worden, welche von einer mäßigen Pension in Straßburg lebte. Allein auch die Muhme war unlängst verstorben, hatte aber kein erhebliches Vermögen hinterlassen, und dem sechszehnjährigen, hilflosen Mädchen blieb beinahe kein anderer Ausweg offen, als bei fremden Leuten Dienste zu suchen. Allein Alison, als feiner gebildetes Mädchen, schauderte vor dem Gedanken der schändlichen knechtischen Abhängigkeit einer gewöhnlichen Dienstmagd, und führte sofort mit großer Besonnenheit einen freilich etwas abentheuerlichen Plan aus. Die Muhme hatte der Kleinen doch eine mäßige baare

ROY WIM  
DISEN  
YRABU

## Vorwort.

Nicht kann es geleugnet werden, daß sich geniale Dichtungen in einen Zauber zu hüllen vermögen, welchen eine schlichte Darstellung wirklich erlebter, wenn auch nicht uninteressanter Begebenheiten kaum zu erreichen im Stande sein wird. Dagegen übt aber wieder die Wahrheit eine eigene Macht auf uns verwandte und befreundete Seelen.

Ein Schriftner, von dem die Herrn *marchands d'esprit* — wie Voltaire die Buchhändler nennt —

während etwa zwanzig Jahren nahe an hundert Bände \*) drucken ließen, welche Werke nicht nur häufig wiederholte Auflagen, sondern selbst Uebertragungen in fremde Sprachen erlebten \*\*), dürfte doch wohl nicht der Unbescheidenheit beschuldigt werden, wenn er sich mit der Ueberzeugung schmeichelt: Er müsse denn doch wohl sein eigenes Publikum haben, ein Publikum, welches ihm zu entfrem-

---

\*) Man sehe „Neußels gelehrtes Deutschland“ oder „das gelehrte München i. J. 1834.“

\*\*\*) So z. B. wurde mein Roman „Theobora, die Leipziger Jungemagd“ (Kollmannscher Verlag in Leipzig) bei Korn in Breslau ins Polnische übertragen, und vor wenigen Monaten erst erschien von der zweiten Auflage meines „Taschenbuchs für Reisende durch Bayerns und Tyrols Hochlande etc.“, eine französische Uebersetzung, welche folgenden Titel führt: *Guide de Voyageur dans le Tyrol, a travers le Wurtemberg, la Haute-Baviere en passant par les contrees du Berchtesgaden et de Salzbourg etc. par M. Schaden, traduit de l'Allemand par M. Henri Viger. Paris Magasin des itinéraires de Richard, 1837.*

den alle Anstrengungen noch so feindlich gestimmter Rezensenten nicht vermindert waren.

In diesem meinem Publikum nun suche ich die mir befreundeten Seelen, welche sicher die Schilderung wirklich vom Autor erlebter Schicksale mit nicht geringerer Theilnahme empfangen werden, als dieses bei den unzähligen Dichtungen des Verfassers der Fall war.

Nur ein einziger unter denen im gegenwärtigen Werkchen aufgenommenen Aufsätze ist — nicht unbedingt Original. Die Geschichte der mit einem Provinzbewohner zu München in der That bestandenen Abenteuer ist nämlich einem neuen Capriccio ähnlicher Tendenz von Paul Vermont einigermaßen nachgebildet, welches Capriccio der sinnig-gallische Schriftner in der Revue de Paris abdrucken ließ, diesem nur für die höhere Pariser Welt berechnet, und in der französischen Belletristik

## VIII

unter seinem jetzigen Redakteure, dem geistreichen Balzac, von Neuem den Ton angehenden Journale.

Was endlich die in diesem Buche enthaltene Portraits berühmter oder berühmter Männer, mit welchen ich während meines viel bewegten Lebens näher bekannt wurde, betrifft, so sind dieselben zwar nur mit einigen kühnen Zügen, aber, wie ich glaube, mit Discretion skizzirt; wenigstens meine Widersacher habe ich bei weitem glimpflicher und anständiger, als es dieselben um mich verdient haben, behandelt.

**Der Verfasser.**

# IX

## Inhalt.

	Seite
An die Leser . . . . .	III
Vorwort . . . . .	V
I. Alison . . . . .	1
II. Das Haus des Grafen Basselet von Larosée . . . . .	19
III. Madame Joli-Chaubron . . . . .	30
IV. Fragmente aus meiner Lebensgeschichte. — Seltsame i. J. 1819 in Leipzig erlebte Abenteuer. — Hof- rath Wahlmann . . . . .	39
V. Tragikomische Abenteuer einer Reisenacht . . . . .	65
VI. Die Anspacher Ranni . . . . .	73
VII. August Lewald . . . . .	88
VIII. Julius v. Hof . . . . .	98
IX. Friedrich v. Göltn . . . . .	113
X. H. Büffel und dessen Anaglyphe . . . . .	123
XI. Adolph Bäuerle . . . . .	130
XII. Chevalier v. B'acé, die Grazien und die seidene Schnur . . . . .	136
XIII. Saphir in München . . . . .	150
XIV. Ferdinand Raimund . . . . .	157
XV. Stanislaus Schmitt . . . . .	171



---

**X**

---

	Seite
XVI. Oberst Gustavson . . . . .	179
XVII. Die Cholera in Wien und in München. Paralleli- sirende Humoreste . . . . .	187
XVIII. Die Geschichte vom Kropfe . . . . .	199
XIX. Der Besuch aus der Provinz . . . . .	202
XX. Die Provinzbewohnerin in München. Nach der mündlichen Erzählung einer liebenswürdigen Münch- nerin. Seitenstück zum „Besuch aus der Provinz“	211
XXI. Einige bisher gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons . . . . .	223

---

## I.

### W i f o n .

Kurz bevor im April des Jahres 1809 der große Kampf zwischen Frankreich und Oesterreich entbrannte, stand die bayerische Armee, unterstützt von nur sehr kleinen Abtheilungen des Dubinot'schen Korps, in engen Kantonnirungen an den österreichischen Grenzen.

Ich diente damals als sechzehnjähriger Lieutenant im bayerischen sechsten Feldjäger-Bataillon Paroche. Die Kompagnie, welcher ich zugetheilt war, hatte nebst einem französischen Husaren-Detachement ein Dörfchen inne, welches kaum zehn Häuser zählte.

Welche Nummer das Regiment führte, zu welchem unsere Husaren gehörten, weiß ich nicht mehr anzugeben, allein die Leute, meist junge Alsatiens, trugen ziegelrothe Inerpressibles und dunkelgrüne Dollmans.

Unter jenem Detachement nun befanden sich zwei Husaren, Vater und Sohn, welche sogleich meine Aufmerksamkeit in einem hohen Grade fesselten. Der Vater, Wachtmeister Durand, war ein mit Narben bedeckter, ernster und würdiger Veteran, der un-

ter Buonapartes Fahnen schon in Aegypten mit Auszeichnung gefochten hatte und dessen Brust das Kreuz der Ehrenlegion schmückte. In dem Sohne dagegen konnte selbst ein wenig geübtes Auge ein verkleidetes schlankes Mädchen nicht verkennen, auch nannten die übrigen Franzosen den zarten, allerliebsten Husaren nur Monsieur Alison (Elisabethchen).

Alisons Physiognomie zeigte eines der blassen, und doch so schönen Gesichter mit großen, melancholisch blauen Augen und üppig goldenen Haaren — mit dem ätherischen Scheine, der nicht für diese Erde paßt, ein Gesicht, womit wir unwillkürlich die Idee eines frühen Todes verbinden. Des Mädchens Haltung war edel und verleugnete selbst unter dem Dollman zarte Weiblichkeit nicht.

Meine Kameraden — selbst unsern bejahrten Hauptmann nicht ausgenommen — hatten alle ein Auge auf den lebenswürdigen Husaren gerichtet; mich aber hatte Alison ganz und gar bezaubert und ihr Bild wich selbst im Schlafe nicht von mir.

Daß Alisons Geistesbildung sich weit über jene eines gewöhnlichen Husaren erhob, stellte sich dar. Uebrigens konnte man nicht leicht dazu kommen, das Husarenkind in ein längeres Gespräch zu verwickeln, denn Vater Durand hütete Alison mit Argusaugen und rief sie stets sogleich ab, wenn man mit ihr eine Unterhaltung anzuknüpfen versuchte. Insbesondere uns deutschen Offizieren schien der Mann in gewisser Beziehung nicht vieles Gute zuzutrauen.

Indessen lächelte mir bald ein besseres Glück als meinen Kameraden.

Die Einwohner des Dörfchens, in welchem unsere Kompagnie und die Husaren im Quartiere lagen, waren selbst bei der höchsten

Anstrengung, und schon nach Verlauf weniger Tage, nicht mehr im Stande, für so viele Menschen Lebensmittel herbeizuschaffen, und ich wurde beordert mit einigen Wagen nach der nächsten Stadt, wo sich das Hauptquartier und Magazine befanden, zu fahren und aus den letztern Fleisch, Brod und Branntwein für unsere Mannschaften zu fassen.

Einige Schützen und Husaren sollten die Eskorte der Wagen bilden, und unter den letztern befand sich, zu meinem unaussprechlichen Vergnügen, Alison; Vater Durand aber konnte nicht mitreiten, weil er Tags zuvor durch einen Sturz mit dem Pferde etwas beschädigt worden war.

Ich ließ die Wagen mit der Eskorte abfahren und ritt ganz allein mit dem anmuthigen Husarenkinde in einiger Entfernung hintenher. Alison saß auf ihrem kleinen, falben Pferdchen mit vieler Grazie und lenkte das muntere Thierchen mit großem Geschicke.

Jetzt mußte mir die Kleine Rede stehen und sie that es auch mit der unbefangenen und lebenswürdigsten Offenheit, ohne daß sie nur daran dachte, ihr Geschlecht verleugnen zu wollen.

Alison hatte sehr frühe ihre Mutter durch den Tod, verloren und war dann von einer sehr gebildeten Muhme erzogen worden, welche von einer mäßigen Pension in Straßburg lebte. Allein auch die Muhme war unlängst verstorben, hatte aber kein erhebliches Vermögen hinterlassen, und dem sechszehnjährigen, hilflosen Mädchen blieb beinahe kein anderer Ausweg offen, als bei fremden Leuten Dienste zu suchen. Allein Alison, als feiner gebildetes Mädchen, schauderte vor dem Gedanken der schändlichen Abhängigkeit einer gewöhnlichen Dienstmagd, und führte sofort mit großer Besonnenheit einen freilich etwas abentheuerlichen Plan aus. Die Muhme hatte der Kleinen doch eine mäßige baare

peinliche Stunde. — Mit dem Schlags ein Uhr endete plötzlich der gespenstige Humor und es waltete durch das ganze weite Haus die vorige Grabesstille.

Ich wurde nach und nach ruhiger und suchte mir das Morgenfallene auf natürliche Weise zu erklären, doch wollte es mir damit nicht recht gelingen. Gegen Morgen fiel ich wieder in einen unruhigen Schlummer, aus dem ich endlich durch meinen Diener erweckt wurde, der mit der glücklich aufgefundenen Priestertasche triumphirend vor meinem Lager stand. Bald erschien auch der gräßliche Kakai mit dem Frühstücke, sich entschuldigend, daß er in vergangener Nacht durch ungewöhnlich festen Schlaf übermannt und verhindert worden sei, sich nach mir umzusehen.

Die innere Ausstattung des gräßlichen Larosée'schen Hauses entsprach dazumal wenig der Zeit, in welcher man lebte. Die Wände der großen Zimmer waren mit schweren grünen, oder karminrothen Seidenstoffen bekleidet, die Decken mit seltsamen Krabesken geschmückt, Spiegel und Stühle in lange vergoldete Rahmen eingefast. Alle Meubles stellten sich prachtvoll und wohl erhalten dar, allein der Form nach gehörten sie unverkennbar dem Zeitalter des gallischen vierzehnten Ludwigs an, denn bekanntlich huldigte man in den Häusern der deutschen Großen in jener Zeit schon dem französischen Geschmacke. Die altmodischen schweren Komoden und porphyrenen Kamine waren im reichsten Maße mit jenen ausländischen alterthümlichen, und doch in unserer allerneuesten Zeit wieder so modischen Zändeleien versehen. Da standen japanische und sinesische Vasen von grünem und goldenem Porzellan und buntem Glase; andere Glasuren, roth und schwarz; Sarcifaturen brennend roth gemalt u. dgl. m. Nichtsdestoweniger trug aber hier alles dennoch jenes so ernste Gepräge des Alters

Thum, welches zeigte, daß man sich auf die Nothe von Erinnerungen verließ.

Der Ton der Bewohner dieses Hauses entsprach vollkommen dessen Ausstattung. Vom obersten Familienhaupte hernieder, bis zum niedrigsten der alten Diener huldigte man einem gewissen feierlichen Anstande und einer schweizernnen Grandezza: alle Berichtigungen wurden mit größter Pünktlichkeit und ruhiger Gemessenheit auf den Stockschlag vollzogen, und nichts wurde von jenem Stören und polternden Geräusche vernommen, welches in unserer Zeit den modernen Haushalt der Großen nicht zu seinem Vortheile auszeichnet, wobei neben anständiger Fülle eine nicht kniderische, sondern eine höchst verständige und nichts unnütz verschwendende Nützlichkeit walte.

In später Morgenstunde an jenem Tage, welcher der ersten ängstlichen Nacht folgte, die ich in diesem Palaste erlebt hatte, besuchte mich die Gräfin Mutter mit einem Besuche.

Die Dame mochte bezumal, schon etwa sechzig Lebensjahre zählen, allein eine feierliche Haltung und edler Anstand charakterisirten eine zarte Gestalt, die eben dadurch höher und größer erschien, als es wirklich der Fall war. Die Gräfin hatte viel Noth aufgelegt, allein das Gesicht verrieth in seinen noch immer seinen Zügen Spuren ehemaliger, nicht gewöhnlicher Schönheit. Die blauen Augen entbehrten nicht allen Feuers und blickten theilnehmend und mild, wobei das Kostüme der Dame ganz geeignet schien, der Erscheinung noch mehr Feiertlichkeit zu verleihen.

Auf der hohen blondgeputzten Haarfrisur der Gräfin mochte eine lange kattliche Feder. Eine alterthümlich gefasste Stirnbande von Rubinen und Smaragd bedeckte den zarten Hals mit seinen durchsichtigen Adern, und ein langes braunfarbiges Kleid von schwerem

Nichts mit großen blauen Blumen verzierte Heroldsberd bis zu den Hüften schwarzen Sammetpantoffeln mit hohen Absätzen, und mit blühenden Flitterchen übersät. Nichts fehlte als der Reifrock um das Kostüm einer vornehmen Staatsdame des vorigen Jahrhunderts darzustellen.

Die Gräfin unterhielt sich mit mir so gütig und herablassend, und gewann mein Vertrauen bald in solchem hohen Grade, daß ich es wagte, mein Abenteuer von der vorigen Nacht zu erzählen. Ich war darauf gefaßt, die hohe Dame von schweren Träumen, Visionen des Geistes u. dgl. sprechen zu hören.

Alein nachdem mich die Gräfin mit großer Aufmerksamkeit angehört hatte, erwiderte sie auf meine Mittheilungen mit selbstsamem Lächeln und zu meinem großen Erstaunen folgendes: „Ei, ei, also lassen sich die gespenstigen Ritter einmal wieder hören, es war seit länger als zwanzig Jahren der Fall nicht mehr. Doch beruhigen Sie sich mein Guter! Sie werden in diesem Hause nicht sterben, sonst hätten sich Ihnen die Gespenster in anderer Weise angekündigt. Wer diesen Spuch vernommen, gehört gleichsam zu unserm Hause, aber ich bitte mein Lieber! halten Sie, um unnütziges Aufsehen zu vermeiden, reinen Mund, und sollten Sie den Spuch noch einmal vernehmen, beten Sie ein andächtiges Vaterunser; Schaden werden Ihnen die gespenstigen Ritter nicht zufügen, dafür stehe ich Ihnen.“

Man wird leicht ermessen, daß meine Neugierde durch diese Worte aufs Höchste gespannt worden war. Ich bestürmte die Gräfin mit Bitten, ein Näheres über den Spuch mitzutheilen, allein vergebens! „Sie sollen vereinst mehreres über die Sache hören — sprach die Dame — allein es ist jetzt nicht an der Zeit, darum mein Lieber! gebulden Sie sich.“

Ball lernte ich die ganze würdige, geistliche Familie kennen. Der alte Graf hatte in seiner Jugend durch einen unglücklichen Schuß auf der Jagd das eine Auge verloren; seine Nase war von violetter Farbe und höchst unförmlich, allein die unschöne Hülle barg einen scharfen, höchst gebildeten Geist und das trefflichste aller Herzen.

Von den vier Sprossen des geistlichen Paares befanden sich nur zwei zu Hause. Der eine, Graf Desobres, erschien nur bei Tafel und hielt sich die übrige Zeit in seinen Zimmern verschlossen; er schien an einer Gemüthskrankheit zu leiden. Comtesse Josephine\*) aber gleich an Güte und Milde einem Engel und die ihnen ohne ihrer Meisterharte verflüchteten mir manche Stunde auf meinem Schmerzenslager. Eine ältere Schwester war an einem Grafen v. S. berg verheiratet und ein zweiter Bruder, Graf Kavler, hatte bereits als Stabsoffizier in mehreren Feldzügen Abbeeren gesammelt und blante jetzt als Oberst in der Leibgarde der Kaiserin (Arciere).

Dieser Graf Kavler war ein in der That höchst originelles Mann, ein gebornes Genie im ganzen Sinne des Wortes. Natur hatte einen Callot, Garrick, oder Beethoven schaffen wollen, alleis Geburtsverhältnisse lehnten sich gegen eine solche Bestimmung auf und machten aus dem Genie einen Hofschraberkeni. Das Genie fühlte sich nicht glücklich, beehrte häufig nicht glücklich genug die beengenden Schranken seiner Geburt und seines Standes, und wurde endlich von jener genialen Lebens-Tironie ergriffen, welche noch keinen Sterblichen glücklich gemacht hat.

\*) Diese Comtesse, an den Hrn. Staatsrath v. S. — l verheiratet, ist das einzige jetzt noch lebende Mitglied der ähtern geistlichen Laroischen Familie.



Ich verlebte mehrere Monate im gräflich Larose'schen Hause und wurde wackerlich von der Familie nicht anders gehalten, als deren Sohn.

Wenige Sommermonate brachte ich dann auf den herrlichen Gütern der Familie, in Pössenhofen und Garaghausen am Starenbergersee zu, und es stellte die milde Luft jenes reizenden Sees in der That meine sehr geschwächte Gesundheit in dem Grade wieder her, als es damals möglich war.

Lange Jahre blieb ich häufig von Mäusen getrennt; allein so oft ich nach der Hauptstadt kam, verfuhr ich nie im Larose'schen Hause Visite zu machen, und wurde dort stets mit gleichem Wohlwollen aufgenommen. Befand ich mich mit der alten Gräfin allein, wagte ich wohl zuweilen von jenem Spruch des Jahres 1809 zu sprechen, bis mir endlich die Dame einmal für immer sagte: „Wohlfahrt? ich mag davon nicht gern hören, die gespenstigen Ritter sind zur Ruhe gegangen und können sich nicht fürs der vernehmen; doch besuchen Sie mich, wenn ich einst auf dem Sterbebette liege, dann werde ich mein Wort lösen, und Ihnen vertrauen, was mir von der Sache bekannt geworden ist.“

Gräfin Ebergh, die älteste Tochter des gräflich Larose'schen Hauses, war längst verstorben; Gräfin Josephine hatte sich vermählt; der alte Graf und Präsident segnete das Zeitliche; auch sein Sohn der geniale Graf Xavier. Die Gräfin Mutter

\*) Diese schönen Güter wurden nach dem Absterben der älttern gräflichen Familie verkauft und sind nun Eigenthum J. R. S. der Frau Herzogin Ludovike Wilhelmine, geb. Prinzessin v. Bayern und Gemahlin des künigen Herzogs Maximilian in Bayern. Das herrliche Pössenhofen wird von der Frau Herzogin zur Sommerzeit bewohnt.

lebte noch in einem ungewöhnlich hohen Alter, endlich hieß es, auch sie befinde sich dem Tode nahe. Mit klopfendem Herzen schlich ich nach dem alten Palaste in der Burggasse; jetzt hoffte ich endlich Aufklärung über meine gespenstigen Ritter zu erhalten, doch meine Hoffnung wurde getäuscht; die alte Gräfin kämpfte bereits des Lebens letzten Kampf und Niemand wurde mehr vorgelassen.

Auch Graf Desider folgte schnell genug der Gräfin Mutter in ein besseres Leben, und Haus und Güter der ältern gräflichen Familie fielen nun an deren Enkel, welche auswärts wohnen. Mit dem alten Stammhause in der Burggasse sind mächtige Veränderungen vorgegangen. Neben dem hohen Porticus wurden Kaufmannsläden ausgebrochen und in denselben treiben Käsestecher und Tabackshändler ihr alltäglich Wesen. Der ehemalige poetische Typus ist ganz von diesem Hause gewichen; statt der feierlichen Stille waltet in jenen Hallen und in den weiten, hohen, kattlichen Sälen ein recht bürgerlicher und prosaischer Lärm, und wohl glaube ich, daß die gespenstigen Ritter den Leichen der alten gräflichen Familie in die Todtengruft gefolgt sein mögen, denn die rauhe Poesie des Geisterreiches mag nicht bestehen neben der schalen Alltäglichkeit des Lebens gemeiner Plebejer, die für nichts Sinn haben, als für ihr Geld und ihre sinkenden Waarenballen. Unschäbber aber werden die gereinigten sinnigen Leser die Gefühle zu würdigen wissen, mit welchen ich nun, oft noch und lange, das alte Haus in der Burggasse betrachte.

Am Tage aller Seelen walle ich alljährlich nach der Gruft, in welcher die ältere gräflich Larose'sche Familie nun ruht; ich hänge dann Blumenkränze an deren Todtenuernen auf, und bete mit gläubigem Herzen zu Gott dem Allmächtigen, für das Seelenheil der Entschlafenen.

## III

## Madame Joli-Chaudron.

Es war an einem trüben, nasskalten Novemberabende im Jahre 1816, als das Bataillon, bei welchem ich als Offizier im zweiten französischen Feldzuge Dienste leistete, sein ihm neu angewiesenes Standquartier, das freundliche Städtchen Bourbonne les Bains, im Departement der obern Marne, bezog.

Mein Quartierbillet lautete auf eine Madame Joli-Chaudron, welche eines der stattlichsten Häuser im Städtchen ihr Eigenthum nannte. Durchnächt bis auf die Haut und von einem höchst beschwerlichen Tagesmarsche sehr ermüdet, verspürte ich durchaus kein Verlangen, noch am bezeichneten Abende, mich meiner Madame Chaudron vorzustellen; ich ließ mir mein Zimmer anweisen, soupirte allein und sank bald in des Mohnbekränzten Morpheus Arme.

Am andern Morgen gedachte ich mich in die berühmten Fäulenden, natürlich warmen Bäder des Städtchens zu begeben und fand bereits mit Hut und Degen unter der Thüre, als mir unser Bataillonsadjutant entgegentrat, und den Degen mit großer Artigkeit aus meinen Händen nahm, indem er sprach: „Ich bebauere ganz unendlich, mein lieber Herr Kammerad! aber auf Befehl des Bataillonskommandos.“ —

Was war anders zu thun, als gute Miene zum schlimmen Spiele zu machen. Von dem Adjutanten erfuhr ich die Ursache meines Arrestes.

Ich war lebhaft mit einem Juge Schützen in Riviere les  
 Sauffes, einem kleinen Dörfchen unweit Langres, in Kantons-  
 nung gelegen, wo sich ein schönes Landstöß befand, in welchem  
 ich mein kleines Hauptquartier aufgeschlagen hatte. Der Besitzer  
 des Schlosses war Jagesitz und dabei ein alter, grämlicher, un-  
 gemein geiziger Krautjunker, von dem ich jeden Wiffen Brod, jedes  
 Gläschen feinem Weines durch Zank und Streit erkämpfen mußte,  
 und es war daher wohl kein Wunder, daß mir der langweilige  
 Aufenthalt in diesem verwünschten Schlosse höchst widerlich wurde.  
 Eines Tages schritt ich über einen der langen Corridore; ein al-  
 ter Topf stand mir im Wege, in meinem Unmuth stieß ich das  
 Gefäß mit dem Fuße bei Seite und der Topf ging in Trümmern.  
 In der folgenden Nacht kam zu meiner großen Freude Marschherd-  
 Mein ich hatte nur erst mit meinem Detachement das Dörfchen  
 verlassen, als mein grämlicher Krautjunker mit einem eignen Be-  
 ten einen Brief an unsern Bataillonschef sendete, und denselben  
 benachrichtigte, daß ich vor meinem Abmarsche das Schloß in  
 Riviere demolirt und ihn, den Krautjunker, beinahe ermordet  
 hätte. Das „audiamus et altera pars“ gehörte nicht unter die  
 Maximen unseres strengen Bataillonschefs und so sah ich im  
 Handereffe.

Als an jenem verhängnißvollen Morgen die Stunde herange-  
 kommen war, in welcher die Stille eines französischen Landstädt-  
 chens erlaubt, der Dame vom Hause Wiffte zu machen, wollte ich  
 von dieser Anstandsregel dennoch nicht Umgang nehmen.

Ich weiß nicht, wie es kam, daß ich der festen Ueberzeugung  
 lebte, Madame Soli-Chaudron müsse ein altes häßliches Müt-  
 terchen sein, allein der Augenschein überzeugte mich von Gegentheile.

In sehr verbindlicher Weise sah ich mich von Madame em-  
 pfangen; man nahm Platz im Divan.

Madame war eine schlanke Beunette und mochte etwa zwanzig und zwei Lebensjahre zählen. Ihr höchst interessantes Gesichtchen hatte die klare Olivenfarbe des Südens, aber von jenem frischen Roth, dem Zeichen eines lebhaften Temperaments, durchglüht, während die großen, dunkeln Augen Feuer sprühten. Ein schön schon geformter, aber nicht zu voller Busen, eine kleine runde Hand und ein feines Gesichtchen vereinigten sich zu einem allerliebsten Ensemble.

Nur wenig Wochen war Madame mit einem Eskadronschef der Kaisergarde vermählt gewesen, dann machte sie eine österröschische Kanonentugel schnell zur Wittwe. Ob diese kurze Ehe glücklich oder unglücklich gewesen, habe ich nie ergründen können, doch kann man beinahe in Versuchung das Letztere zu glauben, denn Madame sprach nicht gern von dem seligen Eskadronschef und gab dem Gespräche schnell eine andere Wendung, wenn die Conversation auf diesen Gegenstand führte.

Uebrigens hatte Madame in Paris eine gute Erziehung genossen und vereinigte mit dem feinsten Anstande der pariser Salons, natürliche Lebenswürdigkeit und eine nicht gewöhnliche Geistesbildung.

In der That verließ ich nach dieser ersten kurzen Visite Madame mit großer Zufriedenheit. Das späte Diner vereinigte uns wieder. Außer mir war noch ein zweiter bayerischer, bei Madame einquartirter Offizier, Graf Benzel-Steinau \*), der Etappenkommandant des Städtchens, bei Tische gegenwärtig.

Mit unübertrefflicher Gräce machte Madame die Honnors

\*) Er schläft bereits seit Jahren den langen Schlaf.

bei der Tafel; Graf Sternau war ein jovialer, herrlicher Gesellschafter, und ich fing allmählig an, mich in diesem Hause behaglich und meinen Arrest erträglich zu finden.

Nur beim Mittagessen wurde Graf Sternau sichtbar, seine übrigen Stunden nahmen Dienstgeschäfte hin, oder er suchte Zerstreuung ausser dem Hause. Ausgehen durfte ich nicht, in meinem einsamen Zimmer plagte mich Langeweile, und so war es denn wohl natürlich, daß ich, so viel es nur immer thuntlich blieb, die Gesellschaft meiner interessanten Hauswirthin suchte.

Madame hatte ihr Besizthum in Bourbonne nur erst vor kurzer Zeit durch Erbschaft gewonnen; ihr lebten für jezt im Städtchen weder Verwandte noch Bekannte, nie stellten sich Besuche ein und meine Gesellschaft schien Madame nicht beschwerlich zu fallen.

In einem hohen Grade besaß Madame Unterhaltungsgabe. Sie sprach, eine begeisterte Französin, voll Enthusiasm von Napoleon; in Paris war sie wie zu Hause, keine Intrigue des Hofes und der Salons schien ihr entgangen zu sein. Die Bekandame pflauderte Stunden lang mit bezaubernder Kadetz und ich wurde nicht müde, ihr zuzuhören.

Außerdem war Madame eine große Freundin der Lektüre. Abends saßen wir traulich beim hell lodernden Kaminfeuer und lasen einander wechselweise vor; die freundliche Wirthin gab sich unsägliche Mühe, meinen etwas unschönen und harten Accent zu verbessern.

Tragödien der ältern französischen Dichter las Madame mit besonderer Vorliebe, Begeisterung und wahrem innigen Gefühle. Häufig vergoß sie über einer schönen Phrasen der Voltaireschen Jaire oder irgend einer andern Theaterheldin Thränen. Einmal wagte

ich es, ein solches Thränen meiner liebenswürdigen Wirthin von der Wange zu küssen. Die Wange der Dame farbte sich höher, die langen seidenen Wimpern senkten sich nieder, eine Pause des Stillschweigens trat ein, aber Zeichen des Unwillens stellten sich nicht dar.

Bei solch' bewandten Umständen mußte man großer Lölpel gewesen sein, hätte man nicht Versuch der Art wiederholt. Bald genügte mir die Wange der holden Frau nicht mehr, ich wußte die Rosenlippen zu finden und meine Feuerküsse wurden endlich nicht minder leidenschaftlich erwidert. Es war wohl von keiner Seite erste Liebe, nichts desto weniger lebten wir nun in goldenen Stunden, und die Lektüre wurde minder eifrig betrieben, als ehedem.

Eines Tages fiel es Madame doch auf, daß ich nie das Haus verließ. Eine galante Antwort lag hier nahe genug, aber ich reichte damit nicht aus, und mußte die Wahrheit gestehen. Madame lachte herzlich und scherzte dann höchst launig, um ihren *pauvre prisonnier* — wie sie mich von nun an gerne und häufig nannte — zu zerstreuen.

„Aber ma chère Henriette! — fragte ich endlich — befürchten Sie nicht, daß die böse Laune des Wütherichs von Riviere Les Fausses auch einmal in Bourbonne wiederkehren könnte? befürchten Sie nicht, ich würde einmal Ihren herrlichen Service aus der Fabrik von Sèvres zertrümmern; oder ein anderes Unheil in Ihrem Hause anrichten.“

Sanft erröthend, mit gesenktem Blicke und einem unbeschreiblich anmüthigen Lächeln erwiderte Henriette: „Für meinen Service aus Sèvres ist mir zwar nicht bange, aber ich befürchte nichtsdestoweniger sehr, daß Sie auf dem geraden Wege sind, in diesem Hause großes Unheil anzurichten.“

Unheil anrichten in solcher Beziehung! Unheil anrichten im Herzen einer reizenden, geistreichen jungen Frau! — welche herrliche, welche begeisterte Hoffnung für einen verliebten, eiteln Mann! — Ach welche süße Bande verbinden sich mit diesem Begriffe! Wie gerne möchte ich heute noch solche Unheile anrichten, aber damit ist es nun leider vorbei, denn — *hinc illae lacrymae* — ich zähle bereits vierzig Lebensjahre und muß nun schon das Unheil-Anrichten dem jungen Deutschland überlassen.

Mein Verhältnis zu Henrietten gestaltete sich immer enger, wir wechselten Locken und Ringe, und Freund Sternau flüßerte mir ins Ohr: *Ah mon ami!* Ihr habt Euch in dem niedlichen Kesselfchen (*chaudron*) zu Bourbonne die Finger abscheulich verbrannt, und Guer Herz steht obendrein in Flammen.

In der That führte die Intrigue weiter, als ich Anfangs dachte, und Hymen selbst sollte mich mit der liebenswürdigen *Chaudron* verbinden.

In der Hauptsache waren wir einig, allein über die Art der Ausführung theilten sich die Ansichten'gewaltig. Ich schlug Madame vor, das Besitztum in Bourbonne zu verkaufen, der Armee nach Deutschland zu folgen und dort die Weinige zu werden. Davon aber wollte Henriette nicht hören; nach ihrem Plane sollte ich den Kranken spielen, das Bataillon ziehen lassen und hübsch im Städtchen bei Madame zurückbleiben. Von Bourbonne aus sollte ich dann meinen Abschied geben, Henriettens Gemahl werden und sofort als möglichst solider Spießbürger eines französischen Landstädtchens meine Tage verleben.

Es kamen hier väterländische Interesse ins Spiel, und keine der streitenden Parteien wollte der andern weichen. Madame, ein



allerliebste Tropföpfchen, begann nun zuweilen zu schmelzen, aber die Versöhnung mit allen ihren Reizen blieb nie lange aus. Nicht wohl absehen läßt es sich, welcher Theil am Ende der siegen geblieben wäre. Indes endete das ganze Verhältniß auf eine höchst seltsame Art.

Ich pflegte täglich früh Morgens mit dem Grafen Sterna u in dessen Arbeitszimmer, aus welchem man die Aussicht auf den Hofraum des Hauses hatte, den Caffee einzunehmen. So saß ich eines Morgens noch bei meiner Tasse, als der am Fenster stehende Graf plötzlich in ein schallendes Gelächter ausbrach, mich dann ans Fenster zog und mit seinem Finger, fortwährend lachend, nach einer Ecke des Hofraumes deutete. Meine Augen folgten der Richtung des gräßlichen Fingers; aber o Himmel! was mußte ich erblicken — ja, ich gerathe in der That in große Verlegenheit, indem ich, ohne den Anstand zu verlegen, nun dem geneigten Leser berichten soll, was ich dazumal erblickte, doch der Versuch muß nun schon einmal gewagt werden.

Madame Soli-Chaudron saß in einer Ecke des Hofraumes etwas niedergebückt, und verrichtete ein, an und für sich höchst unschuldiges Geschäft, dem sich in der Regel jeder Sterbliche ein Mal im Tage unterziehen muß, allein in Deutschland pflegt höchstens nur eine rohe Bauerbirne ein solches Geschäft auf dem offenen Hofe zu vollziehen, aber in Frankreichs Provinz gestalten sich freilich so manche Begriffe über Schicklich- und Unschicklichkeit ganz anders, als in unserm lieben Vaterlande. Lenoir's Fühner Pinsel hat manche obscene Attitüde, aber unseres Wissens doch nie eine wie die in Rede stehende, darge stellt.

Ich stand wie vernichtet. Es ist ein großer Gemeinplatz zu fragen: Wer begreift die Geheimnisse des menschlichen Herzens? und dennoch sieht man sich veranlaßt, so oft

die Frage zu wiederholen. Wie durch einen Zauber Schlag war es um meine heftige Leidenschaft geschehen, und mir wurde klar, nimmermehr konnte ich der Gatte dieser Frau werden.

Sternau hatte mich verlassen und die Ankunft des Bataillonsadjutanten erweckte mich aus meinem träumerischen Zustande. Der Mann brachte mir zur gelegenen Stunde meinen Degen wieder.

Schnell kleidete ich mich an und mied, ohne Madame zu sehen, das Haus. Ich ließ mich entschuldigen und erschien nicht beim Diner; auch Abends blieb ich weg und verbrachte den größten Theil der Nacht im Caffeehause am Karotische. Genau in derselben Art verlebte ich den folgenden Tag, aber vergebens suchte ich mich zu zerstreuen. Frühe oder spät mußte ich mich erklären, und was sollte ich sagen? — nicht gering war meine Verlegenheit.

Noch graute nicht der Tag und ich lag in unruhigen Träumen, da wirbelte der Generalmarsch durch die Straßen des Städtchens. Schnell wurde alles lebendig, ich trieb meinen Diener zur Eile, half selbst einpacken. Das Bataillon hatte in der Nacht Ordre erhalten, unverzüglich den Rückmarsch nach der Heimat anzutreten.

Jetzt war der Tag angebrochen. Ich stand marschfertig im Hausgange. Plötzlich öffnete sich die zu Madames Apartements führende Thüre. In ein elegantes, blüthenweißes Negligé gekleidet, trat Henriette hervor, reizender als je. Ein interessantes Bläß bedeckte der schönen Frau liebliches Gesicht, und mit zarter, bebender Stimme läspelte sie: Mais mon ami! dites moi un peu, pourquoi —

Ich ergriff Henriettens Hand und geleitete sie zu der Thüre, welche auf den Hofraum führte. Schweigend deutete ich

nach der verhängnißvollen Ecke hin. Madame verstand, bedeckte mit beiden Händen das Gesicht und kürzte zurück in ihr Schlafgemach.

Eine lange Pause folgte, ich stand verblüfft — endlich tönte vom Markte her der bayerische Schützenmarsch, und noch einmal öffnete sich die Thüre des Schlafgemachs. Henriette trat abermal hervor. Sie hielt nur noch die eine Hand leicht über den Augen und lachte aus vollem Halse; ich lachte mit. Ein Kuß noch wurde lachend gegeben, lachend erwidert. Jetzt saß ich auf meinem Pferde, lachend winkten wir uns das letzte Lebewohl zu, und ich sprengte von dannen.

M o o r e, der große Dichter der Britten, schrieb:

„Und Liebe, wo sie sündet, läßt  
Ein Herz, gebrochen und verzehret, zurück.“

Nun so schlimm war es mit uns nicht geworden. Mein und der Chaudron Herz waren ganz geblieben; so oft mir aber der Zufall jetzt noch die Locke und den Ring aus Bourbonne les Bains in die Hände spielt, muß ich immer herzlich lachen.

## IV.

**Fragmente aus meiner Lebensgeschichte.**  
**— Seltsame im Jahre 1816 in Leipzig**  
**erlebte Abenteuer. — Hofrath**  
**Wahlmann.**

Ich erhielt im Jahre 1808 das Offizierspatent, und war im Begriff von München nach Lindau im Bodensee abzureisen, denn in letzterer Stadt lag das Jägerbataillon in Garnison, bei welchem ich meine Anstellung erhalten hatte.

Als ich von dem geheimen Rathe v. Z —, einem sehr würdigen und in großem Ansehen stehenden Anverwandten, Abschied nahm, führte mich derselbe in sein Cabinet, und redete mich also an:

„Lieber Better! Sie sind nun Offizier und gewissermaßen selbstständig. Jetzt erachte, ich es an der Zeit, Ihnen ein Geschenk zu behändigen, welches Ihnen längst zugebacht ist. Es wird Sie, wenn Sie sich einst verehelichen wollen, in Stand setzen, die Kaution zu erlegen, auch bleibt wohl noch ein Kapitälchen zur ersten Einrichtung übrig.“

Ich horchte hoch auf, hier konnte von keinem ganz unbedeutenden Geschenke die Rede sein, denn die Heirathskaution eines bayerischen Offiziers betrug dazumal viertausend Gulden.

Herr v. K — langte aus dem Sekretär eine Urkunde hervor, und überreichte mir dieselbe. Ich schlug das Papier auseinander. Es war eine auf 5500 Gulden von einem Baron v. M — auf dem geheimen Rath von K — ausgestellte Schuldbeschreibung, in welcher als Sicherung des Gläubigers ein dem Baron gehöriges Schloß im Dorf B. nebst einigen Grundstücken aufgeführt waren. Bei dieser Urkunde befand sich eine zweite, durch welche Herr v. K — jenes Kapital in hergebrachter Form an meine Person cedirte.

Ich war ungemein gerührt und überrascht. Der geheime Rath nahm wieder das Wort. „Rechnen Sie mir, lieber Vetter! — sprach der rebliche Mann — das Geschenk nicht zu hoch an, denn ich mache damit nur eine Verbindlichkeit quitt, die ich Ihrem Vater hatte, und es könnte aus diesen und andern triftigen Gründen das Kapital keinen Falls auf meine eigenen Kinder übergehen. Doch geben Sie auch Ihr Ehrenwort, daß Sie von der Sache kein Aufhebens machen, und während meiner Lebenszeit weder darüber mit andern Gliedern unserer Familie reden, noch aber je das Kapital ohne mein Wissen und Willen aufkünden wollen.“

Ich gab das verlangte Ehrenwort, dankte dem großmüthigen und gewissenhaften Manne für sein Geschenk aus aufrichtigem Herzen innig, steckte meine Papiere in die Tasche und reiste des andern Tages an den Ort meiner Bestimmung ab.

Der Baron v. M —, auch ein weitläufiger Verwandter meiner Familie, war ehedem in einem kleinen an Bayern angrenzenden Staate im Besitze einer sehr einträglichen Sinecure gewesen, wurde aber, nachdem jenes Ländchen Bayern einverleibt worden, pensionirt. Uebrigens blieb des Barons Ruf sehr zweideutig. Er hatte mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin v. K — L, ein bedeutendes Vermögen ererbt, behandelte aber die Unglückliche und

seine Untergebene auf die roheste Weise. Ferner war R — ein berühmter Hazardspieler; jede Woche fuhr er zwei oder drei Mal nach X —, einer benachbarten großen Stadt, legte in einem gewissen Gasthose, hinter verschlossenen Thüren, Karobank auf und zog in aller Ordnung reiche Mutterföhnen bis aufs Hemde aus.

In einem an den Baron erlassenen Schreiben machte ich ihm in geziemender und höflicher Weise bekannt, wie ich an das geheime Rathes v. X — Stelle nunmehr sein Gläubiger geworden. Der Baron erwiederte, daß ihn über diese Angelegenheit der geheime Rath selbst bereits verständiget habe, und daß er nicht verfehlen werde, das Kapital nach wie vor pünktlich zu verzinsen, und somit erschien Alles gehörig geordnet.

Durch eine eigene, „Alison“ überschriebene Erzählung hat der geneigte Leser erfahren, unter welchen wenig erfreulichen Umständen ich das Unglück hatte, in einem verhängnißvollen Nachtgefechte bei Neumarkt an der Kott schwer verletzt zu werden.

Sehr langsam ging meine Heilung von Statten, und am Ende erklärten mich unsere obersten Feldärzte, durch amtlich ausgestelltes Zeugniß, als untauglich für den Felddienst.

Felddienst-untaugliche Offiziere konnten bazumal in Bayern nicht mehr avanciren, wohl aber hatten sie Anspruch im Civilstaatsdienste in geeigneter Art untergebracht zu werden.

Ich machte solche Ansprüche geltend und sollte im Jahre 1812 gerade angestellt werden, als die bayerische Armee beordert wurde, nach Rußland zu marschiren. Dieses Ereigniß veränderte plötzlich den Stand der Dinge. Es wurde für den Dienst im Innern ein Mangel an Offizieren fühlbar, und selbst Felddienstuntaugliche mußten sich nach Maßgabe ihrer Kraft und Befähigung verwenden lassen.

Ich wurde als Erzieher und Adjutant im königlichen Kadetten-Korps zu München angestellt, und als ich wegen meiner sehr geschwächten Brust diese Stellung in die Länge nicht behaupten konnte, zum Platzadjutanten in Reympten ernannt.

Die Platzadjutantenstelle in einer kleinen Stadt oder Festung bleibt auch nichts weiter, als eine Art Sinecure, und ich fühlte mich in meiner damaligen Bestimmung wenig behaglich.

Als Napoleon Elba verlassen hatte, befand sich durch die mir vergönnt gewesene längere Ruhe meine Gesundheit dermaßen erkrankt, daß ich sogleich um Wiedereinreihung in die aktive Armee nachsuchte. Ich wurde auch in der That als Adjutant dem Hauptreservepatte der Armee beigegeben, und als dieser nach endlich eingetretener Waffenruhe aufgelöst wurde, zur Dienstleistung bei einem unserer National-Feldbataillone beordert.

Nach geschlossenem Frieden wieder ins Vaterland zurückgekehrt, eilte ich nach München, um meine Wiedereinreihung im aktiven Heere und die Herstellung meiner Ancienneté zu betreiben. Der damalige Kriegsminister, Herr v. L\*\*\*\*, gab mir den Bescheid, „daß trotz meiner nun geleisteten erspriesslichen Felddienste meinem Gesuche die frühern Aussprüche der königlichen Sanitäts-Commissionen entgegen ständen, daß ohnehin durch die Einreihung der Nationalfeldbataillons-Offiziere die Armee über Bedürfnis versehen sei, daß ich aber zu einiger Belohnung meiner langen und treuen Dienste zum Oberleutnant bei der Veteranenanstalt Donauwörth demnächst befördert werden sollte.

Die Aussicht, als junger, wissenschaftlich ausgebildeter Offizier nun den ganzen übrigen Rest meines Lebens in einem kleinen Landstädtchen in müßiger Lage unter ergrauten Kriegern zubringen zu müssen, war für einen lebhaften Geist zu abschreckend, als daß

ich nicht hätte versucht werden müssen, einer solchen trüben Bestimmung nach Kräften entgegen zu arbeiten, und ich faßte daher den Entschluß, meine früher erlangte Befähigungen und Ansprüche oberwärts geltend zu machen, und eine Anstellung im CivilStaatsdienste nachzusuchen. Bei dieser Gelegenheit sagte mir einer der damals höchst gefesteten Staatsdiener: „Es thäte mir wahrhaft leid, wenn ich Ihre seltene Fähigkeiten in einem subalternen Staatsdienste sollte zu Grunde gehen sehen. Sie haben das Gymnasium absolvirt, nehmen Sie doch vorerst die Pension und befähigen Sie sich auf einer tüchtigen Hochschule zum höhern Staatsdienste; namentlich rathe ich Ihnen das Studium der Statistik an, dafür geschah in unserm Vaterlande bisher nicht Bedeutendes, doch wird es in der Folge anders werden, und wenn Sie wissenschaftlich für das Fach ausgebildet in ein paar Jahren wiederkehren, kann Ihnen bei bereits begründeten Ansprüchen eine ehrenvolle Stellung im höhern Staatsdienste unmdglich entgehen.“

Dieser wohlgemeinte und verständige Rath reizte mich dergestalt an, daß ich zur Stelle entschlossen blieb, demselben nachzukommen. Der wackere geheime Rath v. K — war indessen verstorben, und ich konnte demnach über das beim Baron W — aufliegende Kapital frei und unbeschränkt disponiren; dieses Kapital aber sollte mir die Mittel an die Hand geben, einige Jahre sorgelos in vorzüglichen deutschen Hochschulen studiren und etwa noch eine zu meiner weiteren Ausbildung dienliche Reise unternehmen zu können.

Vorerst war ich gewillt, ein Semester lang die Universität in Leipzig zu frequentiren, weil ich dort nebenher einen beträchtlichen Theil des großen deutschen Handels in der Nähe zu beobachten Gelegenheit finden könnte, dessen nähere Kenntniß mir für das specielle Fach, zu dem ich mich auszubilden gedachte, von großem Nutzen seyn mußte.



Ich schrieb nun an den Baron v. M —, unterrichtete ihn von meinen damaligen Verhältnissen und Entschlüssen, sagte das bei ihm stehende Kapital auf, und fragte zugleich, an, ob er wohl geneigt und im Stande wäre, mir das Kapital zurückzubezahlen, weil ich im entgegengesetzten Falle veranlaßt sein würde, meine Forderungen an einen Dritten zu verkaufen, um die zur Realisirung meiner Lebenspläne nöthigen Summen in die Hände zu bekommen.

Uebrigens ließ ich mich, bei solch' gestalteten Umständen, Seiner Majestät dem höchst seligen König vorstellen, offenbarte demselben in Unterthänigkeit meinen Lebensplan, und um denselben ungestört und konsequent verfolgen zu können, bat ich um allergnädigste Bewilligung der Normalpension und mit Fortbezug derselben zugleich um einen-zweijährigen Reiseurlaub; der hochherzige und edle König Maximilian Joseph gewährte sogleich meiner unterthänigsten Bitte allerhulbvolteste Zusage, und trug mir auf, von dieser allergnädigsten Bewilligung den Herrn Kriegsminister v. E\*\*\*\* in Kenntniß zu setzen. Allein Herr v. E\*\*\*\* nahm sehr ungnädig auf, daß ich es gewagt, mich persönlich an des Königs Majestät zu wenden, und widersetzte sich hartnäckig meiner Pensionirung, da dieselbe bei meinen jungen Jahren und noch anderweltiger Dienstbrauchbarkeit durchaus nicht mit denen ein Mal feststehenden Grundsätzen in Einklang zu bringen sein sollte.

Bei dieser ungünstigen Lage der Dinge war ich nothgedrungen, mich noch einmal der allerhöchsten Person des Königs vorzustellen, bei welcher Gelegenheit Seine Majestät, nachdem Allerhöchstdieselbe mich hulbvollest angehört, in die mir stets unvergeßlichen Worte ausbrach: „Um der Geschichte ein Ende zu machen, nehmen Sie den Abschied als Offizier à la Suite; es gilt gleichviel und Sie sollen dabei eher gewinnen als verlieren; die Pension zahle ich Ihnen aus meiner Privatkasse; Ihre Ansprüche bleiben dieselben;

„Ardiren Sie nur thätig darauf los, und eine gute Anstellung soll Ihnen nicht entgehen.“

Diesem allerhöchsten Befehle gemäß schied ich nun auch sogleich als Oberlieutenant à la Suite aus dem engern Militärverbande der bayerischen Armee aus, und konnte nun gehen, wohin es mir beliebte.

Inzwischen war auch vom Baron M — eine über alle Erwartung günstige Antwort eingetroffen. Er schrieb, daß es ihm ganz und gar erwünscht sey, das in Rede stehende Kapital rückzuzahlen, und bestimmte einen Tag, an welchem er mich zuverlässig zur Abmachung dieses Geschäftes auf seinem Schlosse in B. erwarten wolle, bei welcher Gelegenheit er mir noch besondere, gewiß höchst interessante Eröffnungen zu machen habe.

Dieser Brief versetzte mich in eine große Spannung. Das Schloß des Barons war nur eine starke Tagreise von München entfernt, und genau zur gegebenen Stunde hielt mein Wagen an Ort und Stelle.

Es lag das Schloß selbst in einiger Entfernung vom Dorfe und in sehr einsamer Gegend. Die Burg war verfallen und schien gänzlich unbewohnt; die Paden an den Fenstern und das Eingangsthor selbst waren verschlossen; der Schloßgarten stellte sich ganz verwildert dar.

• Hier nun wohnte Baron M —, wie man mir schon im Gasthose des Dorfs gesagt — ganz allein mit weniger Dienerschaft, denn seine Gattin hatte schon vor drei Jahren eine Scheidung erzielt, und war zu ihrer Familie zurückgekehrt.

Nach wiederholtem heftigen Pochen am Schloßthore öffnete mir dasselbe endlich ein großer, mürrischer, schwarzer Bursche, der in eine alte, verschossene Jäger-Livree gekleidet war.

Ich nannte meinen Namen und verlangte dem Herrn Baron gemeldet zu werden. „Sie werden bereits erwartet — erwiederte der Jäger — belieben Sie nur mir zu folgen.“

Man führte mich verfallene Treppen auf und nieder, durch lange finstere Corridore, in ein Hintergebäude, in welchem endlich der Jäger eine Thüre öffnete und mich eintreten hieß.

Ich befand mich jetzt, wie es schien, in dem Empfangszimmer des Barons, allein ein Prunkzimmer konnte dasselbe nicht füglich genannt werden. An den rauchigen, einst weißen Wänden hingen einige mittelmäßige Delgemälde, sogenannte Jagdstücke, und dazwischen Hirschfänger, Pistolen, Gewehre, Pfeisentöpfe. Die Meubels waren unscheinbar. An einer der Wände stand ein altes Sopha, davor ein wackeliger Tisch. Auf den zerrissenen Stühlen lagen alte, häßliche Hunde, welche bei meinem Eintritte brummend die Köpfe zur Höhe hoben. Ueberall Schmutz und Spinnweben; — man konnte schnell zu der Ueberzeugung gelangen, daß hier seit lange her keine ordnende weibliche Hand gewaltet.

Nach einer Weile trat der Baron selber aus der Thüre eines Nebengemaches. Er war ein ungemein hägerer und langer Mann, der etwa fünfzig Lebensjahre zählen mochte und etwas gebückt einherschritt. Ein alter Schlafrock hing schlotternd an der Gestalt. Uebrigens hatte die Physiognomie des Mannes etwas sehr Widerliches und Zurückstoßendes; das lange blaße Gesicht war ebenfalls sehr häger; zwei kleine graue Augen blickten lauernd und von der Seite nur auf mich; den ohnein unschönen und zahlosen Mund umschwebte ein höhnischer Zug, und nur wenige dünne röthliche

Haare bedeckten den beinahe kahlen Schädel. Es war dieser der Kopf eines Spielers von Profession.

Nichtsdestoweniger empfing mich der Baron mit großer Artigkeit. Er nöthigte mich im Sopha Platz zu nehmen, und der Jäger in der verschossenen Livree servirte kalten Wildbraten, starke Weine und Liqueure.

Die Conversation drehte sich lange um alltägliche Gegenstände. Endlich kam mein Mann zur Sache. „Sehen Sie, mein werthester Herr Better! — sing er an — ich lobe es, daß Sie das Militär verlassen wollen, denn mir dünkt, es nahen jetzt Zeiten, die der Uniform nicht sehr günstig sind. Es ist mir ungemein lieb, daß Sie gerade nach Leipzig reisen, denn zufällig mußte ich vor einigen Wochen in einem Geschäfte Papiere nehmen, die auf jenen Platz gestellt, und gerade so gut wie baares Geld sind; nun diese Papiere können für Sie nicht anders als erwünscht sein. Indessen, ich kann mir wohl denken, Sie bedürfen zu Ihrer ersten Einrichtung, zur Reise u. dgl. auch baarer Summen, nun auch damit soll Ihnen gedient werden. Wir wollen als gute Freunde und Verwandte uns ausgleichen; mein fester Grundsatz bleibt: Einem Jedem das Seinige, und redlich dauert am längsten. Aber apropos! Sie haben doch die Schulburkunde und die Gession des seligen geheimen Rathes mitgebracht?“ —

Ich bejahte. „Gut, gut — nahm der Baron wieder das Wort — nun, zum Mittagessen kömmt mein Rechtsfreund aus A. zu mir heraus, dann wollen wir das kleine Geschäftchen gleich in Ordnung bringen, denn Ordnung muß sein in allen Dingen. — Doch von etwas anderm nun, aber ich bitte, schenken Sie mir Ihre ganze Aufmerksamkeit.“

„Als ich mich vor einer langen Reihe von Jahren als junger Mensch in Wien befand — also begann der Baron nach einer

Pause — lernte ich dort einen Mann kennen, der mir, aber noch viel näher Ihnen verwandt ist. Der Mann heißt v. Sch —, und diente bazumal im österreichischen Regiment Pallavizini als Hauptmann. In der Folge rückte v. Sch — bis zur Charge eines kaiserlichen Generalmajors vor, nahm aber als solcher seinen Abschied und heirathete eine unermesslich reiche polnische Gräfin, mit welcher er im Winter in Warschau lebt, den Sommer aber auf seinen Gütern zubringt. Mit diesem General v. Sch — blieb ich in fortwährendem Briefwechsel, indem ich verschiedene seiner Angelegenheiten in Deutschland ordnete und besorgte. Die Ehe des Generals ist kinderlos geblieben, und er äußerte mehrere Male in seinen Briefen den Wunsch, ich möchte ihm aus Deutschland einen jungen hoffnungsvollen Verwandten senden, dessen Glück er zu machen gedenke. Hätten Sie, mein sehr werther Herr Vetter! — fuhr der Baron höchst widerlich-lächelnd in seiner Rede fort — hätten Sie sich mir früher freundschaftlich genähert, würde ich Ihnen längst diese für Sie gewiß interessante Notiz mitgetheilt haben, allein Sie vermieden stets, recht absichtlich und geßtentlich, mir zu begegnen; nun ich habe viele, sehr viele böse Feinde, und kann mir wohl denken, man wird mich, wie es mir oft schon begegnet ist, als einen Menschenfeind, als einen Spieler, als ein moralisches Ungeheuer geschildert haben. Von allem diesem bin ich Göttlob nichts. Wahr ist es, ich liebe es, kleine Gesellschaftsspiele zu entziren, aber immer nur zu den niedersten Sätzen; alle Glücksspiele sind mir ein Greuel. Doch lassen wir das! — Ich will Ihnen des Generals Briefe alle mittheilen. Seit einiger Zeit kränket der Ehrenmann in sehr bedenklicher Weise, und ich fürchte, er dürfte es nicht mehr lange treiben. Wenn Sie übrigens meinen wohlgemeinten Rath befolgen wollen, so versäumen Sie keine Zeit, und machen von Leipzig einen Abstecher nach Warschau. Wahrscheinlich vermögen Sie es, sich schnell und ohne große Mühe ein glänzendes Sort zu begründen. Solche Gelegenheiten kommen nicht alle Tage, darum noch ein Mal wiederhole ich es, eilen

„Sie nach Warschau. Meine Empfehlungsbriefe für Sie an den General liegen bereit, und ich hoffe, es sollen Ihnen dieselben eine gute Aufnahme bereiten.“

Ich dankte dem Baron für die unverkennbare Theilnahme die er an meinem Schicksale nahm, und zeigte mich keineswegs abgeneigt, die Reise nach Warschau zu unternehmen. Endlich bat ich um die versprochene Einsicht der Briefe des Warschauer Betters, von welchem in meiner Jugend öfters reden gehört zu haben, ich mich allerdings erinnerte:

Der Baron ging ins Nebenzimmer und kehrte bald mit vielen Papieren zurück. Vorerst handigte er mir einen dicken versiegelten Brief ein, der an den Warschauer Betteer adressirt war und mir als Beglaubigungsschreiben dienen sollte. Dann entfaltete er mehrere Briefe von dorthen, von denen ich einige flüchtig durchlief, und in denselben in der That die Verhältnisse theilweise bestätigt fand, von welchen mich der Baron ehevor unterrichtet hatte. Dieser aber unterbrach bald meine Lektüre mit den Worten: „Sie werden nachher noch Zeit genug finden, die Briefe vollends durchzulesen, mein schätzbarster Herr Betteer! für jetzt giebt es noch allerlei zu besprechen, und die Augenblicke sind kostbar, denn nicht lange werden wir allein sein.“

Ich konnte, ohne unhöflich zu sein, diese Aufforderung nicht unbeachtet lassen, und legte die Briefe bei Seite.

In der That wußte mich der Baron in ein mir keineswegs uninteressantes Gespräch zu verwickeln, in welchem er mir die Verhältnisse und Eigenheiten des Warschauer Betters sehr reißend und klar auseinander setzte, und mit auf diese Weise deutliche Fingerzeuge hinsichtlich meines einzuschlagenden Benehmens gab.

Auf diese Weise rückte unvermerkt die Mittagsstunde heran, und mit ihr erschien der erwartete Gast aus A., des Barons Anwalt nämlich. Es war ein kugelrundes, beinahe kriechend höfliches Männchen, in dessen unschönem Alltagsgesichte mir gleichwohl ein gewisser lauernder Zug auch nicht entging.

Nach kurzer Zeit erschien der Jäger in der verschönten Stube und meldete, es sei servirt. Bei Tische wurde nicht von Geschäften gesprochen, wohl aber sprachen die Herren desto eifriger den Flaschen zu, und schenkten auch mir fleißig ein; es schien mir beinahe, als wäre es darauf abgesehen, mich zu bezechern, und obwohl mir der Baron, an diesem Tage wenigstens, noch keine Veranlassung zu gerechtem Mißtrauen gegeben hatte, beschloß ich doch, auf meiner Hut zu sein.

Nach aufgehobener Tafel endlich kamen unsere Angelegenheiten an die Tagesordnung. Der Advokat ersuchte mich vorerst, die öfters erwähnte Original-Schuldurkunde nebst Cession zu präsentieren. Es geschah. Nun legte der Baron mehrere Wechsel, im Gesamtbetrage von 5200 Gulden, auf dem Tische auseinander. Sie waren von einem Frankfurter auf ein Leipziger Haus ausgestellt, und, nach Verlauf zweier Monden noch, sämmtlich fällig. Der Advokat nahm das Wort. „Hochverehrtester Herr! — sprach das Männchen mit schwerer Zunge — Sie sehen hier Wechsel, für deren Solidität wir unbedingt haften, und Euer Hochwohlgeboren werden Ihr Geld zur Verfallzeit von dem Leipziger pünktlich, oder auch noch früher erhalten, wenn Sie sich kleine Diskontirgebühren gefallen lassen; die fehlenden 300 Gulden aber wird Ihnen der Herr Baron baar einhändigen, Zinsrückstände sind nicht vorhanden, und somit also wäre die Angelegenheit geschlichtet.“

Ich zeigte mich zwar bereit für 4200 Gulden Wechsel auf Leipzig anzunehmen, verlangte aber den Rest der Summe in

baarem Gelde. Jetzt kam es zu langen Diskussionen, und wir verständigten uns endlich dahin, daß ich 5000 Gulden in Papieren, 500 aber in Baarem erhielt, wogegen ich dem Baron seine Schulurkunde aushändigte. Der Advokat nahm über den Akt ein kleines Protokoll auf, welches wir unterzeichneten und besiegelten.

Der Baron lud mich ein, im Schlosse zu übernachten, ich schlug aber die Einladung aus, und fuhr die ganze Nacht hindurch, um am andern Tage wieder zeitig in München einzutreffen.

Ich baute in dieser Nacht in meinem Reisewagen die unvergleichlichsten Luftschlösser. In der Jugend, wie im trunkenen Zustande, malt unsere Phantasie stets grün und blau. Man hält es für geradezu unmöglich, daß zufällige Hindernisse unsere sanguinische Hoffnungen vernichten könnten, und also erging es auch mir. Es hatten sich mir plötzlich und unerwartet gar glänzende Aussichten eröffnet. Die in Leipzig zu erhebende Summe sollte mich in den Stand setzen, mich stattlich auszurüsten, damit ich dem Warschauer Wetter zu imponiren vermöchte, der dann nach meiner Ankunft, wie ich zuversichtlich hoffte, nichts eiligeres würde zu thun haben, als zu sterben, nachdem er mich ehevor zum Unversalerden seiner unermesslichen Schätze eingesezt. Nichtsdestoweniger berührte mich mit einem Male und in Mitte dieser Schwärzereien ein trüber Gedanke höchst unangenehm. Mir war eingefallen, daß mir dieser Baron v. M — von vielen sehr rechtlichen und wackern Männern in A. und andern Orten, als ein sehr gefählicher und grundslechter Mensch geschildert worden war. „Wie, fragte ich mich selbst, wenn nun der saubere Patron dir falsche Papiere bescheert hätte?“ — Ich wurde unruhig und hieß den Kutscher schneller fahren. Am andern Morgen befand ich mich wieder in München, und kaum nahm ich mir Zeit, mich umzu-  
kleiden, um den mir bekannten jüdischen Großhändler St — r, der damals noch lebte und für einen der umsichtigsten Wechsel galt,



zu besuchen. Ich zeigte dem Herrn St — r meine Papiere; er erklärte sie für gut und echt, und mir fiel gleichsam ein Stein vom Herzen. Schnell traf ich meine Anstalten, und nach Verlauf weniger Tage schon befand ich mich auf dem Wege nach Leipzig.

Meine Reise machte sich übrigens dennoch nicht allzurast. Ich berührte Neuburg, Eichstädt und Nürnberg, Städte, welche mir bis jetzt fremd geblieben.

Überall galt es, Merkwürdigkeiten zu beschauen, und in den Umgebenden malerische Naturschönheiten zu bewundern; überall traf ich alte Waffengefährten und gute Kameraden, welche mich so schnell nicht weiter ziehen lassen wollten. Ich lebte flott und guter Dinge, verbrauchte auch ziemliches Geld, denn es war die alte Sparsamkeit gerade keine der mir dazumal beiwohnenden Kardinaltugenden.

Endlich erreichte ich Leipzig. Die Verfallzeit meiner Wechsel war nicht mehr fern und ich beehrte mich, dieselben bei dem Hause, auf welches sie gestellt waren, zu präsentiren. Der Chef war in wichtigen und sich schnell ergebenden Geschäften nach Hamburg gereist, wurde aber täglich zurück erwartet. Einer der Buchhalter, mit einer allgemeinen Procura zwar ausgestattet, versicherte nichtsdestoweniger meine Wechsel bis zur Rückkunft des Prinzipals nicht acceptiren zu können, da er bei der schnellen Abreise desselben wie von manchem andern Geschäfte, so auch von diesem, keine nähere Kenntniß erlangt habe. Uebrigens bezweiffelte der Mann keineswegs, es würden meine Wechsel angenommen werden.

Die Wendung, welche voreerst diese Angelegenheit genommen, konnte mir freilich nicht erfreulich sein, indessen — ich besaß vor

der Hand noch Geld und beschloß, in Ruhe die Zurückkunft des Leipziger Wechselherrn abzuwarten.

Es gefiel mir in Leipzigs regem Leben ungemein wohl. Ich bewohnte ein paar schöne Zimmer in einem kleinen Gasthofe auf dem P—platz, speiste im Hôtel de Davière zu Mittag und nahm dann in Glassis großem und lebhaften Salon den Caffee ein.

Man traf dazumal in diesem Caffeehause in den Nachmittagsstunden immer sehr zahlreiche, zum Theil interessante, aus Fremden und Einheimischen zusammengesetzte Gesellschaft.

Das Schachspiel machte mich hier mit einem Leipziger bekannt, dessen imponirendes Aeußere gleich Anfangs meine Aufmerksamkeit erregt hatte. Er war ein großer, schöner, etwa vierzigjähriger Mann, einfach aber doch elegant, meist in einem Ueberrock von superfeinem braunem Tuche gekleidet. Aemuth und Gefühl charakterisirten die männlich-schöne Physiognomie, und aus dem großen feurigen Auge leuchtete ein scharfer, durchbringender Geist. Die höchst anziehende Gesellschaft dieses interessanten, ungemein witzigen und sinnigen Mannes zog mich insbesondere an, und wurde mir bald Bedürfniß; den ganzen Tag über freute ich mich auf die Stunde, welche mich bei Glassis mit meinem liebenswürdigen Braunen zu vereinigen pflegte, über dessen Namen und Stand ich aber nicht die geringste Aufklärung zu erhalten wußte, da ich außer ihm im Caffeehause Niemanden kannte, den ich darüber befragen konnte und wollte.

Die Zurückkunft meines Leipziger Banquiers aus Hamburg verzögerte sich von Tag zu Tag, von Woche zu Woche; meine Börse wurde immer schlaffer. Wenn mich übrigens dieser Umstand auch zuweilen etwas bedenklich machen wollte, so durfte ich nur mein Portefeuille öffnen, und die schönen Wechselchen

Betrachten; gleich kehrte dann die alte Zuversicht in mein Herz zurück.

Endlich erschien der ersuchte Tag, welcher jenen Banquier wieder nach Leipzig führte. Ich eilte in sein Comptoir, und stellte mich ihm nebst meinen Wechseln vor. Der Mann betrachtete mich und die Papiere mit seltsam großen Augen, schüttelte mehrmal bedenklich das Haupt, behielt aber die Wechsel, und bat mich, in einer Stunde wieder zu kommen.

Wir wurde jetzt doch nicht wohl ums Herz. Ich umkreisete die gute Stadt Leipzig mit langen Schritten, und jene Stunde erschien mir als eine der längsten meines Lebens. Endlich trat ich wieder ins Comptoir des Banquiers; einer der Commis sagte mir: sein Prinzipal erwarte mich oben in seiner Wohnung.

Ich stürzte die Treppen hinan und fand im nächsten Augenblicke im Kabinete des Herrn F—. Nachdem wir Platz genommen, fragte der Banquier ganz feierlich und ernst: „Um Ihres eigenen Besten willen, mein Herr! ersuche ich Sie, mir genauest anzugeben, wie Sie zu diesen, auf unser Haus gestellten, Wechseln gekommen?“ —

Mit nochendem Herzen erzählte ich die ganze Geschichte, wie der geneigte Leser sie bereits kennt. — „Ich fürchte sehr — erwiderte der Banquier — daß Sie, mein guter Herr! schändlich hintergangen worden sein mögen. Doch ist das Ihre Sache, wir unserer Seite bedauern, diese sämmtliche Wechsel mit Protest zurückweisen zu müssen“ — und hiemit schob mir der gute Mann die Papiere in die Hand.

Ich saß wie vom Schlage gerührt und war nicht im Stande, eine Sylbe vorerst vorzubringen; zwei große Thränen erfüllten

meine Augen, und rannen dann auf den Wangen hernieder. Selbst den Banquier rührte mein Zustand; er versuchte es, mir Trost einzusprechen, und rieth mir vor allem, mich einem geschickten Advokaten anzuvertrauen. Ich hatte auch meiner vorhabenden Reise nach Warschau erwähnt. „Um — nahm der Banquier wieder das Wort — da fällt mir plötzlich ein, daß sich einer meiner Handelsfreunde aus Warschau, Herr E — a — ti, hier befindet; er wohnt im Hôtel de Saxe. Ich schreibe Ihnen ein Bülletten an den äußerst dienfertigen Mann; er kennt Warschau von Außen und Innen; gehen Sie doch gleich hin, vielleicht können Sie mit ihm reisen; er kehrt nach einigen Tagen schon nach Warschau zurück.“

Mit Begierde greift der Schiffbrüchige nach dem Strohhalme selbst. Ich dankte dem Banquier für seine Theilnahme, erhielt das versprochene kleine Empfehlungsschreiben, und rannte mit demselben zur Stelle nach dem Hôtel de Saxe. — Herr E — a — ti war zu Hause und empfing mich mit freundlicher Zuvoorkommenheit. Ich brachte mein Anliegen vor. „Seltsam — ließ sich hierauf der Warschauer vernehmen — fürwahr, sehr seltsam! ob ich den General v. Sch — gekannt? — mein Gott, ich habe mit dem Chronmanne selbst manches Geschäft gemacht. Aber der General ist seit Jahr und Tag schon todt, und seine Gattin starb mehrere Wunden vor ihm. Da der größte Theil des Vermögens von der Dame herührte, hat dieselbe auch, mit des General's Bewilligung, Alles ihrer Verwandtschaft zugewendet, und nur die Nutznießung hatte sich der General bis zu seinem Tode vorbehalten. Ich weiß dieses Alles ganz genau und gewiß, darauf können Sie sich verlassen, mein theurer Herr!“

Ich stand im ersten Augenblicke wie vernichtet, dann stürzte ich aus dem Gemache, lief nach Hause, langte das vom Baron R — an den General v. Sch — gerichtete Empfehlungsschreiben

hervor, erbroch heftig die Adresse und fand unter derselben zwei weiße, ganz leere Briefbogen.

Kaltkalter Regen fiel nieder und ein wilder Sturm brandte durch die Gipfel der Bäume. Ich sah, hörte und fühlte nicht, und durchkreuzte bis tief in die Nacht das Rosenthal nach allen seinen Richtungen. Spät erst und gänzlich durchnäßt, kehrte ich nach Hause zurück, allein so ermüdet ich auch war, kein Schlaf kam in meine Augen.

Uebrigens blieb es nicht zu leugnen, ich befand mich momentan in einer sehr mißlichen Lage. Es unterlag nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß der schändliche Baron W — mit meiner jugendlichen Unerfahrenheit ein niederträchtiges Spiel getrieben. Nun aber waren jene 5000 Gulden der Rest meines damaligen Vermögens, auf welchen ich alle Hoffnungen meines künftigen Lebens gebaut. blieb diese Summe unwiederbringlich verloren, stand ich in einer fremden Stadt hilflos und nackt, wobei noch das Schlimmste war, daß ich mich mit allen Verwandten in der Heimat brouillirt hatte, indem ich gegen deren Rath den Dienst und das Vaterland verlassen, und es war vor der Hand also auch von dieser Seite durchaus keine Hülfe zu erwarten.

Sald lernte ich auch noch mich von der Wichtigkeit des Sprichwortes überzeugen, daß nämlich den Sterblichen selten ein Unfall ohne Begleitung anderer nahe. Ich saß am andern Morgen am Tische und war eifrig mit Aufertigung der Instruktion für einen Advokaten beschäftigt, den ich zur Verfechtung meiner Rechte annehmen wollte, als der Kellner ins Zimmer trat, und mir eine Rechnung des Wirths vorlegte. Nun hatte ich zwar in dem Hause während meines Aufenthaltes in Leipzig durchaus nichts als Meergens nur Caffee zu mir genommen, allein der Preis für meine

Seiden Zimmem war ungemein hoch gekostet, und überschritt den Rest meiner Bauschaft. Ich nahm übrigens diese momentane Belegenheit ganz leicht, und ließ dem Wirth sagen, ich würde ihn bei meiner in einigen Tagen ohnehin erfolgenden Abreise bezahlen. Ich hielt die Sache für abgemacht, und arbeitete emsig fort, als ich aber mit meiner Denkschrift zu Ende war, wollte ich mich am Kleiden, um auszugehen; allein zu meinem nicht geringen Besremdem waren alle meine Kleider, und selbst andere Effekten aus mehreren Zimmern verschwunden. Ich beruhigte mich aber, und dachte, es würde der Kellner vergessen haben, die Kleider, nachdem sie gereinigt, wieder zurück zu bringen. Heftig riß ich an dem Blockenzuge; der Kellner erschien und berichtete auf Befragen, der Wirth habe vor gut gefunden, sich meiner Effekten zu bemächtigen, welche er solange sorgfältig aufbewahren wolle, bis ich meine Rechnung gesätigt tilgen würde.

Dieser Vorfall erschien mir so neu und possirlich, daß ich im ersten Augenblick herzlich lachen mußte; als aber der Kellner die Stube verlassen hatte, fühlte ich das ganze schwere Gewicht meiner entsetzlichen Lage wieder, und verzweiflungsvoll warf ich mich aufs Lager.

Es pochte jetzt an der Thüre, und gleich darauf trat Herr v. R\*ht\*\*fi in das Zimmer.

Dieser Herr v. R\*ht\*\*fi, welcher in demselben Hause wohnte, stammte aus einer edlen polnischen Familie und war früher königlich sächsischer Ulanenoffizier gewesen; jetzt diente er als Hauptmann in einem Infanterieregimente, welches in Leipzigs Vorstadt garnisonirte. Ich hatte die Bekanntschaft dieses Mannes an der table d'hôte im Hôtel de Bavière gemacht, und in ihm einen höchst liebenswürdigen und unterrichteten Cavalier von ungerwejn sanftem Charakter schätzen lernen.

Herr v. K\*ht\*\*ti forderte mich auf, mich anzukleiden, um mit ihm auszugehen. Mein Herz fühlte den Drang nach Mittheilung, und seufzend vertraute ich dem Offizier einen Theil der traurigen Lage, in welcher ich mich befand. Der Hauptmann war höchlich entrüstet ob des schändlichen Mißtrauens unsers Wirthes, den er einen s. v. — nannte und verließ schnell das Zimmer.

Nach Verlauf weniger Augenblicke kehrte K\*ht\*\*ti mit meiner Garderobe zurück. Der gute Mann hatte für mich, einen ihm eigentlich doch gänzlich Fremden, gut gesagt. Kief gerührt warf ich mich an des Hauptmanns Brust, und er versprach, mich in der mißlichen Lage, in welcher ich mich unverschuldet befand, nicht zu verlassen, und als Bruder an mir zu handeln. Der Ehrenmann hat redlich Wort gehalten, und wenn ihm diese Zeiten zufällig zu Gesichte kommen, mögen sie ihm sagen, daß er mir unvergeßlich bleiben wird, bis zu meiner letzten Stunde. Kraus! es wäre die Erde mehr als ein irdisches Jammerthal, sie wäre eine Hölle, wenn auf einen Haufen Schurken nicht einmal wieder ein echter Biedermann käme. Allein wie sich das Zahlenverhältniß der Schurken zu jenem der Biedermänner darstellt, hat unsers Wissens bis jetzt noch kein Statistiker ermittelt.

Als erdentliche Mühe gab sich der gute K\*ht\*\*ti mich zu erheitern, allein es wollte nicht gelingen. Nach aufgehobener table d'hôte mußte mich der Hauptmann, Dienstgeschäfte halber, verlassen, und ich schlenderte nach Glasis Caffeehaus.

Mein Mann mit dem braunen Rocke saß an einem Seitentischchen, und ich nahm neben ihm Platz. Der Braune redete mich freundlich an, allein ich war zerstreut und gab verkehrte Antworten. Jetzt fixirte mich der Braune schärfer und rief dann plötzlich aus: „Aber mein junger Freund! Sie sehen ja ganz verstört, als ob Sie den Tod erblickt! mein Gott, was ist Ihnen begeg-

ket?" — Ich gab zu, daß mit Unerwartetes und Unangenehmes überfahren, meinte aber, es werde vorübergehen.

Nach einer Pause nahm der Braune wieder das Wort: „Mir dünkt — sprach er — Ihnen thut ein Freund noth, sind Sie denn nicht an irgend einen wackern und verständigen Mann in unserer Stadt adressirt?"

Ich zog mein Portefeulle hervor, denn mir fiel plötzlich ein, daß ich von einer vornehmen und geistreichen Freundin in Wien — ein Empfehlungsschreiben an den Hofrath Wahlmann in Leipzig erhalten, welches abzugeben ich ganz und gar vergessen hatte. Den Brief dem Braunen überreichend, fragte ich: „Kennen Sie den Mann?" — Sichtbar überrascht, rief mein Unbekannter aus: „Ob ich Wahlmannen kenne, er ist fürwahr mein bester Freund; wollen Sie mir den Brief anvertrauen?" — Ich zögerte ein wenig mit der Antwort, da lächelte der Braune, sprechend: „Sie haben recht, es ist besser, daß Sie den Brief dem Hofrath selbst übergeben. Ich will sorgen, daß Wahlmann für Sie Morgen in der Frühe um zehn Uhr zu Hause ist; er wohnt in Reichels Hof."

Zur bezeichneten Stunde verfehlte ich am andern Tage nicht, mich in Reichels Hofe einzustellen. Ich wurde bei Wahlmann gemeldet und vorgelassen; wie freudig sah ich mich aber überrascht, als ich in ihm meinen Braunen aus Glasis Caffeehause erkannte.

Sehr gut wurde ich von dem Hofrathe aufgenommen. Er ertrach und las meinen Brief. Dann ließ er sich vernehmen: „Sie sind mir hier von einer sehr werthen Hand dringend empfohlen. Uebrigens hätte es keine Noth bedurft, denn uns hat der Zufall



bereits bekannt gemacht, und ich habe Sie lieb gewonnen. Nun, lieber Freund! fassen Sie Zutrauen zu mir. Sprechen Sie zu mir, wie der Sohn zum Vater. Sagen Sie mir, auf welche Art ich Ihnen dienen kann?"

Ich erzählte, wie es mir mit meinen leibigen Befehlen ergangen. Der Hofrath wurde immer aufmerksamer und ernster. Als ich geendet hatte, rief er aus: „Sie sind, mein theurer junger Freund! in eine abscheuliche Geschichte gerathen. Dieser Baron W — ist ein Schurke der Art, wie man Sie häufig in Romanen, aber, zur Ehre der Menschheit, seltener im wirklichen Leben trifft. Doch nehmen Sie mir nicht übel, Ihr Benehmen war in einem hohen Grade — jugendlich unüberlegt. Sie waren gewarnt; Sie kannten des Barons zweideutigen Ruf — warum erschienen Sie in seinem Schlosse nicht in Begleitung eines tüchtigen Anwaltes? Warum forderten Sie von dem Protokolle, welches über die ganze Verhandlung des Barons Rechtsfreund und offener Sündengenosse aufnahm, keine Abschrift? Warum öffneten Sie das Copirt des vorgeblichen Beglaubigungsschreibens, welches Ihnen der Baron einhändigte? Diese Eröffnung hätte von den Gerichten geschehen müssen, und würde dann offenbar gegen den Baron gezeugt haben.“

Nichts wußte ich auf alle diese sehr natürliche Fragen zu erwidern, und ich fühlte vor Scham meine Wangen erglühen.

„Geschehenes — nahm der Hofrath wieder das Wort — ist nun schon einmal nicht zu ändern. Doch sagen Sie mir, lieber junger Freund! was gedenken Sie nun zu beginnen?“ Aufstodernb rief ich aus: „Ich will nach W — zum Baron W — eilen; der Schändliche soll sich mit mir über die Barriere schießen. Ich über —“ — Lächelnd und Kopfschüttelnd unterbrach mich der Hofrath, indem er fragte: „Nun, und wenn sich auch der Baron von

Ihnen wirklich tödtlich schießen läßt, sind Sie dadurch bezahlt? im entgegengesetzten Falle aber, wenn er Sie niederstreckt, sind Sie freilich bezahlt; aber ein Loth tödtendes Blei statt 5000 Gulden — der Ersatz will mir nicht gefallen. Standen Sie mir, junger Freund! — fuhr der Hofrath redend fort — auch diesen Rath wird, wie alle Schlechte, Kemeis zeitig genug erreichen. Uebrigens glaube ich selbst, Sie würden am vernünftigsten handeln, wenn Sie in Ihr Vaterland zurück kehrten und die kaum verlassene Carrière wieder zu gewinnen suchten.“

„Rein, theuerster Herr Hofrath! — rief ich aus — diesen Rath kann ich um keinen Preis befolgen. Von allen Freunden und Bekannten habe ich auf Jahre lang Abschied genommen. Bedenken Sie, welche lächerliche Rolle ich spielen würde, wenn ich nach Verlauf weniger Wochen unversichteter Sache in die Heimat zurückkehrte. Des Basf ist nun einmal geschehen. Komme es, wie es komme, und wenn alles verloten wäre — ich will hinaus in die Welt und lähm der eigenen Kraft vertrauen.“

Zufrieden lächelnd klopfte mich der wackerer Rathmann auf die Schulter, indem er wieder sprach: „So gefallen Sie mir, junger Freund! man muß wagen und wagen, wenn man in der Welt-Ehrliches erreichen will, und gehen unsere Angelegenheiten zuweilen etwas schlief, nur Ausdauer, man geht dann nicht so leicht zu Grunde, insbesondere in der Jugend nicht. Doch hören Sie jetzt meine Vorschläge. Vertrauen Sie mir Ihre unselige Wechsel, nebst der Instruktion, welche Sie für Ihren künftigen Rechtsfreund in dieser Angelegenheit niedergeschrieben haben. Ich will alles genau prüfen, auch den Rath tüchtiger Juristen erhalten, und dann für Sie handeln. Außerdem habe ich Ihnen noch einen andern Vorschlag zu machen. Sie haben mir bei Staffis manche interessante Scenen aus dem jüngsten Feldzuge der Allirten gegen Frankreich geschildert. Sie sprachen gut, und ich glaube,

Sie werden auch verstehen, gut zu schreiben. Versuchen Sie doch jene Scenen an einander zu reihen und in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Es könnten daraus interessante Aufsätze für meine Zeitung für die elegante Welt entstehen, mit deren Redacteur (dazumal Methusalem Müller) ich Sie bekannt machen werde. Es wird — also endete Mahlmann — diese Arbeit Ihnen eine angenehme Zerstreuung gewähren, und nebenbei mehrere blankte Goldstücke, die Ihnen in Ihrer Lage vor der Hand auch nicht unwillkommen sein dürften."

Ich versprach den von dem Hofrath gewünschten schriftstellerischen Versuch zu wagen, und also endete für diesen Tag meine Unterhaltung mit dem wackern Manne, der unverkennbar einen zarten Weg eingeschlagen hatte, mir Baarschaft zuzuwenden.

Ich eilte nach Hause und nahm das Tagebuch zur Hand, welches ich glücklicherweise während jenes Feldzuges in Frankreich gehalten. Mein Lebenlang war mir bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, schriftstellerische Arbeiten zu unternehmen. Anfangs wollte die Sache nicht gehen, allein ich fand mich bald darein, wie sich der Mensch denn in Alles findet, was er mit Ernst und Liebe angreift, und wozu ihm Natur auch nur einige Befähigung verliehen hat.

Den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch blieb ich am Schreibtische sitzen, so daß ich am andern Morgen Mahlmann schon einige Bogen Manuscript überbringen konnte. Er fing sogleich an zu lesen, und je länger er las, desto mehr erheiterten sich zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen die Züge seines männlich-schönen Gesichtes.

Obgleich hatte der Hofrath meine Bogen durchlesen. Er sprach: „**Si** mein lieber junger Freund! Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen, und ich glaube, in Ihnen schlummert recht eigentlich ein Schriftstellertalent.“ Der gelehrte und geschmackvolle Mann- lehrte mich annoch einige schriftstellerische Kunstgriffe kennen, welche mir in der Folge sehr zu Statten kamen, und machte mir mehrere treffliche Bemerkungen bemerkbar, durch welche meine Arbeit augenscheinlich gewinnen mußte; dann eilte ich wieder nach Hause, das begonnene Werk fortzusetzen.

Mahlmanns Lob hatte mich übrigens ganz und gar begeistert, und es fuhr nur zu bald jener furor scribendi in mich, der — dem Himmel sei es geklagt — bis auf diese Stunde nimmermehr von mir gewichen ist, und in einer Reihe von Jahren beinahe ein Hundert gedruckte Alphabete mehr in die Welt gebracht hat, ohne welche die Welt füglich hätte bestehen können. Der selige Mahlmann, welcher dazu die nächste Veranlassung gab, hat es noch im Himmel zu verantworten.

Meine Arbeit füllte viele Bogen, und wurde in der Zeitung für die elegante Welt unter dem Titel: „**F**ragmente aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers, während des Feldzuges im Jahre 1815“ abgedruckt, und können diese Aufsätze im Jahrgange 1816 genannten Zeitschrift von etwa neugierigen Lesern aufgefunden werden; sie sind mit dem Schiffe V. S. bezeichnet. Die kritische Schere des Herrn Metkalfem Müller hatte übrigens meine literarischen Erstlinge von einigen zu üppigen Auswüchsen befreit.

Hofrath Mahlmann honorirte meine Aufsätze sehr großmüthig; später aber lernte ich einen andern Maßstab kennen, nach welchem man sich mit angehenden Schriftstellern abzufinden pflegt. —

*Mahlmann*

Betrachten; gleich kehrte dann die alte-Zuvorsicht in mein Herz zurück.

Endlich erschien der ersuchte Tag, welcher jenem Banquier wieder nach Leipzig führte. Ich eilte in sein Comptoir, und stellte mich ihm nebst meinen Wechseln vor. Der Mann betrachtete mich und die Papiere mit seltsam großen Augen, schüttelte mehrmal bedenklich das Haupt, behielt aber die Wechsel, und bat mich, in einer Stunde wieder zu kommen.

Wie wurde jetzt doch nicht wohl ums Herz. Ich umkreisete die gute Stadt Leipzig mit langen Schritten, und jene Stunde erschien mir als eine der längsten meines Lebens. Endlich trat ich wieder ins Comptoir des Banquiers; einer der Commis sagte mir: sein Prinzipal erwarte mich oben in seiner Wohnung.

Ich stürzte die Treppen hinauf und fand im nächsten Augenblicke im Kabinete des Herrn F —. Nachdem wir Platz genommen, fragte der Banquier ganz feierlich und ernst: „Um Ihres eigenen Besten willen, mein Herr! ersuche ich Sie, mir genauest anzugeben, wie Sie zu diesen, auf unser Haus gestellte, Wechseln gekommen?“ —

Mit nochendem Herzen erzählte ich die ganze Geschichte, wie der geneigte Leser sie bereits kennt. — „Ich fürchte sehr — erwiderte der Banquier — daß Sie, mein guter Herr! schändlich hintergangen worden sein mögen. Doch ist das Ihre Sache, wir unserer Seite bedauern, diese sämmtliche Wechsel mit Protest zurückweisen zu müssen“ — und hiemit schob mir der gute Mann die Papiere in die Hand.

Ich sah wie vom Schlage gerührt und war nicht im Stande, eine Sylbe vorerst vorzubringen; zwei große Thränen erfüllten

meine Augen, und rannen dann auf den Wangen hernieder. Selbst den Banquier rührte mein Zustand; er versuchte es, mir Trost einzusprechen, und rieth mir vor allem, mich einem geschickten Advokaten anzuvertrauen. Ich hatte auch meiner vorhabenden Reise nach Warschau erwähnt. „Oh — nahm der Banquier wieder das Wort — da fällt mir plötzlich ein, daß sich einer meiner Handelsfreunde aus Warschau, Herr E — a — ti, hier befindet; er wohnt im Hôtel de Saxe. Ich schreibe Ihnen ein Bülletchen an den äußerst dienfertigen Mann; er kennt Warschau von Außen und Innen; gehen Sie doch gleich hin, vielleicht können Sie mit ihm reisen; er kehrt nach einigen Tagen schon nach Warschau zurück.“

Mit Begierde greift der Schiffbrüchige nach dem Strohhalme selbst. Ich dankte dem Banquier für seine Theilnahme, erhielt das versprochene kleine Empfehlungsschreiben, und rannte mit demselben zur Stelle nach dem Hôtel de Saxe. — Herr E — a — ti war zu Hause und empfing mich mit freundlicher Zuvoorkommenheit. Ich brachte mein Anliegen vor. „Seltsam — ließ sich hierauf der Warschauer vernehmen — fürwahr, sehr seltsam! ob ich den General v. Sch — gekannt? — mein Gott, ich habe mit dem Ehrenmanne selbst manches Geschäft gemacht. Aber der General ist seit Jahr und Tag schon todt, und seine Gattin starb mehrere Wochen vor ihm. Da der größte Theil des Vermögens von der Dame herührte, hat dieselbe auch, mit des General's Bewilligung, Alles ihrer Verwandtschaft zugewendet, und nur die Nutznießung hatte sich der General bis zu seinem Tode vorbehalten. Ich weiß dieses Alles ganz genau und gewiß, darauf können Sie sich verlassen, mein theurer Herr!“

Ich stand im ersten Augenblicke wie vernichtet, dann stürzte ich aus dem Gemache, lief nach Hause, langte das vom Baron M — an den General v. Sch — gerichtete Empfehlungsschreiben

heraus, erbrach heftig die Adreffe und fand unter derselben zwei weiße, ganz leere Briefbogen.

Kasalter Regen fiel nieder und ein wilder Sturm brandte durch die Gipfel der Bäume. Ich sah, hörte und fühlte nicht, und durchkreuzte bis tief in die Nacht das Rosenthal nach allen seinen Richtungen. Spät erst und gänzlich durchnäßt, kehrte ich nach Hause zurück, allein so ermüdet ich auch war, kein Schlaf kam in meine Augen.

Uebrigens blieb es nicht zu leugnen, ich befand mich momentan in einer sehr mißlichen Lage. Es unterlag nicht mehr dem geringsten Zweifel, daß der schändliche Baron W — mit meiner jugendlichen Unerfahrenheit ein niederträchtiges Spiel getrieben. Nun aber waren jene 5000 Gulden der Rest meines damaligen Vermögens, auf welchen ich alle Hoffnungen meines künftigen Lebens gebaut. blieb diese Summe unwiederbringlich verloren, stand ich in einer fremden Stadt hüßlos und nackt, wobei noch das Schlimmste war, daß ich mich mit allen Verwandten in der Heimat brouillirt hatte, indem ich gegen deren Rath den Dienst und das Vaterland verlassen, und es war vor der Hand also auch von dieser Seite durchaus keine Hülfe zu erwarten.

Bald lernte ich auch noch mich von der Richtigkeit des Sprichwortes überzeugen, daß nämlich den Sterblichen selten ein Unfall ohne Begleitung anderer nahe. Ich saß am andern Morgen am Tische und war eifrig mit Aufertigung der Instruktion für einen Advokaten beschäftigt, den ich zur Verfechtung meiner Rechte annehmen wollte, als der Wirth ins Zimmer trat, und mir eine Rechnung des Wirths vorlegte. Nun hatte ich zwar in dem Hause während meines Aufenthaltes in Leipzig durchaus nichts als Morgen nur Caffee zu mir genommen, allein der Preis für meine

selben Zimmer war ungemein hoch gefasst, und überschritt den Rest meiner Baarschaft. Ich nahm übrigens diese momentane Belegenheit ganz leicht, und ließ dem Wirth sagen, ich würde ihn bei meiner in einigen Tagen ohnehin erfolgenden Abreise bezahlen. Ich hielt die Sache für abgemacht, und arbeitete emsig fort, als ich aber mit meiner Denkschrift zu Ende war, wollte ich mich an Kleiden, um anzugehen; allein zu meinem nicht geringen Befremden waren alle meine Kleider, und selbst andere Effekten! aus meinem Zimmer verschwunden. Ich beruhigte mich aber, und dachte, es würde der Kellner vergessen haben, die Kleider, nachdem sie gereinigt, wieder zurück zu bringen. Hastig riß ich an dem Glockenzuge; der Kellner erschien und berichtete auf Befragen, der Wirth habe vor gut gefunden, sich meiner Effekten zu bemächtigen, welche er solange sorgfältig aufbewahren wolle, bis ich meine Rechnung gütlich tilgen würde.

Dieser Vorfall erschien mir so neu und possirlich, daß ich im ersten Augenblicke herzlich lachen mußte; als aber der Kellner die Stube verlassen hatte, fühlte ich das ganze schwere Gewicht meiner entsetzlichen Lage wieder, und verzweiflungsvoll warf ich mich aufs Lager.

Es pochte jetzt an der Thüre, und gleich darauf trat Herr v. R\*cht\*ri in das Zimmer.

Dieser Herr v. R\*cht\*ri, welcher in demselben Hause wohnte, stammte aus einer edlen polnischen Familie und war früher königlich sächsischer Ulanenoffizier gewesen; jetzt diente er als Hauptmann in einem Infanterieregimente, welches in Leipzigs Vorstadt garnisonirte. Ich hatte die Bekanntschaft dieses Mannes an der table d'hôte im Hôtel de Bavière gemacht, und in ihm einen höchst liebenswürdigen und unterrichteten Cavalier von unger mein sanftem Charakter schätzen lernen.



Herr v. R\*ht\*\*Li forderete mich auf, mich anzukleiden, um mit ihm auszugehen. Mein Herz fühlte den Drang nach Mittheilung, und seufzend vertraute ich dem Offizier einen Theil der traurigen Lage, in welcher ich mich befand. Der Hauptmann war höchlich entrüstet ob des schändlichen Mißtrauens unsers Wirthes, den er elken s. v. — nannte und verließ schnell das Zimmer.

Nach Verlauf weniger Augenblicke kehrte R\*ht\*\*Li mit meiner Garderobe zurück. Der Ple Mann hatte für mich, einen ihm eigentlich doch gänzlich Fremden, gut gesagt. Kief gerührt warf ich mich an des Hauptmanns Brust, und er versprach, mich in der mißlichen Lage, in welcher ich mich unverschuldet befand, nicht zu verlassen, und als Bruder an mir zu handeln. Der Ehrenmann hat reblich Wort gehalten, und wenn ihm diese Zeiten zufällig zu Gesichte kommen, mögen sie ihm sagen, daß er mir unvergeßlich bleiben wird, bis zu meiner letzten Stunde. Kraun! es wäre die Erde mehr als ein irdisches Jammerthal, sie wäre eine Hölle, wenn auf einen Haufen Schurken nicht einmal wieder ein echter Biederemann käme. Allein wie sich das Zahlenverhältniß der Schurken zu jenem der Biedermänner darstellt, hat unsers Wissens bis jetzt noch kein Statistiker ermittelt.

Wie erdentliche Mühe gab sich der gute R\*ht\*\*Li mich zu erheitern, allein es wollte nicht gelingen. Nach aufgehobener table d'hôte mußte mich der Hauptmann, Dienstgeschäfte halber, verlassen, und ich schlenderte nach Glaffia Caffeehaus.

Mein Mann mit dem braunen Rocke saß an einem Seitentischchen, und ich nahm neben ihm Platz. Der Braune rebete mich freundlich an, allein ich war zerstreut und gab verkehrte Antworten. Jetzt fixirte mich der Braune schärfer und rief dann plötzlich aus: „Aber mein junger Freund! Sie sehen ja ganz verblödet, als ob Sie den Tod erblickt! mein Gott, was ist Ihnen begeg-

net?“ — Ich gab zu, daß mir Unerwartetes und Unangenehmes widerfahren, meinte aber, es werde vorübergehen.

Nach einer Pause nahm der Braune wieder das Wort: „Mir dünkt — sprach er — Ihnen thut ein Freund noth, sind Sie denn nicht an irgend einen wackern und verständigen Mann in unserer Stadt adressirt?“

Ich zog mein Portefeuille hervor, denn mir fiel plötzlich ein, daß ich von einer vornehmen und geistreichen Freundin in Wien ein Empfehlungsschreiben an den Hofrath Wahlmann in Leipzig erhalten, welches abzugeben ich ganz und gar vergessen hatte. Den Brief dem Braunen überreichend, fragte ich: „Kennen Sie den Mann?“ — Sichtbar überrascht, rief mein Unbekannter aus: „Ob ich Wahlmann kenne, er ist fürwahr mein bester Freund; wollen Sie mir den Brief anvertrauen?“ — Ich zögerte ein wenig mit der Antwort, da lächelte der Braune, sprechend: „Sie haben recht, es ist besser, daß Sie den Brief dem Hofrath selbst übergeben. Ich will sorgen, daß Wahlmann für Sie Morgen in der Frühe um zehn Uhr zu Hause ist; er wohnt in Reichels Hof.“

Zur bezeichneten Stunde verfehlte ich am andern Tage nicht, mich in Reichels Hofe einzustellen. Ich wurde bei Wahlmann gemeldet und vorgelesen; wie freudig sah ich mich aber überrascht, als ich in ihm meinen Braunen aus Glasis Caffeehause erkannte.

Sehr gut wurde ich von dem Hofrathe aufgenommen. Er erbrach und las meinen Brief. Dann ließ er sich vernehmen: „Sie sind mir hier von einer sehr werthen Hand dringend empfohlen. Uebrigens hätte es keine Noth bedurft, denn uns hat der Zufall

Sie werden auch verstehen, gut zu schreiben. Versuchen Sie doch jene Scenen an einander zu reihen und in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Es könnten daraus interessante Aufsätze für meine Zeitung für die elegante Welt entstehen, mit deren Redacteur (buzumal Methusalem Müller) ich Sie bekannt machen werde. Es wird — also endete Rahlmann — diese Arbeit Ihnen eine angenehme Zerstreuung gewähren, und nebenbei mehrere blanke Goldstücke, die Ihnen in Ihrer Lage vor der Hand auch nicht unwillkommen sein dürften.“

Ich versprach den von dem Hofrathе gewünschten schriftstellerischen Versuch zu wagen, und also endete für diesen Tag meine Unterhaltung mit dem wackern Manne, der unverkennbar einen zarten Weg eingeschlagen hatte, mir Baarschaft zuzuwenden.

Ich eilte nach Hause und nahm das Tagebuch zur Hand, welches ich glücklicherweise während jenes Feldzuges in Frankreich gehalten. Mein Lebenlang war mir bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, schriftstellerische Arbeiten zu unternehmen. Anfangs wollte die Sache nicht gehen, allein ich fand mich bald darenin, wie sich der Mensch denn in Alles findet, was er mit Ernst und Liebe angreift, und wozu ihm Natur auch nur einige Befähigung verliehen hat.

Den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch blieb ich am Schreibtische sitzen, so daß ich am andern Morgen Rahlmann schon etliche Bogen Manuscript überbringen konnte. Er fing sogleich an zu lesen, und je länger er las, desto mehr erweiterten sich zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen die Züge seines männlich-schönen Gesichtes.

Endlich hatte der Hofrath meine Bogen durchlesen. Er sprach: „Bei mein lieber junger Freund! Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen, und ich glaube, in Ihnen schlummert recht eigentlich ein Schriftstellertalent.“ Der gelehrte und geschmackvolle Mann lehrte mich annoch einige schriftstellerische Kunstgriffe kennen, welche mir in der Folge sehr zu Statten kamen, und mochte mir mehrere treffliche Bemerkungen bemerkbar, durch welche meine Arbeit augenscheinlich gewinnen mußte; dann eilte ich wieder nach Hause, das begonnene Werk fortzusetzen.

Wahlmanns Lob hatte mich übrigens ganz und gar begeistert, und es fuhr nur zu bald jener furor scribendi in mich, der — dem Himmel sei es geklagt — bis auf diese Stunde nimmermehr von mir gewichen ist, und in einer Reihe von Jahren beinahe ein Hundert gedruckte Alphabete mehr in die Welt gebracht hat, ohne welche die Welt füglich hätte bestehen können. Der selige Wahlmann, welcher dazu die nächste Veranlassung gab, hat es noch im Himmel zu verantworten.

Meine Arbeit füllte viele Bogen, und wurde in der Zeitung für die elegante Welt unter dem Titel: „Fragmente aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers, während des Feldzuges im Jahre 1815“ abgedruckt, und können diese Aufsätze im Jahrgange 1816 genannten Zeitschrift von etwa neugierigen Lesern aufgefunden werden; sie sind mit dem Schiffe V. S. bezeichnet. Die kritische Schere des Herrn Metkalfen Müller hatte übrigens meine literarischen Erstlinge von einigen zu üppigen Auswüchsen befreit.

Hofrath Wahlmann honorirte meine Aufsätze sehr großmüthig; später aber lernte ich einen andern Maßstab kennen, nach welchem man sich mit angehenden Schriftstellern abzufinden pflegt. —

*Wahlmanns Lob hatte mich ganz und gar begeistert*

Inzwischen war die Ausfertigung meiner unglücklichen Wechselgeschichte dem Herrn v. P—h, einem sehr bewährten Advokaten in M—, übergeben worden. Mein Mahlmann hatte wahr prophezeit, und Baron M— wurde von Remesid nur zu bald ertellt. Die Glücksgöttin hatte ihm im Spiele den Rücken gewendet, sein ganzes Vermögen war dahin, und nun suchte der unselige Mann sich durch unzählige Fälschungen wieder auf die Beine zu helfen. Solche Verbrechen wurden entdeckt und Baron M— starb auf der Festung K—th—ab—g. — Meine 5000 Gulden blieben untwiderbringlich verloren.

Der edle Mahlmann ist längst nicht mehr. Leicht ruhe die Erde auf des Diebemannes Asche.

## V.

## Tragikomische Abenteuer einer Reisepacht.

Dessen Lebenswagen sich, gleich einer Locomotiv-Dampfmaschine, regelmäßig auf ebener Bahn in geglätteten Schienen und mit immer wieder leicht zu ersetzender Kraft fortbewegt, ein Solcher freilich glaubt nicht an Abenteuer im Großen und Kleinen, welche Sterbliche zuweilen aufzusuchen pflegen; allein man verlasse nur ein Mal die breite Straße des Lebens, man suche sich einen eigenen Pfad zu bahnen, durch Heide und Forst, über Strom und See — dann werden die Abenteuer nicht ausbleiben und sie gestalten sich in der Wirklichkeit oft toller noch, als man dergleichen in Romanen findet.

Ein junger ehemaliger Jägeroffizier, dem für 5000 Gulden Wechsel protestirt worden sind, bleibt leicht auf den Füßen und in der Tasche, und entschließt sich unschwer die Mode des Fußreisens mitzumachen.

Freudigen Muthes wanderte ich bazumal auf der alten Straße, welche von Leipzig nach Berlin leitet. Anfangs ging Alles gut, allein etwa noch drei Stunden von Wittenberg entfernt, überraschte mich die Nacht mit einem furchtbaren Unwetter. Der Sturm heulte aus Norden so gewaltig, daß ich mit jedem Augenblicke befürchten mußte, niedergeworfen zu werden, und dabei fiel der Regen in Strömen.

Mein Mantel war bald durchnäßt und schwer wie Blei; von Minute zu Minute wurde das Vorbringen schwieriger, und ich hielt es daher für einen wahren Glücksfall, als ich endlich einen Lohnkutscher erreichte, der mit seiner plumpen aber leeren Chaise und zwei abgetriebenen Pferden, trotz Sturm und Regen, im Schnecken Schritte und voll unerschütterlichen Phlegmas die Straße verfolgte.

Mein Vertrag mit dem Manne war bald geschlossen und ich kroch in den alten Kutschkästen, in dem ich mich ganz behaglich fühlte. Wenigstens saß ich hier doch vor Wind und Wetter geschützt, und konnte den nassen Mantel und schweren Reisjetornister ablegen. Die Reise ging freilich ungemein langsam nur vorwärts, allein vor Mitternacht konnte ich doch hoffen, Wittenberg zu erreichen, und mich dort durch ein kräftiges Nachtmahl und ein weiches Lager für die Beschwerlichkeiten der Reise entschädiget zu sehen.

In Erwartung dieser Dinge war ich vorerst eingeschlummert, aber krach — wurde ich durch einen heftigen Stoß aufgeweckt und fiel sogleich etwas unsanft zur Seite. Die Achse und ein Vorder rad waren gebrochen und der alte Kasten lag umgeworfen. Schaden hatte ich nicht genommen, und mir blieb demnach nichts übrig, als aus der Chaise hervorzukriechen.

Mein Kutscher stand neben seinem gestürzten Reisegebäude und ließ die originellsten Flüche vernahmen, die er, ohne außer Obem zu kommen, hervorsprubelte, indem er sich nur zuweilen unterbrach, um einige lange Züge aus seiner Schnapfflasche zu machen. Damit wurde nun freilich die Sache nicht besser. Der Sturm hatte zugenommen, der Regen strömte heftiger als zuvor, und eine der schwärzesten Nächte ließ nicht die Hand vor den Augen erkennen.

Nachdem sich der ehrliche Wagenlenker satt gekostet und getrunken hatte, fing er endlich an, kälter zu werden, und mit mir zu überlegen, was in dieser mißlichen Lage zu unternehmen. Rechts von der Straße ab lag ein Dörfchen, aus dessen Fenstern uns Licht entgegen schimmerte. Der Kutscher meinte, ich möchte suchen das Dorf zu gewinnen und dann im Krüge seiner harren; er selbst wollte eine Schleife improvisiren und vermittelst derselben mit dem zerbrochenen Wagen mir langsam folgen. Im Dorfe hoffte er einen Stellmacher zu finden, der über Nacht das Fuhrwerk zur Noth mobil machen würde, auf daß wir des andern Tages, früh am Morgen, wenigstens Wittenberg erreichen könnten. Ich wußte keinen bessern Rath, und trennte mich vorerst von meinem unglücklichen Reisegefährten.

Mit großer Anstrengung gelang es mir endlich, ganz durchnäßt und ungemein ermüdet, das bezeichnete Dorf zu erreichen und in demselben den Krug aufzufinden. Es war in der That kein Gasthof ersten Ranges. Die allgemeine Gaststube, ein niedriges, mit Rauch erfülltes Gemach, befand sich im Erdgeschoße. Die Wirthin, eine unsaubere Frau, in widerlich ansprechendem Nachträglige trat mir entgegen; allein ob das Weib kasubisch oder bodoludisch sprach, weiß ich heutigen Tages nicht zu bestimmen, denn ich war nicht so glücklich, eine Sylbe verstehen zu können.

Außer ungenießbarem Käse, hartem, schwarzen Brode und ganz abscheulichem Fusel war hier für Geld nichts zu erlangen. Nun man wird während Feldzügen derlei gewöhnt und lernt sich darein zu schicken. Ich hängt' meinen nassen Reisemantel am riesigen, überhitzten Ofen auf, brannte mein Pfeifchen an, und setzte mich nieder, um die Ankunft des Kutschers zu erwarten.

Außer mir befanden sich noch zwei Gäste in der Stube. Es waren ein paar junge, wilde Bursche mit frechen Gesichtern,



welche, bereits halb trunken, in der Karte spielten, sich jeden Augenblick verneintigten, und sich den nächsten darauf wieder versöhnten.

Diese beiden Gäste waren ebenfalls Fußreisende, welche die ungestüme Bitterung angetrieben hatte, im Krug des Dörschens Schutz zu suchen, doch hielt ich gerathen, mich von den wüsten Gesellen fern zu halten.

Es waren indessen zwei Stunden verstrichen, Mitternacht nahe, allein noch immer nicht wollte mein Kutscher mit dem zerbrochenen Wagen erscheinen. Ich wurde unruhig. Zwar trug ich meinen Paß und Geld bei mir, allein den mit Wäsche, Kleiderstücken und andern Reiseutensilien gefüllten Tornister hatte ich im Wagen zurückgelassen.

Hier blieb übrigens nichts zu bewerkstelligen, als sich in Geduld zu fassen.

Durch Pantomime gab ich der Wirthin, die auch ihrer Seite mein Idiom nicht kannte, zu verstehen, ich wünschte ein eigenes Zimmer mit Bett zu erhalten. Das Weib lachte laut auf, ging aus der Stube, kehrte bald mit einem Bunde Stroh zurück, bereitete an den Diehlen eine sogenannte Streue, und lud mich durch Zeichen ein, hier auf dem wenig einladenden Lager die Nachtruhe zu suchen.

Ungemein ermüdet, folgte ich dem Winke, bedeckte mich mit meinem, nun schon halb trockenen, Mantel, und behielt meinen schweren, am obern Ende mit einem eisernen Beilhammer versehenen Stock im Arme; doch floh der Schlaf meine Augen.

Die Wirthin hatte indessen am heißen Ofen in einem alten Großvaterstuhle Platz genommen, und ließ bald darauf ein sehr unliebliches und lautes Schnarchen vernehmen.

Die beiden Fremden spielten bei der düfter brennenden und flinkenden Dellampe am vordern Tische noch in der Kaste und tranken immer mehreren Brantwein.

Das laute Schnarchen der Birthin machte endlich die Bursche aufmerksam. Sie lachten und flüsteren untereinander, nahmen dann den Kork aus der Brantweinflasche, schwärzten denselben an beiden Enden an der Flamme der Lampe, und sähligen sofort auf den Behen zu dem schlafenden Weibe.

Mit großer Behutsamkeit wußten die Laugenichte der Birthin, vormitteß des geschwärtzen Korkes, einen ungeheuern Knebelbart ins Gesicht zu malen; allein sie gingen noch weiter, nahmen der Schlafenden das Umschlagtuch weg und zeichneten nun auf die schlaff hernieder hängenden Brüste der Frau Sonne, Mond und allerlei possirliche Figuren.

Das Weib sah endlich einem phantastischen Scheusal ähnlicher, als einem Menschen. Ich war zwar über die Büberel indignirt, hielt es aber mit der Klugheit nicht vereinbar, mich hier einzumischen, sondern blieb ruhig auf meinem Strohlager liegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde heftig an die Hausthüre gepocht; die Birthin fuhr in die Höhe und ging zu öffnen. Ich glaubte nicht anders, als daß endlich mein Kutscher angekommen; doch ich hatte geirrt, denn die Frau trat jetzt mit einem großen, unverkennbar auch stark betrunkenen Manne in die Stube, der, wie es schien, ihr Gatte war. Der Neuangekommene schrie und tobte laut, und zwar in demselben mit unverständlichen Targon, den auch die Birthin sprach. Soviel wurde mir klar, der Mann war wüthend über die Beschimpfung, welche seiner Frau im Schlafe widerfahren, und drang mit einem langen dicken Pfeigel, den er in der Hand hielt, auf die am Tische sitzenden frem-

den Däse ein. Diese aber wußten sich dem Tobenden verständlich zu machen, und aus ihren Zeichen nahm ich ab, daß sie die verübte Bäuberei mir zur Last legten.

Fastig sprang ich von meinem Strohlager auf, und es war auch in der That die höchste Zeit gewesen, denn schon drang der betrunkene Wüthrich mit seinen Prügel auf mich ein. Allein unterstützt durch Besonnenheit und Rührternheit gelang es mir, mit meinem guten Hammerstocke alle Streiche zu pariren, welche der Betrunkene gegen mich führte, und endlich traf mein schwerer Eisenhammer die Rechte des Gegners so gewichtig, daß er auf der Stelle seinen Prügel fallen ließ und laut fluchend aus der Stube rännte.

Der günstige Augenblick mußte benützt werden. Ich raffte schnell meinen Mantel auf, öffnete das nächste Fenster und sprang, ohne mich lange zu besinnen, durch dasselbe.

Das beschneite Feld lag vor mir. Ich nahm mir nur Zeit, schnell den Mantel am Halse zu befestigen, und floh dann auf gut Glück feldeinwärts.

Allein bald sah ich meine Flucht gehemmt. Der tolle Wirth hatte rachschnäubend eine große Dogge losgelassen und dieselbe mit nachgehst. Grimmig wurde ich nun von dem Thiere angefallen, und es riß mir vorerst den Mantel stückweise vom Leibe. Ich hatte genug zu kämpfen um nicht zu Boden gezogen zu werden. Endlich gelang es mir, den rechten Arm frei zu bekommen. Schnell faßte ich meinen Stock in der Mitte und führte sofort mit dem Hammer einen solch' nachdrücklichen Streich in die Weiche der Bestie, daß diese zur Stelle heulend niederstürzte und schon im nächsten Augenblicke verendete.

Wichtigen Schrittes, und nicht weiter verfolgt, sagte ich nun meine Flucht fort und erreichte halb ein dickes Gebüsch, in welchem ich mich für geborgen hielt.

Meine Lage blieb indessen nicht erfreulicher Art. Der grimme Hund hatte mir dennoch zwei tiefe Wisse in den linken Oberschenkel beigebracht, welche mich heftig schmerzten, und die ich mit meinem Taschentuche nur nothdürftig zu verbinden vermochte, und verzweiflungsvoll, wie König Lear, irrte ich bei Nacht und Sturm durch die Heide.

Endlich, spät genug, dämmerte der Morgen. Von Bauernleuten zurecht gewiesen, fand ich endlich die nach Wittenberg führende Straße, und bedeutend hinkend, erreichte ich gegen Mittag die Stadt.

Mein Aufzug erregte Aufsehen. Den Hut hatte ich in dem verhängnißvollen Krüge jenes Dorfes zurücklassen müssen; von meinem Mantel hingen nur noch einzelne Fäden um meine Schultern, und meine Kleider und Hände trugen Blutspuren an sich.

Es bedurfte großer Ueberredungskunst, den Wirth zur blauen Weintraube in Wittenberg zu bewegen, daß er einen so seltsamen Gast, als welchen ich mich wirklich darstellte, in seinem Hause aufnahm.

Nachdem ich vom Wundarzte verbunden worden war, und meine Toilette, so gut es gehen wollte, gemacht hatte, kaufte ich mir einen Hut und schickte mich an, meinen Kohnkutscher und seinen verunglückten Reisewagen aufzusuchen, denn beide hoffte ich zuverlässig in Wittenberg zu finden. Allein all mein Mühen blieb vergeblich, und es gelang mir nicht, auch nur die leiseste Spur von meinem Betturino zu entdecken.

Sie werden auch verstehen, gut zu schreiben. Versuchen Sie doch jene Scenen an einander zu reihen und in ein gefälliges Gewand zu kleiden. Es könnten daraus interessante Aufsätze für meine Zeitung für die elegante Welt entstehen, mit deren Redacteur (buzumal Methusalem Müller) ich Sie bekannt machen werde. Es wird — also endete Nathmann — diese Arbeit Ihnen eine angenehme Zerstreuung gewähren, und nebenbei mehrere blankte Goldstücke, die Ihnen in Ihrer Lage vor der Hand auch nicht unwillkommen sein dürften.“

Ich versprach den von dem Hofrath gewünschten schriftstellerischen Versuch zu wagen, und also endete für diesen Tag meine Unterhaltung mit dem wackern Manne, der unverkennbar einen garten Weg eingeschlagen hatte, mir Baarschaft zuzuwenden.

Ich eilte nach Hause und nahm das Tagebuch zur Hand, welches ich glücklicherweise während jenes Feldzuges in Frankreich gehalten. Mein Lebenlang war mir bis jetzt nicht in den Sinn gekommen, schriftstellerische Arbeiten zu unternehmen. Anfangs wollte die Sache nicht gehen, allein ich fand mich bald darin, wie sich der Mensch denn in Alles findet, was er mit Ernst und Liebe angreift, und wozu ihm Natur auch nur einige Befähigung verliehen hat.

Den ganzen Tag und einen großen Theil der Nacht hindurch blieb ich am Schreibtische sitzen, so daß ich am andern Morgen Nathmann schon einige Bogen Manuscript überbringen konnte. Er fing sogleich an zu lesen, und je länger er las, desto mehr erheiterten sich zu meinem unbeschreiblichen Vergnügen die Züge seines männlich-schönen Gesichtes.

Gudlich hatte der Hofrath meine Bogen durchlesen. Er sprach: „**Si** mein lieber junger Freund! Sie haben meine Erwartungen weit übertroffen, und ich glaube, in Ihnen schlummert recht eigentlich ein Schriftkellertalent.“ Der gelehrte und geschmackvolle Mann lehrte mich an noch einige schriftstellerische Kunstgriffe kennen, welche mir in der Folge sehr zu Statten kamen, und mochte mir mehrere treffliche Wendungen bemerkbar, durch welche meine Arbeit augenscheinlich gewinnen mußte; dann eilte ich wieder nach Hause, das begonnene Werk fortzusetzen.

Mahlmanns Lob hatte mich übrigens ganz und gar begeistert, und es fuhr nur zu bald jener furor scribendi in mich, der — dem Himmel sei es geklagt — bis auf diese Stunde nimmermehr von mir gewichen ist, und in einer Reihe von Jahren beinahe ein Hundert gedruckte Alphabete mehr in die Welt gebracht hat, ohne welche die Welt füglich hätte bestehen können. Des seligen Mahlmann, welcher dazu die nächste Veranlassung gab, hat es noch im Himmel zu verantworten.

Meine Arbeit füllte viele Bogen, und wurde in der Zeitung für die elegante Welt unter dem Titel: „Fragmente aus dem Tagebuche eines deutschen Offiziers, während des Feldzuges im Jahre 1815“ abgedruckt, und können diese Aufsätze im Jahrgange 1816 genannten Zeitschrift von etwa neugierigen Lesern aufgefunden werden; sie sind mit dem Schiffe V. S. bezeichnet. Die kritische Schere des Herrn Methusalem Müller hatte übrigens meine literarischen Erstlinge von einigen zu üppigen Auswüchsen befreit.

Hofrath Mahlmann honorirte meine Aufsätze sehr großmüthig; später aber lernte ich einen andern Maßstab kennen, nach welchem man sich mit angehenden Schriftstellern abzustunden pflegt. —

*\* Müller hat in dem Vorwort...*

Inzwischen war die Ausföchtung meiner unglücklichen Wechselgeschichte dem Herrn v. S—, einem sehr bewährten Advokaten in W—, übergeben worden. Mein Wahlmann hatte wahr prophezeit, und Baron W— würde von Nemesis nur zu bald eredit. Die Glücksgöttin hatte ihm im Spiele den Rücken gewendet, sein ganzes Vermögen war dahin, und nun suchte der unselige Mann sich durch unzählige Fälschungen wieder auf die Beine zu helfen. Solche Verbrechen wurden entdeckt und Baron W— starb auf der Festung R—th—ns—g. — Meine 5000 Gulden blieben unwiderrbringlich verloren.

Der edle Wahlmann ist längst nicht mehr. Leicht ruhe die Erde auf des Niedermannes Asche.

## V.

## Tragikomische Abenteuer einer Reisepacht.

Desseu Lebenswagen sich, gleich einer Locomotiv-Dampfmaschine, regelmäßig auf ebener Bahn in geglätteten Schienen und mit immer wieder leicht zu ersetzender Kraft fortbewegt, ein Solcher freilich glaubt nicht an Abenteuer im Großen und Kleinen, welche Sterbliche zuweilen aufzusuchen pflegen; allein man verlasse nur ein Mal die breite Straße des Lebens, man suche sich einen eigenen Pfad zu bahnen, durch Heide und Forst, über Strom und See — dann werden die Abenteuer nicht ausbleiben und sie gestalten sich in der Wirklichkeit oft toller noch, als man dergleichen in Romanen findet.

Ein junger ehemaliger Jägeroffizier, dem für 5000 Gulden Wechsel protestirt worden sind, bleibt leicht auf den Füßen und in der Tasche, und entschließt sich unschwer die Mode des Fußreisens mitzumachen.

Freudigen Muthes wanderte ich dazumal auf der alten Straße, welche von Leipzig nach Berlin leitet. Anfangs ging Alles gut, allein etwa noch drei Stunden von Bittenberg entfernt, überraschte mich die Nacht mit einem furchtbaren Unwetter. Der Sturm heulte aus Norden so gewaltig, daß ich mit jedem Augenblicke befürchten mußte, niedergeworfen zu werden, und dabei fiel der Regen in Strömen.



Mein Mantel war bald durchnäßt und schwer wie Blei; von Minute zu Minute wurde das Vorbringen schwieriger, und ich hielt es daher für einen wahren Glücksfall, als ich endlich einen Lohnkutscher erreichte, der mit seiner plumpen aber leeren Chaise und zwei abgetriebenen Pferden, trotz Sturm und Regen, im Schnecken Schritte und voll unerschütterlichen Phlegmas die Straße verfolgte.

Mein Vertrag mit dem Manne war bald geschlossen und ich kroch in den alten Kutschkästen, in dem ich mich ganz behaglich fühlte. Wenigstens saß ich hier doch vor Wind und Wetter geschützt, und konnte den nassen Mantel und schweren Reisjetornister ablegen. Die Reise ging freilich ungemein langsam nur vorwärts, allein vor Mitternacht konnte ich doch hoffen, Bittenberg zu erreichen, und mich dort durch ein kräftiges Nachtmahl und ein weiches Lager für die Beschwerlichkeiten der Reise entschädiget zu sehen.

In Erwartung dieser Dinge war ich vorerst eingeschlummert, aber krach — wurde ich durch einen heftigen Stoß aufgeweckt und fiel sogleich etwas unsanft zur Seite. Die Achse und ein Vorderrad waren gebrochen und der alte Kasten lag umgeworfen. Schaden hatte ich nicht genommen, und mir blieb demnach nichts übrig, als aus der Chaise hervorzukriechen.

Mein Kutscher stand neben seinem gestürzten Reisegebäude und ließ die originellsten Flüche vernehmen, die er, ohne außer Obem zu kommen, hervorsprudelte, indem er sich nur zuweilen unterbrach, um einige lange Züge aus seiner Schnapsflasche zu machen. Damit wurde nun freilich die Sache nicht besser. Der Sturm hatte zugenommen, der Regen strömte heftiger als zuvor, und eine der schwarzenen Nächte ließ nicht die Hand vor den Augen erkennen.

Nachdem sich der ehrliche Wagenlenker satt gestucht und getrunken hatte, fing er endlich an, Kälter zu werden, und mit mir zu überlegen, was in dieser mißlichen Lage zu unternehmen. Rechts von der Straße ab lag ein Dörfchen, aus dessen Fenstern uns Licht entgegen schimmerte. Der Kutscher meinte, ich möchte suchen das Dorf zu gewinnen und dann im Krüge seiner harren; er selbst wollte eine Schleife improvisiren und mittelst derselben mit dem zerbrochenen Wagen mir langsam folgen. Im Dorfe hoffte er einen Stellmacher zu finden, der über Nacht das Fuhrwerk zur Noth mobil machen würde, auf daß wir des andern Tages, früh am Morgen, wenigstens Wittenberg erreichen könnten. Ich wußte keinen bessern Rath, und trennte mich vorerst von meinem unglücklichen Reisegefährten.

Mit großer Anstrengung gelang es mir endlich, ganz durchnäßt und ungemein ermüdet, das bezeichnste Dorf zu erreichen und in demselben den Krug aufzufinden. Es war in der That kein Gasthof ersten Ranges. Die allgemeine Gaststube, ein niedriges, mit Rauch erfülltes Gemach, befand sich im Erdgeschoße. Die Wirthin, eine unsaubere Frau, in widerlich ansprechendem Nachtmüßliß trat mir entgegen; allein ob das Weiß Kasubisch oder bodolubisch sprach, weiß ich heutigen Tages nicht zu bestimmen, denn ich war nicht so glücklich, eine Sylbe verstehen zu können.

Außer ungenießbarem Käse, hartem, schwarzen Brode und ganz abscheulichem Fusel war hier für Geld nichts zu erlangen. Nun man wird während Feldzügen derlei gewöhnt und lernt sich darein zu schicken. Ich hängt' meinen nassen Reisemantel am riesigen, überhigten Ofen auf, brannte mein Pfeifchen an, und setzte mich nieder, um die Ankunft des Kutschers zu erwarten.

Außer mir befanden sich noch zwei Gäste in der Stube. Es waren ein paar junge, wilde Bursche mit frechen Gesichtern,

welche, bereits halb trunken, in der Karte spielten, sich jeden Augenblick verzwanzigten, und sich den nächsten darauf wieder versöhnten.

Diese beiden Gäste waren ebenfalls Fußreisende, welche die ungestüme Bitterung angetrieben hatte, im Krug des Dörfchens Schutz zu suchen, doch hielt ich gerathen, mich von den wüsten Gesellen fern zu halten.

Es waren indessen zwei Stunden verstrichen, Mitternacht nahte, allein noch immer nicht wollte mein Kutscher mit dem zerbrochenen Wagen erscheinen. Ich wurde unruhig. Zwar trug ich meinen Paß und Geld bei mir, allein den mit Wäsche, Kleidungsstücken und andern Reiseutensilien gefüllten Tornister hatte ich im Wagen zurückgelassen.

Hier blieb übrigens nichts zu bewerkstelligen, als sich in Geduld zu fassen.

Durch Pantomime gab ich der Wirthin, die auch ihrer Seite mein Idiom nicht kannte, zu verstehen, ich wünschte ein eigenes Zimmer mit Bett zu erhalten. Das Weib lachte laut auf, ging aus der Stube, kehrte bald mit einem Bunde Stroh zurück, bereitete an den Diehlen eine sogenannte Streue, und lud mich durch Zeichen ein, hier auf dem wenig einladenden Lager die Nachtruhe zu suchen.

Ungemein ermüdet, folgte ich dem Winke, bedeckte mich mit meinem, nun schon halb trockenen, Mantel, und behielt meinen schweren, am obern Ende mit einem eisernen *Beilhammer* versehenen Stock im Arme; doch floh der Schlaf meine Augen.

Die Wirthin hatte indessen am heißen Ofen in einem alten Großvaterstuhle Platz genommen, und ließ bald darauf ein sehr unliebliches und lautes Schnarchen vernehmen.

Die beiden Fremden spielten bei der düster brennenden und flinkenden Oellampe am vordern Tische noch in der Karte und tranken immer mehreren Brantwein.

Das laute Schnarchen der Wirthin machte endlich die Bursche aufmerksam. Sie lachten und flüsteren untereinander, nahmen dann den Kork aus der Brantweinflasche, schwärzten denselben an beiden Enden an der Flamme der Lampe, und schlichen sofort auf den Behen zu dem schlafenden Weibe.

Mit großer Behutsamkeit wußten die Taugenichtse der Wirthin, vornehmlich des geschwärzten Korkes, einen ungeheuern Knebelbart ins Gesicht zu malen; allein sie gingen noch weiter, nahmen dem Schlafenden das Umschlagtuch weg und zeichneten nun auf die schlaff herniederhängenden Brüste der Frau Sonne, Mond und allerlei possirliche Figuren.

Das Weib sah endlich einem phantastischen Scheusal ähnlicher, als einem Menschen. Ich war zwar über die Büberel indignirt, hielt es aber mit der Klugheit nicht vereinbar, mich hier einzumischen, sondern blieb ruhig auf meinem Strohlager liegen.

Nach Verlauf einer halben Stunde wurde heftig an die Hausthüre gepocht; die Wirthin fuhr in die Höhe und ging zu öffnen. Ich glaubte nicht anders, als daß endlich mein Kutscher angekommen; doch ich hatte geirrt, denn die Frau trat jetzt mit einem großen, unverkennbar auch stark betrunkenen Manne in die Stube, der, wie es schien, ihr Gatte war. Der Neuangekommene schrie und tobte laut, und zwar in demselben mir unverständlichen Dialect, den auch die Wirthin sprach. Soviel wurde mir klar, der Mann war wüthend über die Beschimpfung, welche seiner Frau im Schlafe widerfahren, und drang mit einem langen dicken Pfeigel, den er in der Hand hielt, auf die am Tische sitzenden frem-

den Gäste ein. Diese aber wußten sich dem Tobenden verständlich zu machen, und aus ihren Zeichen nahm ich ab, daß sie die verübte Bäuberei mir zur Last legten.

Dastig sprang ich von meinem Strohlager auf, und es war auch in der That die höchste Zeit gewesen, denn schon drang der betrunkene Wüthrich mit seinen Prügel auf mich ein. Allein unterstützt durch Besonnenheit und Nüchternheit gelang es mir, mit meinem guten Hammerstocke alle Streiche zu pariren, welche der Betrunkene gegen mich führte, und endlich traf mein schwerer Eisenhammer die Rechte des Gegners so gewichtig, daß er auf der Stelle seinen Prügel fallen ließ und laut stuchend aus der Stube rannte.

Der günstige Augenblick mußte benützt werden. Ich raffte schnell meinen Mantel auf, öffnete das nächste Fenster und sprang, ohne mich lange zu besinnen, durch dasselbe.

Das beschneite Feld lag vor mir. Ich nahm mir nur Zeit, schnell den Mantel am Halse zu befestigen, und floh dann auf gut Glück selbeinwärts.

Allein bald sah ich meine Flucht gehemmt. Der tolle Wirth hatte rachschnäubend eine große Dogge losgelassen und dieselbe mir nachgesetzt. Grimmig wurde ich nun von dem Thiere angefallen, und es riß mir vorerst den Mantel stückweise vom Leibe. Ich hatte genug zu kämpfen um nicht zu Boden gezogen zu werden. Endlich gelang es mir, den rechten Arm frei zu bekommen. Schnell faßte ich meinen Stock in der Mitte und führte sofort mit dem Hammer einen solch' nachdrücklichen Streich in die Weichs der Beiste, daß diese zur Stelle heulend niederstürzte und schon im nächsten Augenblicke verendete.

**Wichtigen Schrittes**, und nicht weiter verfolgt, sagte ich nun meine Flucht fort und erreichte halb ein dickes Gebüsch, in welchem ich mich für geborgen hielt.

Meine Lage blieb indessen nicht erfreulicher Art. Der grimme Hund hatte mir dennoch zwei tiefe Bisse in den linken Oberschenkel beigebracht, welche mich heftig schmerzten, und die ich mit meinem Taschentuche nur nothdürftig zu verbinden vermochte, und verzweiflungsvoll, wie König Lear, irrte ich bei Nacht und Sturm durch die Heide.

Endlich, spät genug, dämmerte der Morgen. Von Bauersleuten zurecht gewiesen, fand ich endlich die nach Wittenberg führende Straße, und bedeutend hinkend, erreichte ich gegen Mittag die Stadt.

Mein Aufzug erregte Aufsehen. Den Hut hatte ich in dem verhängnißvollen Krüge jenes Dorfes zurücklassen müssen; von meinem Mantel hingen nur noch einzelne Fäden um meine Schultern, und meine Kleider und Hände trugen Blutspuren an sich.

Es bedurfte großer Ueberredungskunst, den Wirth zur blauen Weintraube in Wittenberg zu bewegen, daß er einen so seltsamen Gast, als welchen ich mich wirklich darstellte, in seinem Hause aufnahm.

Nachdem ich vom Wundarzte verbunden worden war, und meine Toilette, so gut es gehen wollte, gemacht hatte, kaufte ich mir einen Hut und schickte mich an, meinen Kohnkutscher und seinen verunglückten Reisewagen aufzusuchen, denn beide hoffte ich zuverlässig in Wittenberg zu finden. Allein all mein Mühen blieb vergeblich, und es gelang mir nicht, auch nur die leiseste Spur von meinem Betturino zu entdecken.

Ich glaubte, die Postzellehrde von meinen Unfällen in Kenntniß setzen zu müssen, und man versprach mir, es an Nachspürungen, zu meinen Gunsten; nicht fehlen zu lassen, allein auch mein Reisegepäck blieb unwiederbringlich verloren.

Also führet nun schon einmal hienieden in der Regel jedes Mißgeschick ein anderes im Gefolge, und nur eine nicht kleine Dosis Stoa vermag

in des Lebens höchsten Stürmen  
Sterbliche zur Noth zu schirmen.

---

## VI.

**Die Wusbacher Manni.**

Es war am 5. November 1819 als ich auf der Reede von Stockholm an Bord eines Kauffahrers stieg, den Kapitän Stöwe durch den finnischen Meerbusen nach Kronstadt leiten sollte.

Wir waren kaum einige Stunden in der See, als uns ein wilder Sturm überraschte. Die Matrosen arbeiteten angestrengt, der Kapitän ertheilte, bald gellend pfeifend, bald laut schreiend, seine Befehle, und wir Passagiere zogen uns nach der Kajüte zurück.

Gegen Abend gerieth das Fahrzeug in eine ungemeine bedenkliche Lage. Unser Kauffahrer hatte nämlich zu Stockholm als Ballast Kalksteine geladen. Nun aber kollerten plötzlich die Steine alle auf die eine Seite; dadurch bekam das Schiff ein entschiedenes Uebergewicht, und in demselben Augenblicke bildeten die Masten zu der wild bewegten Meeresfläche einen spitzen Winkel.

Ein neuer heftiger Windstoß warf das Schiff ganz platt, und kenterte den Ballast vollends. Unser naher Untergang schien unvermeidlich.

Indessen vorlor der wackere Stöwe keineswegs Muth und Fassung. Er befahl etlichen rüstigen Matrosen, die Masten hinauf zu klettern und an deren höchsten Spitzen besondere Lanne zu befestigen, in welche sich, der Seite entgegen, welche sich ins Salz-



wasser tauchte, die ganze Schiffsmannschaft hängen mußte; Stow e selbst stand am Steuer; die Todesangst verlieh Allen beinahe übernatürliche Kraft, eine kühne Wendung des Fahrzeuges wurde gewagt, und der Kauffahrer erhob sich; nun eilten zwei Drittheile der Equipage hernieder in den Raum, um die Kalksteine in Ordnung zu bringen und die Bretterverkleidung über denselben zu befestigen; glücklicherweise hatte die, für den Augenblick etwas nachgelassene Wuth des Sturmes das Manöver begünstiget.

Unter den Passagieren befand sich eine junge Jüdin, deren Sinne die Todesangst gänzlich verwirrt hatte, und welche nun eine Scene darstellte, die zu jeder andern Zeit ein allgemeines Gelächter veranlaßt haben würde.

Die junge, reizende Esther stürzte nämlich plötzlich, mit fliegenden Haaren und entblößten Schultern, auf das Verdeck, warf sich auf die Knie und schrie so laut sie konnte: „Meines Lebens Stern ist mit Finsterniß bedeckt; ich bin geworden ein Gegenstand des Fluches Mian, des Himmels, des Windes, Feuers und der Erde, der Großen und Kleinen in ganz I f r a e l; ich bin ausföchtig wie Gehasi, denn ich habe groß gesündigt hundert und viele hundert Mal mit verruchten Söhnen des Stammes jener sieben Völker, welche J e h o v a h geboten hat, auszurotten. Wende deine Rache von mir, Gott des Zorns! sonst muß ich enden, wie A h i t o p h e l; siehe J e h o v a h, ich züchtige mich nach deinem Gebote.“

Mit diesen Worten zog die junge Jüdin eine Peitsche hervor und fing an, sich mit derselben auf die entblößten üppigen Schultern neun und dreißig herzhaftere Streiche zu vertheilen, indem sie dabei in hebräischer Sprache den 38ten Vers des 78ten Psalmes drei Mal hermurmelte.

Der Sturm war mit erhöhter Gewalt wiederkehrt. Der Kapitän nahm mich bei Seite und sagte mir:

„Wir befinden uns noch in großer Gefahr und sehen einer verhängnißvollen Nacht entgegen; ich habe nur über wenige Arme zu gebieten; mit den übrigen Passagieren ist, wie Sie sehen, nichts anzufangen; es sind Bonhasen. Wären Sie wohl geneigt, für eine Nacht nur sich dem Schiffsdienste zu unterziehen?“

Nachdem ich mich zu Allem bereit erklärt hatte, nahm Stömz wieder das Wort: „Sehen Sie — sprach er nun leiser — jene beiden Lichter, es sind zwei, ziemlich von einander entfernte Leuchttürme an der Küste, auf welcher zu stranden am meisten zu befürchten ist; nun werde ich Sie am Vordertheile des Schiffes festbinden lassen, sonst reißen Sie die ungestümen Wellen ins Meer. Verwenden Sie ja kein Auge von den zwei Lichtern; solange Sie die beiden, von einander so weit entfernt, wie jetzt, erblicken, ist es gut; wenn aber die beiden Lichter sich einander nähern, oder sich gar zu decken scheinen, dann, mein Lieber! schreien Sie, so laut Sie es vermögen; der Steuermann weiß dann schon, auf welche Art die drohende Gefahr zu vermeiden.“

Es war für einen Nicht-Seeemann eine schlimme Verrichtung, welche ich übernommen. Ich wurde mit Lauen am Vordertheile des Schiffes befestiget; der Kapitän reichte mir eine Flasche Rum, und ermahnte mich, derselben fleißig zuzusprechen, wenn ich anders bei guter Gesundheit bleiben wolle.

In wenigen Augenblicken war ich bis auf die Haut durchnäßt, denn Wellen über Wellen brachen sich an des Fahrzeuges Vordertheile und überströmten mich; oft schienen sich die Lichter an der Küste einander schnell zu nähern, dann mußte ich, laut erhaltener Instruktion, schreien, so laut, ich es vermochte; ich wurde heiser;

Hörschauer rüttelte mich; es war eine böse Nacht. Endlich fing es an zu tagen; der Sturm hatte sich gelegt; ich wurde losgebunden und vermochte kaum noch nach der Kajüte zu wanken, in solchem hohen Grade fühlte ich mich erschöpft.

Ohne fernere gefährliche Abenteuer zu erfahren, erreichten wir den Hafen von Kronstadt; ich befand mich sehr unwohl, und eilte nach St. Petersburg, wo ich, wie die meisten deutschen Reisenden, im Gasthose bei Demuth in der großen Perspektive von Newski abstieg.

Am andern Morgen befand ich mich etwas wohler, und als mir das Fremdenbuch vorgelegt wurde, in welches ich mich einzutragen sollte, fand ich in demselben den Namen des so eben angekommenen Kabinetsekouriers D—t. Dieser D—t war einer meiner Jugendbekannten, ein Mann von Bildung und Erfahrung, wohl werth, einen wichtigeren Posten, als den ihm gegenwärtig anvertrauten, auszufüllen.

Zur Stelle ließ ich D—ten zu mir bitten, und nach Verlauf weniger Minuten schon trat er in die Stube. Wer es nicht erfahren, kann sich keinen Begriff von dem Vergnügen machen, welches man empfindet, wenn man plötzlich im fernen Auslande einem vertrauten Bekannten aus der lieben Heimat begegnet.

Wir überließen uns dem Vergnügen des Wiedersehens bei einem gemeinschaftlichen Frühstück in vollem Maße, indem wir uns wechselseitig die erlebten Schicksale mittheilten, welche beide betroffen, seit wir uns nicht gesehen.

Ich wollte einige Monate in St. Petersburg verweilen, dann nach Tula an der Dga reisen, um die merkwürdigen

Hauptwaffenfabriken des russischen Reichs, welche sich dort befinden, kennen zu lernen.

D — t sagte mir: „Wenn Sie nicht wichtige Empfehlungsschreiben bei sich führen, dürften Sie Ihren Planen große Schwierigkeiten entgegen gesetzt finden, denn die Herrn Russen sind etwas mißtrauisch geworden, und die Zeiten, in welchen dieselben allein der Ehre waren, welcher fremden Nationen ihre Kunstwerke abgesehen hatte, sind nicht mehr.“

Ich zeigte dem Landsmanne meine mitgebrachten Empfehlungsschreiben, allein nur ein einziges unter denselben fesselte seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Es war vom Grafen G\*\*\* zu Berlin an den Fürsten G\*\*\*\*\* ausgestellt.

„Dieser wäre der Mann — sprach D — t — welcher Ihnen ungemein nützlich werden könnte. Aus einem der ältesten Dynastengeschlechter dieses Reichs entsprossen, im Besitze ungeheurer Reichthümer, hat er sich nie um Staatsdienste beworben; allein sein Einfluß bleibt dennoch bedeutend. Zudem ist der Fürst an eine Deutsche verheirathet. Die Fürstin soll eine ausgezeichnete Schönheit und eine der geistreichsten und liebenswürdigsten Damen sein. Versäumen Sie ja nicht, mein Freund! sich bald möglichst dem Fürsten vorzustellen.“

Bülig genesen, fuhr ich nach Verlauf weniger Tage schon beim Fürsten G\*\*\*\*\* vor. Der Kammerdiener forderte mir im Borgemache meine Empfehlungsschreiben ab. Bald darauf öffnete sich die Stügelthüre und ich wurde in des Fürsten Kabinet eingeführt.

Die russische Durchlaucht war ein kleines, schwächliches Greislein, doch drückten dessen helle, graue Augen und die Zähne des warmen Gesichtes Wohlwollen und Gutmüthigkeit aus.

Der Fürst empfing mich sehr herablassend, unterließ sich lange mit mir, bewährte Scharfsinn und Geist, und verabschiedete mich endlich mit den Worten: „Sie sind mir, lieber junger Mann! von Jemanden, den ich sehr hochschätze, dringend empfohlen worden; geben Sie mir recht bald Gelegenheit, Ihnen gefällig sein zu können; übrigens hoffe ich Sie heute Abends bei einem theilnassant in meinem Hause zu sehen; Sie werden mehrere Deutsche treffen; auch will ich Sie dann meiner Gemahlin, Ihrer Landsmännin, vorstellen.“

Der Luxus in den Palästen der russischen Großen ist zu oft zur Sprache gekommen, als daß hier davon zu reden unsere Absicht sein kann. Genug, — als ich gegen Mitternacht die blendend erleuchteten Gemächer des G\*\*\*\*\*schen Hôtels betrat, wurde ich von dem Fürsten schnell bemerkt; er ergriff lächelnd meine Hand, führte mich an einen Divan, in welchem eine Dame in glänzendem Puzze saß, und stellte mich derselben mit den Worten vor: „Es ist Ihr Landsmann, liebe Emilie! von welchem ich Ihnen bereits heute gesprochen.“

Der Fürst war weggegangen; ich erhob mein Auge zu der Gebieterin dieses Palastes: Himmel! wie wurde mir, das war ja, wie sie leibte und lebte, die — doch nein, ich will der Entwicklung des seltsamen Abenteuers nicht vorgreifen.

Auch die junge, ungemein reizende Fürstin schien höchlich betroffen; glühende Röthe wechselte auf deren zartem Antlitze mit Reichenblässe; doch faßte sie sich gewaltsam und schnell, und sagte mir, mit kaum bemerkbar bebender Stimme, einige verbindliche Worte, ich stotterte, im höchsten Grade bestemdet, wie ich war, eine nichts sagende Antwort hervor, verbeugte mich, und zog mich sofort in das Gebränge der Gesellschaft zurück.

Wah' darauf öffnete sich der brillante Tanzsaal, und der Ball begann; ich stand, ein kummer Zuschauer, ganz allein in einem Bogenfenster, da trat plötzlich, mit der ihr eigenthümlichen Grazie und Anmuth, die fürstliche Herrin des Hauses zu mir. Sie leitete ein Gespräch über unser gemeinschaftliches Vaterland ein, fragte dieses und jenes, aber als sie bemerkte, daß einige in der Nähe gestandene Gäste sich entfernt hatten, und sie sich überzeugt halten mochte, von Niemanden, außer mir, verstanden zu werden, stärkte sie hastig und ängstlich: „Wir sehen uns nicht zum ersten Mal in diesem Leben, mein Herr! ich weiß es, Sie haben mich sogleich erkannt; erwägen Sie die Angst meines Herzens; ich schwöre es Ihnen bei Gott — ein einziges unglückliches Wort, aus Ihrem Munde, und auf diesem Boden ausgesprochen, würde meinen schnellsten Tod veranlassen; aber nein, sie sind ein Mann von Ehre; Sie werden nicht die entsetzliche Katastrophe herbeiführen, o ich sehe, versprechen Sie mir — —“

Ich versprach; dann fuhr die Fürstin redend fort: „Sie werden in diesen Tagen von meinem Gemahle, dem Fürsten, zu unserer Tafel geladen werden; stellen Sie sich eine Stunde vor der festgesetzten Zeit ein; ich lasse Sie in mein Boudoir führen, dort können wir ungestört plaudern; Sie sollen alles, alles der strengsten Wahrheit gemäß, erfahren.“ —

Jetzt bildete sich wieder, unfern des Fensters, in welchem wir standen, eine Gruppe; zugleich ertönte die Musik zu einer Coqsaisse, die Fürstin reichte mir, anmuthig lächelnd, die Hand, und mir wurde die Ehre die Durchlauchtige in die Reihen des Tanzes führen zu dürfen.

Um das Jahr 1820 war in M—n plötzlich ein junges, liebliches Mädchen, in der That ein wunderhohes Kind aus der Fremde, erschienen, doch wußte man recht gut, daß es aus Anspach gekommen.

Die Fremde war — um nicht zur Unzeit hinter dem Berge zu halten — im Grunde nichts anderes, als eine Phryne, aber doch nicht eine Phryne gewöhnlicher Art, sondern eine moderne Laïs, von der man mit Fug und Recht, wie einst von ihrer hellenischen Schwester sagen konnte: „Non omnibus licet adire Corinthum!“ —

Anspacher Ranni, wie man dazumal in M—n jene Schöne zu nennen pflegte, war in der Wahl ihrer Anbeter etwas eigensinnig; Gold übte wenige, aber gar keine Macht über sie. Uebrigens stellte die Anspacherin nicht nur glänzende Schönheit zur Schau, sondern sie war auch ein wichtiges, ungemein angenehmes und feingebildetes Mädchen; sie sprach mehrere Sprachen, zeichnete besser als eine Schülerin, sang beinahe so gut wie eine Sonntag, spielte Pianoforte, und tanzte allerliebft. Dem Geliebten der Wahl, so lange er dieser war, blieb die anmuthige Blondgelockte treu, eine andere Penelope, aber den Wechsel liebte sie nichtsdestoweniger, wie einst die berühmte Ninon selbst.

Ich machte, als etwas leichtsinniger junger Mann, in einer der wenigen Zwischenperioden, in welchen der anmuthigen Anspacherin Herz gerade für frei galt, derselben angelegentlich den Hof und fand Gnade vor ihren Augen, wenigstens vier Wochen lang. Nach Verlauf dieser langen Zeit löste sich das Verhältniß von beiden Seiten in ungemein freundlicher Weise, und ein junger Dragoner-Offizier nahm meine Stelle ein. Der Dragoner war ein etwas roher Wüßting; bald kompromittirte er die Anspacherin auf solche auffallende Art, daß darüber die halbe Stadt sprach. Das

Mädchen war so tief nicht gefallen, daß es seine Schmach hätte gleichgültig ertragen können; es verschwand, wie es gekommen, und Niemand mußte, wo es geblieben. — Kuspacher Kanni aber fand ich nach zehn Jahren in eine russische Fürstin umwandelt.

Die verheißene Einladung zur Tafel des Fürsten S \* \* \* \* blieb nicht lange aus. In Galla vom Federbusch bis auf die Behen — verfügte ich mich eine Stunde vor der schicklichen Zeit in's fürstliche Palais. Ich war bereits von einer jungen, schwarzäugigen, allertliebsten Kammerjose erwartet worden; sie leitete mich schweigend in das schweigsame Boudoir ihrer hohen Gebieterin.

Die Fürstin S \* \* \* \* mochte jetzt ungefähr acht und zwanzig Lebensjahre zählen; zwar der Jugend erste Frische war von den garten Sägen dieses holden Antlitzes gewichen, aber keineswegs — die Amuth; noch ringelte sich das üppige Haupthaar in goldenen Locken um die hohe schöne Stirne; noch strahlte in mildem Feuer das große, gelblichblaue Auge, und vollends der musterhafte Bau des vollendetsten aller weiblichen Körper entwickelte eine strahlende Lichtgestalt.

Ein sehr einfaches Kostüm kleidete heute die Fürstin sehr zu ihrem Vortheile; sie erglühete bei meinem Eintritte in Purpur, und deutete mir schweigend an, neben ihr im schwellenden Divan Platz zu nehmen.

Nach einer Pause ließ sich die Fürstin also vernehmen: „Ihre Discretion, mein Herr! macht, ich fühle es lebhaft, gerechten Anspruch auf unbedingtes Vertrauen. Sie werden begierig sein, zu erfahren, an welcher Art ich in die Sage gerathen bin, in welcher



Sie mich, wohl unerwartet genug, hier fanden; Voren —  
 Als mich jene, Ihnen wohlbekannten Vorfälle aus R — n entsetzten,  
 suchte ich vorerst bei meinem Cousin, einem Förster im Fran-  
 kischen, einen Zufluchtsort. Ich sah mich auch in der That von  
 dem Cousin recht gut, aber weniger liebevoll dagegen von seiner  
 Gattin aufgenommen, und ich dachte nach Verlauf einiger Wochen  
 bereits an die Wahl eines andern Aufenthaltes, als mich ein eben  
 so unerwartetes als angenehmes Ereigniß plötzlich dieser Nähe ent-  
 hob. Am Ende des großen, schönen Dorfes, in welchem sich mei-  
 nes Cousins Amtswohnung befand, stand ein herrliches Schloß,  
 welches von dem jungen Gutsherrn, dem russischen Fürsten Ale-  
 xander G\*\*\*\*, bewohnt wurde. Der Fürst hatte als Ritt-  
 meister in der Kaisergarde zu St. Petersburg gedient, und  
 war mit einem General-Adjutanten und Günstlinge des Kaisers in  
 Streit gerathen. Die Herren schlugen sich, und Fürst Alexan-  
 der löbte seinen Gegner. Nur die schnellste Flucht vermochte  
 den Rittmeister von einer Verbannung nach Sibirien zu retten;  
 er wandte sich nach Deutschland, und kaufte sich daselbst an. Häufig  
 besuchte der Gutsherr meinen Cousin, den Förster; der junge Fürst  
 sah mich und ward angelegentlich um meine Gunst; nicht als Heuch-  
 lerin, sondern nur dem Entschlusse treu, fortan achtungswürdigen  
 Grundsätzen zu huldigen, betrug ich mich gegen ihn, wie ich mir  
 es nun selbst schuldig zu sein glaubte. Mein Widerstand steigerte  
 des Fürsten Leidenschaft zur höchsten Potenz, und er bot mir am  
 Ende vor dem Altar seine Hand. Ich lebte mit dem jungen, ge-  
 bildeten und gutmüthigen Gemahl zwei Jahre lang, wenn auch in  
 einer kinderlosen, aber nichtsdestoweniger glücklichen Ehe, nur des  
 Gatten leidenschaftliche Neigung zur Jagd, welche sich leider zu-  
 weilen mit der noch schlimmern zum übermäßigen Trinken paarte,  
 verbitterte mir manche Stunde. Nach Verlauf der angegebenen  
 Zeit machte der Fürst eines Tages einen gefährlichen Sturz  
 mit dem Pferde und noch dieselbe Nacht verschied er in meinen  
 Armen.

„Mein Gemahl hatte den Aufwand, welchen er stets getrieben, mit großen baaren Summen bestritten, die ihm, von Zeit zu Zeit, ein ungemein reicher Onkel aus St. Petersburg sendete; allein selbst diese bedeutenden Zuschüsse reichten dem vornehmen Verschwender nicht hin, und er hatte seine deutsche Hofmark mit übermäßigen Schulden belastet; nach seinem plötzlichen Tode griffen die Gläubiger zu, und mir, der unglücklichen Wittwe, blieb nicht viel mehr übrig, als nichts.“

„Ich schrieb nun an den alten Fürsten S\*\*\*\*\* nach St. Petersburg, und meldete ihm seines Neffen, meines Vaters, unglückliches Ende und meine traurige Lage. Nach Verlauf einiger Monate erhielt ich von dem alten Onkel einen Parken, auf ein berühmtes Haus nach Augsburg gestellten Wechsel, nebst der freundlichen Einladung, selbst nach St. Petersburg zu kommen. — Ich nahm die Einladung an, setzte meinen Wechsel in baares Geld um, und reisete ab.“

„Bei meiner Ankunft in jener Kaiserstadt wurde ich von dem alten Fürsten S\*\*\*\*\* ungemein artig empfangen, es waren bereits in seinem Palaste glänzende Appartements eingerichtet, bestimmt, mich aufzunehmen. Der Fürst fand von Tag zu Tag größeres Gefallen an mir, und endlich wurde des Neffen-jungs Wittwe, des betagten fürstlichen Onkels Gattin.“

„Mein nunmehriger Gemahl“ — also endete die Fürstin ihre Erzählung — „ist der edelste und lebenswürdigste Greis unter der Sonne; sein Verhältniß zu mir ist das eines zärtlichen Vaters zu einer geliebten Tochter, und sein einziges Streben geht dahin, meine leisesten Wünsche zu errathen und zu erfüllen. Ich lebe im höchsten Glanze und überschwenglichen Ueberflusse, ausgezeichnet vom Hofe und dem höchsten Adel dieses Reiches; aber nimmermehr will der schmerzhaften nagende Wurm in meinem Busen ruhen.“

das Andenken an den Leichtfinn und die Schmach meiner Jugend. Bedenken Sie, mein Herr! wenn ein leicht möglicher Zufall, wie Ihr Zusammentreffen mit mir es war, wenn, sage ich, die mindere Diskretion eines Dritten mein furchtbares Geheimniß offenbarte — bedenken Sie! wie schrecklich würde ich hernieder stürzen von der hohen Stufe der Verehrung und Achtung — — nein, nein, ich vermag ihn nicht auszudenken den schrecklichen Gedanken.“

Die schönen blauen Augen der unglücklichen, liebreizenden Fürstin hatten sich mit Thränen gefüllt; sie fing an, leise zu schluchzen.

In Trostgründen mich erschöpfend, ergriff ich im Feuer des Gespräches die Rechte der Dame, bedeckte die runde, kleine, weiche Hand mit glühenden Küßen, und — jetzt naheten Fußstritte der Thüre des Bouvoirs; man kam, der Fürstin zu melden, daß ihr Gemahl sie bereits im Speisesaale erwarte; ich reichte der Dame den Arm, und es wurde mir die Ehre, die Gebieterin des Palastes zu Tafel zu geleiten.

Man setzte sich zu Tische. Die Gesellschaft war klein aber erlesen; sie bestand aus etlichen vom hohen Adel, aus fremden Künstlern und Gelehrten.

Emilie stellte sich nun in der That als das vollendetste, als das unverbesserlichste Weib dar. Keine Spur von Thränen, von Angst oder Bekümmerniß mehr! — Diese schönen Augen, dieser künstliche kleine Sammetmund lächelten so heiter, und auf den zarten Jügen des holden Antlitzes thronte eine solche milde Ruhe, daß selbst der schärfste Beobachter das Gesichtchen für den Spiegel der ungetrübtesten aller Weiberseelen halten mußte.

Anziehender vermöchte keine Stäel, keine Pichler zu unterhalten, als die Fürstin; wir alle waren ganz Ohr, und der

ganz. Fürst fühlte sich sichtbar erhoben und geschmeichelt durch die Bewunderung, welche man der Anmuth und dem Geiste seiner herrlichen, jungen Gemahlin zollte.

Wir möchten solche liebenswürdige Damen der großen Welt lebendige Xenien nennen, denn pikante Unterhaltung und feurriger Wein sind ja lediglich die Gastgeschenke, welche in unsern Tagen der freundliche Wirth bietet; solche Unterhaltung spenden aber bei Gastmahlen vorzüglich die Damen, welche — seiner oft als selbst Martial — den Tadel mit Lob zu mischen verstehen, darum stellen sie leibhaftige Xenien dar, und von einer Hebe-Hand kredenzt, wandelt sich der Becher selbst — in eine doppelt erfreuliche Xenie. Alternbe, schmähfüchtige, widerliche Damen freilich sind Xenien anderer Art, denn es giebt deren verschiedene, und selbst die Göthe'schen und Schiller'schen sprechen nicht immer an, wie Wieland versichert.

Genug — Emilie war eine Xenie der erfreulichsten Art, von der wir uns erst spät am Abende zu trennen vermochten; als ich beim Abschiede der Fürstin Hand küßte, fühlte ich von derselben einen leisen Druck, und der Dame dankbarer Blick geleitete mich aus der Thüre.

Noch viele vergnügte Stunden verlebte ich im S\*\*\*\*s'schen Palaste, allein die Fürstin schien es beinahe vermeiden zu wollen, mich je wieder unter vier Augen zu sprechen. Ich wußte, was mir zu wissen ersprießlich, und begriff recht wohl, daß das Hartgefühl der Dame keine fernere Unterredungen mit dem Manne wünschbar konnte, der Dinge wußte, die in St. Petersburg Niemand ahndete.

Durch des alten Fürsten Verwendung erhielt ich Pässe und Empfehlungsschreiben nach Tula an der Dga. Mit dankbarem Herzen nahm ich endlich im G\*\*\*\*schen Palaste Abschied und trat meine Reise an.

Länger hielt ich mich in Tula auf, als es Anfangs in meinem Plane gelegen.

Als ich nach Verlauf mehrerer Monden wieder nach St. Petersburg zurückgekehrt war, führte mich mein erster Gang ins Palais G\*\*\*\*. Ich fand die Thore des Hotels verriegelt und alle Fenster mit Käden verschlossen. Heftig war mein Schreck, ich zog sogleich Erkundigungen ein, — Himmel! welche Trauerkunde mußte ich vernehmen; ein finsterner Geist war seitdem durch jene Mauern gewandelt, und hatte schnell geendet mit dem Glücke seiner Bewohner.

Der von Emilie so sehr gefürchtete Unfall war in der That eingetreten. Ein reisender fremder Cavalier hatte in der Fürstin ebenfalls die ehemalige Anspacher Kanti erkannt und keineswegs seinen Mund gehalten.

Seltfame Gerüchte verbreiteten sich in der Kaiserstadt, und erreichten das unvorbereitete Ohr des alten, höchst ehrgeizigen Fürsten G\*\*\*\*. Der schwache Greis erlag schnell endete ein Schlagfluß sein Leben. Es hatte der Fürst kein Testament hinterlassen, und Verwandte einer Nebenlinie nahmen die hinterlassene Schätze in Anspruch. Der beklagenswerthen Emilie war im Stillen der Hof verboten worden, und ihr blieb nur die Alternative, unter den ungünstigsten Umständen, mit den habgierigen Betrüben des entschlafenen fürstlichen Gemahls einen gefährlichen Prozeß zu beginnen, dessen Ende nicht abzusehen war, oder dem ihr

angebotenen Vergleich anzunehmen und sich mit einer allerdings nicht unbedeutenden Abfindungssumme zu begnügen.

Emilie wählte das letztere, empfing die Summe und reiste nach Deutschland zurück. In Wien wollte sie, jedoch zurückgezogen, den Rest ihrer Tage verleben; später hatte sie, um die Sommermonate dort zubringen, eine Villa in Hernals käuflich erworben.

Als mich einige Jahre später das Schicksal nach Wien führte, erkundigte ich mich angelegentlich nach der verwittweten Fürstin G\*\*\*\*; doch sie war bereits, in der Blüthe ihres Lebens, hinübergewandert in das Land des ewigen Friedens.

---

## VII.

**August Lewald.**

In frühern Jahren wurden in München die königliche Hof- und Nationalbühne, so wie jene — nun längst eingegangene — am Isarthore von einem und demselben königlichen Intendanten geleitet. Das Personale des Isarthor-Theaters wurde daher auch zuweilen zu großen Darstellungen der Hofbühne verwendet, und umgekehrt traten die königlichen Hofschauspieler häufig auf der Bühne am Isarthor auf.

Schon vor etwa sechzehn Jahren endete dieses zwischen beiden Bühnen bestandene Wechselverhältniß, und das Isarthor-Theater nahm den Charakter einer Privatanstalt an, deren Leitung Herr Karl übernahm.

Unter diesen Umständen mußte Herr Karl nothgedrungen eine eigene Gesellschaft bilden, und er setzte diese mit Umsicht größtentheils aus jungen Leuten zusammen, welche auf keine große Sagen Anspruch machten und deren Ausbildung für die Bühne durch verständige Leitung noch gesteigert werden konnte.

In jener Zeit nun kam auch Herr August Lewald als junger Schauspieler an die Bühne am Isarthore, allein die Natur hatte ihm das Talent der Darstellung versagt, und viele Männer wollen wissen, es habe der unglückliche Witze, nachdem er

als darstellender Künstler mehrere Male gänzlich durchgefallen, endlich außer der Bühne einige Zeit lang die Rolle eines Stiefelpugers bei Herrn Carl übernommen. Ich glaube daran nicht \*), und wahrscheinlich ist diese Angabe nichts als Erfindung der Malice, allein Herr E. hat später den Münchnern so viel Malice gezeigt, daß er sich nicht wundern darf, wenn auch ihm derlei zu Theil wurde. In meinen Augen würde Herr E. als wirklich geistreicher Erzähler und scharfsinniger Beobachter durch den Umstand gar nicht verlieren, denn J. J. Rousseau hat sich bekanntlich längere Zeit durch Notenaufschreiben das Leben fristen müssen, allein er blieb trotz des Notenaufschreibens dennoch Rousseau, wie Herr Lewald, trotz des ehemaligen Stiefelpugens, Lewald bleiben würde.

Als ich vor fünfzehn Jahren, nach langer Abwesenheit, wieder nach München zurückkehrte, versah Herr E. beim Theater am Hofthore bereits die Stelle eines Sekretärs im Bureau des Herrn Direktor Karls. Da letzterer die Güte hatte, von mir ein neues Lustspiel \*\*) in Scene zu setzen, machte ich bei solcher Gelegenheit auch die Bekanntschaft des Herrn Lewalds und lernte in ihm einen verständigen und damals höchst anspruchlosen jungen Mann kennen. -

\*) Ein Stiefelpuger? — nein fürwahr ich kann nicht glauben, obwohl Hr. K. E. in seinen Aquarellen (Theil 3, S. 262 und 263) selber von sich erzählt: „Ich ging ganz ernst damit um, zu hören, ob ich nicht als irgend ein Domestik dem Gefolge des Herrn Gesandten angereicht werden könnte. — Solch' ein Stiefelpuger — wach' ein ruhendes Incognito!“

\*\*) Die Poffe hieß „Aurelius Commodus und die Königin von Saba“ und wurde später im Verlage der v. Janisch's und Stage'schen Buchhandlung gedruckt.



Selbst sah Herr Ewald nur ein Mal als dankenden Künstler; er gab die Pasthe Voltaires in Löffers Auftrag, zwar nicht mit Glück, aber nach meinem Urtheile keineswegs ohne Umsicht.

Uebrigens war Herr E. der erklärte Liebhaber eines jungen und artigen Münchner Bäcker Mädchens, welches ebenfalls bei Herrn Karln Komödie spielte. Herr E. bewohnte dessengungefolge ein Stübchen in einem Bäckerhäuschen am Isarthore, und um mich seiner eigenen, so oft von ihm wiederholten Worte zu bedienen; „Es herrschten damals weder in seinem Lona, noch in seiner Lebensweise Ungezwungenheit und Comfort.“

Herr E. dachte in jenen Tagen schwerlich daran, er werde — wie sich Freund Büffel (man sehe den Art.) äußert — dereinst eine nicht unbedeutende Rolle „unter jenen Konvertirten Juden spielen, die nun den Geschmack der Deutschen schrauben, und mit ihrem Gemütthe spekuliren, wie mit Metalliques.“

Nichtobestoweniger machte sich Herr E., in seiner damaligen Laufbahn schon, als dramatischer Dichter in München bekannt. Es brachte seinen Blaubart, das graulichste aller graulichen sogenannten Spektakelstücke auf die Bretter der Bühne am Isarthore. Es kann nicht geleugnet werden, daß jener Ewald'sche Bluthund vor den Augen der Plebejer der Vorstädte und des Sonntagspublikums große Gnade fand. Blaubart füllte mehrere Mal die Theaterkasse ansehnlich und Karl, der großmüthige Direktor, verehrte dem Dichter eine Uhr, damit er sehen möchte, wie viel es gekostet — also drückten sich unsere Pökelblätter dazumal ungemein witzig aus. Endlich verließ Herr E. München, und später ging auch das Isarthor-Theater ein.

Mehrere Jahre waren verfloßen, als von einem August Ewald Novellen und Erzählungen erschienen, welche zu den erfreulicheren Erscheinungen im Gebiete schöngeistiger Litteratur gehörten. Man stritt jetzt in München über die Identität der Person, denn Niemand wollte dem Verfasser des Blaubart zutrauen, er vermöge solche Novellen zu schreiben. Als aber endlich alle Zweifel schwanden, freuten sich die Besseren, daß es Herrn Ewald gelungen, aus beträchtlicher Tiefe sich zu einiger Höhe zu erheben.

Endlich erschien Herr E. selbst wieder in den Mauern des neuen Athens. Er kam von Paris, wo er eine deutsche Bühne hatte gründen wollen, allein bei'm Nahen der Cholera wohlweislich entflohen war. Herr E. reiste jetzt in Begleitung einer sinnigen Lebensgefährtin; seine Garderobe hatte sich ansehnlich vermehrt. Der Dichter des Blaubarts wohnte nun mit der sinnigen Lebensgefährtin im Gebäude des Frohsinns und umgab sich mit leiblichem Comfort.

Herr E. schien sich in München scheinlich ansiedeln zu wollen; er ließ vorerst bei Herrn Georg Jaquet eine theatralesche Staberl-Zeitung anonym erscheinen, allein das Blatt machte durchaus kein Glück und entschloß bald und unbemerkt eines sanften Todes.

Man verlegte Herr E. unter seiner eigenen gefeierten Firma ein Theaterblatt höherer Tendenz, welches in der S. Franz'schen Buchhandlung erschien. Diese neue Zeitschrift Ewalds gelohnte sich sehr zu ihrem Vortheile aus. Der Herausgeber entwickelte unverkennbar eine nicht gewöhnliche Bühnenkenntniß, besonnenes Urtheil und pikanten Scharfsinn. Nichtsdekoreriger — wie es denn überhaupt nicht immer das Gute ist, welches Anklang findet —

Um das Jahr 1810 war in M—n plötzlich ein junges, liebliches Mädchen, in der That ein wunderhohes Kind aus der Fremde, erschienen, doch wußte man recht gut, daß es aus Anspach gekommen.

Die Fremde war — um nicht zur Unzeit hinter dem Berge zu halten — im Grunde nichts anderes, als eine Phryne, aber doch nicht eine Phryne gewöhnlicher Art, sondern eine moderne Pais, von der man mit Fug und Recht, wie einst von ihrer hellenischen Schwester sagen konnte: „Non omnibus licet adire Corinthum!“ —

Anspacher Ranni, wie man dazumal in M—n jene Schöne zu nennen pflegte, war in der Wahl ihrer Aebeter etwas eigen sinnig; Gold übte wenige, oder gar keine Macht über sie. Uebrigens stellte die Anspacherin nicht nur glänzende Schönheit zur Schau, sondern sie war auch ein wichtiges, ungemein angenehmes und feingebildetes Mädchen; sie sprach mehrere Sprachen, zeichnete besser als eine Schülerin, sang beinahe so gut wie eine Sonntag, spielte Pianoforte, und tanzte allerliebste. Dem Geliebten der Wahl, so lange er dieser war, blieb die anmuthige Blondgelockte treu, eine andere Penelope, aber den Wechsel liebte sie nichtsdestoweniger, wie einst die berühmte Ninon selbst.

Ich mochte, als etwas leichtsinniger junger Mann, in einer der wenigen Zwischenperioden, in welchen der anmuthigen Anspacherin Herz gerade für frei galt, derselben angelegentlich den Hof und fand Gnade vor ihren Augen, wenigstens vier Wochen lang. Nach Verlauf dieser langen Zeit löste sich das Verhältniß von beiden Seiten in ungemein freundlicher Weise, und ein junger Dragoner-Offizier nahm meine Stelle ein. Der Dragoner war ein etwas roher Büßling; bald kompromittirte er die Anspacherin auf solche auffallende Art, daß darüber die halbe Stadt sprach. Das

Subad in unserer Mitte zu hegen; man trank auf langes ungetrübtes Leben der Anwesenden und auf unverbrüchliche Freundschaft. Auch mein Glas klorte mit dem Bewaldschen fröhlich zusammen; einige Monate später aber las ich in Herrn Bewalds Panorama von München einen langen, gegen meine Person gerichteten und höchst hämischen Schmähartikel —

„Es trinkt der Wilde selbst nicht mit dem Opfer,  
Dem er das Schwert will in den Busen stoßen!  
Das war kein Heldenstück, Octavio!“<sup>\*)</sup>

Glücklicherweise waren Bewalds Schwertstöße nur Papierstöße. Sie verwundeten meinen Busen nicht sehr und die Wunden schmerzten nicht. Wundern mußte es mich bei dem Allem doch, daß Herr L. unbefangenes, ihm erzeugtes Wohlwollen in solcher Weise vergelten konnte, doch das Räthsel sollte mir bald genug gelöst werden. Herr L. hatte der Jos. Lindauersehen Buchhandlung in München Manuscripte zum Verlage angetragen, allein die Buchhandlung hatte höflich abgelehnt. Nun aber druckte dieselbe Verlagsbuchhandlung in einer Reihe von Jahren viele Werke aus meiner Feder, und dem Herrn L. schien nichts gewisser, als das ich meinen Einfluß auf jene Buchhandlung zu seinem Nachtheile angewendet. Nun kann ich mir freilich nicht schmeicheln, auf die Jos. Lindauersehen Buchhandlung und deren Unternehmungen auch nur den geringsten Impuls auszuüben, oder je ausgeübt zu haben, allein dergleichen untersucht ein großer, schöner Geist, wie Bewald, nicht. Genug, wir hatten, nicht nach seinem Willen, gethan, Grund für ihn genug, die Buchhandlung und mich obendrein mit Koth zu bewerfen. Hätte der wackere Hr. Bauer (der Eigenthümer der Joseph Lindauersehen Buch-

\*) Worte des Schillerschen Wallenstein.

handlung) Lewalds angebotene Manuskripte mit Gold aufgemengen — er und meine Denigheit würden in Lewalds literarischem Elysium wahrscheinlich Ehrenstellen erhalten haben, anstatt in dessen papiernen Tartarus verstoßen worden zu sein.

Nun die Firma „Jof. Lindauer“ erfreut sich seit langer Zeit auf der Leipziger Börse eines guten Klanges; sie pflegt ihre Verbindlichkeiten nimmermehr mit hohl klingenden Versprechungen, sondern stets mit hell klingenden Bayersthalern abzumachen, und solchen Klang in Mißklang zu umwandeln, traun! es wird einem Lewald nicht gelingen.

Ich meines Theils mußte darüber lächeln, daß sich Lewalds Schmähungen theilweise gerade für mich in Schmeichelworte umwandeln. Herr Lewald versichert dem Publikum, es befinde sich in und um München bald kein Stein mehr, der nicht schon von mir beschrieben worden. Keiner meiner innigsten Freunde hätte mir, als vieljährigem Topographen Münchens, ein erfreulicheres Kompliment sagen können. München ist reich an interessanten Steinen, und dieser Steine halber insbesondere strömen alljährlich zahlreiche Fremde aus allen Gegenden Europas nach dem deutschen Athen; wenn es mir gelungen, die merkwürdigen Steine alle treffend zu schildern und zu beschreiben, so ist dieses ein Verdienst, welches mir den Dank der Einheimischen wie der Gäste erwerben wird und auch in der That erworben hat. Dem guten Topographen soll auch kein bemerkenswerther Stein entgehen. Ferner meint Herr L., es sei das von mir behaute Feld recht eigentlich dasjenige, welches goldene Früchte einbringe. Auch hierin hat Herr Herr L. keinswegs Unrecht. Die Joseph Lindauer'sche Buchhandlung hat so eben von meiner topographischen Beschreibung Münchens die dritte Auflage zur

Preffe besorgt \*) und von derselben einen Auszug in deutscher und französischer Sprache drucken lassen. Allen, wer begreifen will, wie solche Thatsachen sich als Gegenstände gestalten können, die dazu dienen müssen, die Verlags-handlung und meine Benüßigkeit herabzusetzen und mit Geringschätzung zu behandeln, der mag Herrn Lewalds Panorama von München selber lesen; ein Buch, welches man gar nicht näher zu würdigen nöthig hat, denn jeder rechtliche und unbefangene Leser wird zu dessen Beurtheilung schnell den richtigen Maßstab aufzufinden wissen.

Uebrigens würde mich ein ernstlich gemeintes Lob aus Herrn Lewalds Feder in der That in große Verlegenheit versetzt haben, denn die von ihm Belobten sind größtentheils Leute, welche des Lobes sehr bedürftig sind, in keinem großen Ansehen stehen und überdies wenig Ursache hatten, dem Herrn L. für gemachte Elogen dankbar zu sein. Ich stehe viel lieber in dem zahlreichen Reigen derjenigen, welche, für dem Herrn L. erzeigte Theilnahme und aufrichtiges Wohlwollen, Spott und Geringschätzung erndteten, traf doch ein solches Loos selbst eine Person, welche zu hoch und erhaben steht, als daß man es nur wagen möchte, sie in dieser unsaubern Geschichte näher zu bezeichnen.

Als Verfasser des Panoramas von München erscheint mir Lewald überhaupt zu bemitleidenswerth, als daß ich es ernstlich hätte daran denken mögen, mich deshalb an ihm zu revangiren, obwohl die Gelegenheit nahe genug lag. Es erkam hier eine Sammlung von Anekdoten, in welchen Herr L. als Held eine seltsame Figur spielt. Die Broschüre sollte gedruckt werden, und man wollte mir die Redaktion derselben übertragen; allein ich lehnte nicht nur die letztere ab, sondern brachte es er-

---

\*) Sie ist nun bereits erschienen, und auch die kleinere deutsche und französische Beschreibung haben inzwischen eine zweite Auflage erlebt.

weislich dahin, daß das Unternehmen unterdrückt wurde: denn es giebt nach meiner Meinung keine so große Gemeinheit, daß je durch dieselbe eine gegen sie gerichtete zweite Gemeinheit gerechtfertiget werden könnte.

Nimmermehr möchte ich überhaupt Herrn Lewalden einen Rückblick weihen, allein indem derselbe meine Person verunglimpft, ging er selbst so weit, die Namen meines theuersten und mir stets unvergeßlichen Freundes, des in Berlin verstorbenen Julius v. Bosen zu beschimpfen, und deshalb nur erachte ich es für ver dienstlich und selbst für Pflicht gemäß, hier diesen Punkt einigermaßen zu erörtern.

Jul. v. Bosen's unvergängliches Verdienst um die deutsche Bühne, insbesondere um das Lustspiel, wurde längst von Männern anerkannt, welche in der gelehrten Republik eine etwas höhere Stelle einnehmen, als Lewald je erreichen kann. Diesem Verdienste ließ selbst Göthe in mehreren eigenhändigen, an Bosen gerichteten Briefen, die schmeichelhafteste Anerkennung angedeihen. Bosen war zu bescheiden, als daß er je hätte daran denken mögen, die Göthe'schen Briefe drucken zu lassen, allein in Berlin leben noch viele dem Verklärten in Freundschaft zugewendet gewesenen Männer, welche nicht Anstand nehmen werden, meine Angabe zu bestätigen.

Doch damit nicht genug — auch der Mann des Jahrhunderts urtheilte über Bosen in etwas anderer Weise, als Herr Lewald.

Napoleon ließ sich zu einer gewissen Zeit mehrere der interessantesten militärischen und politischen Schriften, welche von Norddeutschland ausgingen, ins Französische übersetzen. Unter andern kam die Reihe auch an Heinrich v. Bülow's „Weiß

des neuen Kriegssystems“ und an Jul. v. Rossens Abhandlung: „Was war nach der Schlacht von Jena zu unternehmen?“

Diese beiden Bücher nun erregten Napoleons besonderes Interesse; er las beide vom Anfange bis zum Ende durch, und gab Berthiern den Befehl, sich nach den nähern Lebensverhältnissen jener beiden Autoren zu erkundigen.

Berthier berichtete bald darauf: „Es sei Bülow wegen der Freimüthigkeit seiner Schriften eingekerkert und beim Annahen der Franzosen gegen Berlin in mehr nördlich gelegene Gegenden abgeführt worden, was aber Rossen beträfe, so lebe derselbe, lediglich von den Erträgnissen seiner Feder, in einer der Vorstädte Berlins; worauf der Kaiser in die Worte ausbrach: „*Bon — que m'importe, pourvu que mes ennemis ne savent tirer parti de leurs bonnes têtes, qui sont partout en petit nombre. Si ce Balow s'était trouvé en face de moi à la bataille d'Jena, je n'aurais pas eu si beau jeu, et si on avait fait après cette bataille ce, que Voss a demandé, parbleu nous ne serions pas à cette heure-ci à Berlin.*“

Es ist auch diese Anekdote in einer gewissen Sphäre der Berliner Gesellschaft keineswegs Geheimniß geblieben, und noch wird mancher Berliner höhern Standes deren unbedingte Wahrheit bekräftigen können.

Aber mein guter Herr Ewald! — wenn Ihre Wassergebilde (Aquarellen) nebst meinen Rückblicken längst der Strom der Zeit verschlungen haben wird, werden lange, lange noch, die Worte leben des Mannes mit dem kleinen Hute, und damit kann sich meines Bedünkens Rossens, von ihnen so lieblos verunglimpfter, Schatten vollkommen beruhigen.



## VIII.

**Julius von Wof. \*)**

Vor etwa zwanzig Jahren gab es zu Berlin auf dem Hackeschen Markte eine sehr anständige und selbst elegante Bürgertabagie, die Beirodt'sche genannt.

---

\*) Ein Berliner Anonymus ließ vor einiger Zeit in einem norddeutschen Journale (dem in Leipzig erscheinenden „Planeten“ Jahrg. 1834, No. 60) eine sogenannte „polemische Erörterung zu Gunsten des verstorbenen Julius von Wof“ einrücken, durch welche man belehrt wird, daß sich in des bekannten Hrn. Spindlers Zeitspiegel (2ter Jahrg. B. III. Heft 5 und 6, S. 22 u. 23,) unter dem Titel: „der Einsiedler des Vogtlandes“, eine Erinnerung aus Berlin befindet, welche auf den Verstorbenen ein ungünstiges Licht zu werfen beabsichtigen muß. „Jeder in Berlin — äußert sich nämlich Referent — sieht in solchem (dem Einsiedler) den am 31. October 1833 verstorbenen Julius v. Wof und erklärt Herrn Adolph v. Schaden für den Verfasser dieser Erinnerungen. Sollte diese Meinung auf Wahrheit beruhen, so wäre Herr v. Schaden zu bedauern, daß er, wegen solcher Erinnerungen, hat ganz vergessen können, mit welcher Zuverlässigkeit Jul. v. Wof ihn stets behandelt und wie viele Theilnahme und Freundschaft er ihm erwiesen.“

Ich leugne zwar keineswegs, daß ich längere Zeit Mitarbeiter an Hrn. Spindlers Zeitspiegel gewesen. Sener Aufsatz (der Einsiedler des Vogtlandes) ist übrigens gar nicht zu meiner Kennt-

Bei dieser Labagie nun befand sich ein großer, schöner Garten, in welchem zur Sommerszeit in einem lustigen und von allen Seiten offenen Salon Mittags 1 Uhr table d'hôte gespeist wurde, bei welcher sich ganz gute Gesellschaft, nämlich Beamte, Kaufleute, Offiziere der allgemeinen Kriegsschule u. dgl. m., versammelte.

Ich wohnte in jener Stadtgegend und fand mich längere Zeit regelmäßig bei der Beirodt'schen table d'hôte ein, endlich aber erschien mir diese Stunde des Mittagessens zu frühe und für meine Arbeiten zu unpassend, und ich speiste von nun an, in Beirodt's anmuthigem Garten, erst in der dritten oder auch wohl vierten Stunde nach Mittag.

Uebrigens traf beinahe täglich zu derselben späten Stunde in Beirodt's Gartensaal noch ein zweiter Gast zum Speisen ein, allein er aß am untersten, wie ich am obersten Ende der langen Tafel; kein Theil nahm von dem andern Rotz und nimmermehr wechselte der eine mit dem andern Sylben.

nist gekommen. Wenn ich je im Stand gewesen wäre, einen Aufsatz zu schreiben, durch welchen Jul. u. Bosen's Namen verunglimpft werden könnten, müßte ich mich selbst verachten.

Was übrigens den Einsender der polemischen Erörterung betrifft, so ist derselbe ein in Berlin wohlbekannter alter Mann, oder besser noch — ein altes Weib, welches mit Glorbe nach jeder Veranlassung hascht, um seine erbärmlichen literarischen Klatschereien an den Mann zu bringen.

Gegen jene sogenannte polemische Erörterung wurde zwar im Planeten (Jahrg. 1834, No. 103) eine bündige Erklärung aus meiner Feder eingerückt, allein das alte Weib in Berlin ließ sich, nach alter Weiber Art, das letzte Wort (m. s. den Planeten Jahrg. 1834 No. 152) nicht nehmen; ein Triumph, welcher dieser betagten Klatschweber gern überlassen wurde.

Der Gast, von welchem hier die Rede ist, war ein etwa fünfzigjähriger, starkknochiger Mann von mehr als gewöhnlicher Größe, daher sich seine Haltung auch einigermaßen gebückt darstellte. Des Mannes schwarzes, etwas struppiges Haar fieng bereits an zu grauen. Die blauen Augen blickten unter finstern Braunen und unwohliger Stirne ungemein ernst und menschenfeindlich beinahe, und um den Mund schwebte ein ganz eigenthümlicher Zug, man wußte nicht recht eines tiefen Schmerzes oder bitteren Hohnes voll, allein nichtsdestoweniger stellte sich dennoch die Physiognomie des Mannes als eine ungemein geistreiche und anziehende dar, in welcher man oft, wie unwillkürlich, die Zeichen warmer Theilnahme, des Mitleids und anderer menschenfreundlicher Gefühle klar und unverkennbar auftauchen und den Sieg über die graulichen Dämonen eines eingewurzelten Menschenhasses davontragen zu sehen glaubte.

Die Kleidung jenes Mannes war tagtäglich dieselbe, freilich nicht vom neuesten Schnitte und nicht vorzüglich elegant, doch aber reinlich und anständig. Der Mann trug stets einen hellgrauen Frack mit blanken Metallknöpfen; Inerbreffibles von Kaschmir und ähnlicher Farbe; hohe, runde, bis an die Knie reichende Stiefeln, eine kurze schwarze Seidenweste und eine dunkle seidene Halsbinde, eben nicht äußerst sorgfältig um den Hals gewunden. Dazu kommen noch ein hoher Filzhut und ein berber Knotenstock.

Uebrigens blieben in des Unbekannten ganzem Benehmen eine höhere Bildung, guter Ton und Erziehung nicht zu verkennen.

Ich fühlte mich unwillkürlich zu dem Manne hingezogen, allein zudringlich wollte ich mich nicht zeigen, und seiner Seite gab der schweigsame Gast auch nicht das geringste Zeichen freundlichen oder aufmunternden Entgegenkommens, bis endlich ein Zufall mich mit meinem fernem Tischgenossen plötzlich in nähere Berührung brachte.

Der Mann im grauen Fracke stieg eines Tages, während er gerade sein Mittagsbrod verzehrte, an, plötzlich zu erbleichen und auf seinem Stuhle zu schwanken. Ich sprang zu und nahm den Tischgenossen in meine Arme auf, als er gerade zu Boden fallen wollte. Glücklicherweise hielt zufällig eine Droschke vor dem Gasthose, ich nahm dieselbe in Beschlag, leitete den Kranken in das Fuhrwerk, begleitete ihn nach Hause und verließ ihn nicht eher, als bis der gerufene Arzt dem Manne eine Ader geöffnet und ihn außer Gefahr erklärt hatte.

Der Erkrankte war Julius v. B o s. Er rechnete mir eine unbedeutende Handlung gewöhnlicher Menschenliebe so hoch an, daß er von Stunde an mein wahrer und treuer Freund wurde, und es bis zu seinem letzten Odemzuge verblieb.

Hier volle Jahre lang verging nur selten ein Tag, an welchem wir nicht in der dritten oder vierten Stunde nach Mittag zusammen speisten und den Rest des Tages miteinander verlebten. Trotz der Verschiedenheit der Jahre entstand zwischen uns nie die geringste Spannung, und man war in Berlin so sehr gewohnt, uns beisamm' zu sehen, daß die etwaige Abwesenheit des einen oder andern Theils sogleich auffiel, und daß man mit Bestimmtheit annahm, es müsse der Fehlende krank darnieder liegen.

Gegen meine schriftstellerische Thätigkeit hatte B o s Anfangs vieles einzuwenden, und er gab sich alle erdenkliche Mühe, mir einen Wirkungskreis zu verkleiden, der mir so ungemein lieb geworden war und dem ich mich leidenschaftlich hingab.

„Die berühmte Pompadour → pflegte mir B o s häufig zu sagen — schrieb dem doch gewiß in gutem literarischem Rufe

stehendem Marmontel die denkwürdigen Worte: „Malheur à celui, qui tout attend de sa plume; rien est plus casuel. L'homme, qui fait des souliers, est sûr de son salaire; l'homme, qui fait un livre, n'est jamais sûr de rien.“ — Und, gegen Deutschland betrachtet, war und ist Frankreich immer noch ein Elysium für Schriftsteller. Bringt ein gallischer Dichter zwei oder drei Dramen auf die französische Bühne, welche Glück machen, ist er einer Art Leibrente für sein ganzes übriges Leben gewiß, und ein paar Bändchen nur einigermaßen interessanter Memoiren oder ein gelungener Roman werden mit zwanzigtausend Francs honorirt. In Deutschland dagegen laufen unter zwanzig Bühnen noch nicht zwei, neue Stücke im Manuskrifte an, man wartet lieber, bis das Stück im Drucke erscheint, um es für sechzehn oder zwanzig Groschen zu acquiriren. Schämt sich zuweilen eine Hofbühne eines solchen niedern Verkehrs, wird eine neue gelungene Tragödie oder ein treffliches Lustspiel wohl mit acht oder zwölf Dukaten abgelohnt, dafür aber erhält der Verfasser von einem Duzend anderer Bühnen seine Manuskrifte mit kühnen Entschuldigungsschreiben zurück, und am Ende steht sich der unglückliche deutsche Theaterdichter nicht einmal für ausgelegtes Porto und für Kopialgebühren entschädigt. Der Verkehr mit den deutschen Buchhändlern dagegen — fuhr Boß erzählend und seufzend fort — ist nicht minder schwerlich. Literarische Juwelen und belletristisches Gold verlangen die Herren, aber Blei wollen sie bezahlen. Sich mit einem deutschen Buchhändler einigen und Alpen versehen — läuft bald auf eines hinaus, und am Ende, wenn das Glück gut will, erhalten Sie für ein wackeres Manuscript, welches bei angestrengter Arbeit, nach Verlauf von Jahr und Tag und noch länger, endlich vollendet wurde — hundert und fünfzig Thaler; allein will man sich in Deutschland erst solcher Honorare erfreuen, muß der literarische Ruf des Autors ein guter und bereits fest begründet sein. Ausnahmen von der Regel mag es geben, doch ungemein selten stellen sie sich sicher dar.“

Ich hörte solche und diesen ähnliche, ungemein emphatische Reden wohl aufmerksam an, allein sie machten keinen großen Eindruck auf mich. Ich war der Meinung, man müsse überhaupt nicht des Geldes, sondern nur der Ehre halber dichten; eine in der That recht erhabene Ansicht, von der man aber leider nur nicht satt werden kann, wenn man Hunger verspürt; allein in der Jugend behält man bekanntlich immer nur ein selbstgeschaffenes chimärenhaftes Ziel im Auge, und es werden die Beschwerclichkeiten des zurückgelegenden Weges wenig nur beachtet.

Endlich hatte ich den Erstling meiner Muse, ein dramatisches Gedicht, vollendet, welches „Theodor Körners Tod“ betitelt war. Wos selbst verkaufte das Manuscript an einen Berliner Buchhändler, und indem er mir das erlöste Honorar zuschob, sprach er sarkastisch lächelnd: „Empfangen Sie hiemit den löstlichen Ehrensold, es sind sicher so viele Pfennige, als Ihr Verleger mit dem Werkchen Thaler verdienen wird, denn ich setze meinen Kopf zum Pfande, Ihr Stück erlebt früher oder später eine zweite Auflage sicherlich.“

In der That hatte Wos nicht falsch prophezeit, denn Körners Tod wurde in der Folge, trotz eines in Augsburg zu Stande gekommenen Nachdruckes, in Berlin zum zweiten Male gedruckt, und von mehreren Bühnen in Scene gesetzt, welche das Manuscript abgelehnt hatten.

Von nun an bearbeiteten wir mehrere Werke gemeinschaftlich. Also entstanden: Feindliche Freunde und freundliche Feinde, psychologischer Roman; Gallerie üppiger gekrönter Damen, nebst philosophischen Betrachtungen über den Prozeß der Königin von England; zwei Bände Theaterpossen nach dem Leben u. dgl. w.

Was B o s s e n s Lebensverhältnisse betrifft, so sind dieselbe keineswegs unbekannt geblieben. Er gab schon in frühern Jahren eine Selbstbiographie heraus, und eine ähnliche, bei weitem kürzer gefaßte befindet sich in „Dizias gelehrtem Berlin.“ Nur einiger, weniger bekannten Umstände will ich daher hier erwähnen. B o s s war sehr frühe in die Kriegsdienste seines Vaterlandes getreten, und hatte sich bei einer frühern Belagerung Thorn s, als Adjutant des Festungskommandanten, dermaßen ausgezeichnet, daß ihm der von Friedrich dem Großen gestiftete Militär-Verdienst-Orden (pour le mérite) zu Theil wurde; in jener Zeit noch eine seltene und große Auszeichnung. Ein Feuergeist wie B o s s konnte aber freilich an dem Kamaschendienste der Garnison auf die Länge nur geringes Behagen finden; er nahm seinen Abschied und bereisete Holland und Frankreich; längere Zeit hatte er in Paris und Wien verweilt. B o s s hatte seine Zeit übrigens gut angewendet; seine Studien und Forschungen erstreckten sich auf äußere Politik, auf Heer- und Finanzwesen.

Bereift an Kenntnissen und manichfaltigen Erfahrungen kehrte der ideenreiche Mann nach Jahren in sein Vaterland zurück. Er gedachte dort unschwer beim Generalkrabe des Heeres oder aber im höhern Staatsdienste angestellt zu werden, allein die Wege, welche B o s s einschlug, um zum Ziele zu gelangen, waren freilich gerade nicht die am meisten praktischen und geeigneten.

B o s s hatte mehrere Memoiren verfaßt und bei höchsten Landesstellen eingereicht. Diese Memoiren nun bezweckten nichts geringeres, als die größten, beim vaterländischen Heere und in der Finanzverwaltung bestehenden Mängel schonungslos aufzudecken und die Mittel anzugeben, wie jenen abzuhelpen. Schon dazumal verkündete B. das große Unglück, welches das alte preussische Heer mit seinen veralteten, und nicht mit den Zeiten fortgeschrittenen taf-

tischen, strategischen, formellen und Administrativ-Systemen bei Gelegenheit eines Feldzuges notwendig treffen müsse.

Es konnten übrigens die alten preussischen Generale und Minister gar nicht begreifen, wie ein Mann wie B o s s, ein ehemaliger Leutnant nur, dazu kommen mochte, bedeutsame Reformen im Heerwesen und Staatshaushalte vorzuschlagen, und es sah sich der Reformator in spe überall schände und mit Hohn zurückgewiesen. Dief fühlte B o s s solch' kränkendes Uebersehen und Zurücksetzen seiner Person. Er zog sich von der Welt zurück und wurde einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller seiner Zeit. Sein Herz erglühete fortwährend für König und Vaterland, allein jener alten Erzellenzen und deren versteinerten unseligen Grundsätze vermochte er nur mit Ingrimme zu gedenken.

In einer Beziehung hat das oben in einer Note erwähnte alte Weib unsern Helben in der That richtig bezeichnet. „Es war nämlich B o s s e n s Steckenpferd, den Charakter, die Sitten, Denkungsart, und das Thun und Treiben der niedern Volksklassen zu studiren, um in seinen Bühnenstücken und Romanen sie treu nach der Natur zu schildern, und bei seiner Beobachtungsgabe und seinem Darstellungstalent wurde er für Berlin (nein, nicht für Berlin allein, sondern für das nördliche Deutschland) was in Paris ein *Vigot le Brun* gewesen.“

Um seiner angeregten Beobachtungsgabe Nahrung zu verschaffen, bewohnte B o s s viele Jahre lang ein Zimmer im russischen Bade im Bogtlande, einer Vorstadt Berlins, in welcher, wenigstens zu jener Zeit größtentheils, nur die Gese~~ll~~sch~~af~~t wohnte.

B o s s vermochte nicht anders als in seinem Bette liegend zu schreiben. Diese Eigenheit nun und die Wohnung im Bogtlande wurden öfters öffentlich, und keineswegs in Herrn Spindlers



Zeitspiegel zum ersten Male, besprochen. Sewald'scher Comfort war in Wosens literarischem Atelier im Vogtlande auch wirklich nicht anzutreffen, dagegen war W. auch keineswegs jenem groben Cynismus ergeben, dessen man ihn so oft beschuldigte. Das Arbeitszimmer im Vogtlande war nur wenigen, und nur sehr vertrauten Freunden zugänglich, und Viele sprachen und schrieben davon ohne es je gesehen zu haben, denn Wos hielt größtentheils in der Stadt eine zweite und sehr anständige Wohnung, wo er Fremde und Einheimische, mit welchen er zu sprechen hatte, in den Nachmittags- und Abendstunden empfing, oft aber auch freilich vergebens warten ließ, denn der Mann war nicht frei von dem genialen Fehler der Zerstreut- und Vergessenheit.

Als norddeutscher *Vigot le Brun* — um dieser nun einmal aufgestellten Parallele treu zu bleiben — war Wos zu einer seltenen Popularität gelangt. Seine frühern Romane z. B. die Geschichte einer preussischen Marketenberin wurden verschlungen und recht eigentlich zur Volkslektüre erhoben. Die Buchhändler machten mit diesen Verlagsartikeln große Geschäfte, ohne daß W. dabei sonderlich prosperirte, denn zum merkantilitischen Verkehr blieb er schlechterdings verborgen.

Unstreitig ein größeres und bleibenderes Verdienst aber erwarb sich W. als origineller Lustspieldichter. Wie Göthe selbst in dieser Beziehung Wosens Verdienste anerkannte, wurde bereits bei einer andern Gelegenheit zergliedert. Merkel — der kritische Wolfgang Menzel jener Zeit — schrieb in seinem Werke über Deutschland: „Wos ist, seit Kogebue sich herabgewürdigt, der Deutschen einziger erheblicher Lustspiel-dichter.“

Vor allen andern Lustspielen des Dichters machte „Künstlers Erdenwallen“ Sensation, und es dürfte in der That Jedem schwer werden, die stereotypen Schattenseiten des

Künstlertreibens nach dem Leben, treffender und launiger wiederzugeben, als hier geschehen. Insbesondere hat sich B. in seinem Ragister Lämmermeier selbst übertroffen.

Des genialen Hippels Worte: „Die Dichtkunst ist ein Pothengeschenk, das der liebe Gott seinen Lieblingen in die Hand brückt; was kann er dafür, wenn der Beschenkte es in der ersten Schenke lieberlich vergeudet.“ Diese Worte waren es, welche Bosen zu jenem trefflichen Zerbilde begeisterten, welche Hippels Idee gleichsam personifizirt.

Lämmermeier blieb eine Lieblingsparthie der berühmtesten dramatischen Künstler, z. B. Jfflands und des unsterblichen Devrients in Berlin. Noch hat sich „Künstlers Erdenwallen“ auf den Repertoiren der norddeutschen Bühnen erhalten und dürfte von denselben auch keineswegs bald verschwinden. Wahrheit bleibt es aber, daß Bosen's Lustspiele, wenn auch, noch so wahr und treffend komische Eigenthümlichkeiten Norddeutschlands auffassend, auf Süddeutschlands Bühnen nie bedeutendes Glück zu machen vermochten. Ich selbst hatte für die Königl. Hof- und Nationalbühne zu München, unter einer frühern Intendanz, Künstlers Erdenwallen, mehr dem süddeutschen Geschmack entsprechend, umzuarbeiten versucht, allein die Aufführung entsprach, obwohl unser wackerer Heigel den Lämmermeier köstlich darstellte, den gehegten Erwartungen nur zur Hälfte.

Das mehrmal erwähnte alte Weib in Berlin, ließ sich in seiner polemischen Erörterung unter andern auch vernehmen, wie folgt:

„Man hat den Verstorbenen (Jul. v. Bosc) oft der Servilität und des Aristokratismus beschuldiget; von der ersten

war er frei, von dem letztern konnte er sich nicht ganz losfagen; es gereicht ihm aber zur Entschuldigung, daß er zu einer altadeligen Familie gehörte; noch Kind, wurde er schon als Junker bei einem Regimente eingestellt, wo noch im Heere der Stoc und das Sassenlaufen herrschten, und Jeder, der nicht zu der adeligen Klasse gehörte, wie ein Geschöpf von einer weit niedrigeren Natur betrachtet wurde. Vorurtheile, mit der Muttermilch eingesogen, durch Umgebungen und Erziehung immer genährt, lassen sich fast nie ganz ausrotten. Davon liefert so Mancher ein auffallendes Beispiel. Die Amme und die Kinderwärterin haben Manchem Furcht vor Gespenstern eingeimpft. Zum reifen Verstand gekommen, erkennt er diese Furcht vor einen thörichten Wahn, aber in der Dunkelheit wandelt ihn, trotz seiner bessern Ueberzeugung, ein unwiderstehliches unheimliches Grauen an, und er würde für keinen Preis des Abends oder gar in der Nacht über einen Kirchhof oder vor einem Hochgerichte vorübergehen.“

Kur Schade, daß alle diese oft gehörten Gemeinplätze gerade auf B o s e n gar nicht paßten, denn Niemand war weniger laudator temporis acti, Niemand verstand es, in der Regel, besser sich über die Vorurtheile des Standes, der Geburt und der Jugend zu erheben, als gerade B o s e. Merkwürdig in dieser Beziehung blieb die nächste Veranlassung, welche B o s e n entschied, seine Entlassung aus dem Militärdienste zu geben.

Ein junger liebenswürdiger und fein gebildeter Franzose, der Sohn reicher Eltern, war auf Reisen unglücklichweise unter preussische Werber gerathen, und in der Folge als Gemeiner in der Compagnie eingereiht worden, in welcher B o s e als Leutnant diente. Der junge Franzose faßte Zutrauen zu seinem menschenfreundlichen Offizier und entdeckte demselben seine Familienverhältnisse. B o s e schrieb selbst an des jungen Franzosen Eltern, schloß einen Brief

des Unglücklichen bei, gab die Mittel an, durch welche des letztern Freiheit wieder zu erlangen war, und bezeichnete die hiezu nöthigen Summen. Die Eltern des Franzosen ließen lange, sehr lange auf Antwort warten; des jungen Menschen Verzweiflung stieg von Tag zu Tage, und trotz Bosen's freundlichen Mahnungen zur Schuld desertirte der Unglückliche, wurde aber wieder eingebracht. Zu gleicher Zeit liefen von des Franzosen Eltern Briefe und Summen beim Regimente ein, die letztern reichten zu, wenigstens zehn andere Rekruten zu stellen; Bosc und viele andere Offiziere verwendeten sich für den unglücklichen jungen Menschen, allein die strenge Militärjustiz blieb unerbittlich. Der Deserteur mußte in die Gasse, und Bosen traf die Reihe, in die Truppe einzutreten, welche die Execution zu vollführen hatte. Vergebens suchte Bosc seiner Rührung Meister zu werden; es wollte nicht gelingen und der Major sendete den zu weichenherzigen Lieutenant in Arrest, worauf Bosc um seine Entlassung einreichte. Ueberhaupt vermochte Bosc nur mit der höchsten Indignation von dem ehemaligen barbarischen Gassenlaufen und so vielen andern Uebelständen zu sprechen, welche die ältere deutsche Soldateska im allgemeinen charakterisirte.

Bosen's Aristokratismus war ganz eigener Art. Er hatte nichts gemein mit jenem des Fürsten Pückler-Muskau, welcher es kein Hehl hat — man sehe „Tutti Frutti“ —: „daß der Bürgerliche nur dazu da ist, dem Adel mit Leib und Seele, Hab' und Gut dienstbar und eigen zu sein, jetzt einmal fürs Geld, bald aber — wenn der Adel wieder über Fürsten, Länder und Völker herrschen würde, von Neuem gezwungen und umsonst.“ Noch weniger würde sich Bosc mit den Ideen befreundet haben, welcher Freih. Werner von Harthausen in neuester Zeit in seinem als Manuscript gedruckten und verbreiteten Buche veröffentlichte, in welchem Manifeste der Adelpartie geradezu behauptet wird: „daß die Bürgerlichen sich des Adels bemächtigen“

tiget haben, daß die Monarchie einzig und allein dadurch gerettet werden könne, daß alles wieder zurückkehre in den Zustand von — 1446.“

Wozu dagegen wollte die Aristokratie veredelt wissen. Sie sollte sich durch patriotische Opfer, durch weise Sparsamkeit, durch Uneigennützigkeit und durch Tugenden jeder Art vor den Bürgerlichen auszeichnen, und dadurch des Thrones Stütze werden. Sie sollte freiwillig älteren Privilegien, welche sich nun einmal mit den Rechten der Menschheit nicht vertrügen, entsagen, und dann meinte Wozu, würden die Bürgerlichen von selbst jene Achtung und Vorzüge, welche dem Adel gebühren, demselben einräumen.

Wozu war ein edler Aristokrat, ein frommer, patriotischer Schwärmer, wurde aber von Adlichen wie von Bürgerlichen mißverstanden.

In jeder Art blieb Wozus Charakter ein ganz trefflicher. Selbstbewußtsein und edler Stolz, unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe und glühender Patriotismus, unausgesetzte Thätigkeit und unbesiegbarer Muth in Leiden, in Mangel und Noth, dann zärtliche Sorge für seine Kinder, bildeten die Grundzüge dieses Charakters, der aber, wie jeder andere, auch seine Schattenseiten hatte, zu welchen ein sehr überhand genommenes Mißtrauen in die Menschen und eine weit getriebene leidenschaftliche Empfindlichkeit gehörten, welche den sonst so wackern Mann oft zu Mißgriffen verleiteten.

Das in diesem Aufsätze häufig citirte Schriftstellernde alte Weib in Berlin erwähnt in seiner polemischen Erörterung einer Anekdote, welche in der That buchstäblich wahr ist, die mir Wozu selbst öfter erzählte und die hinlänglich eine der angeregten Schattenseiten beleuchtet.

„Jul. v. Bof war, wie schon erwähnt wurde, nicht blos belletristischer Schriftsteller, sondern schrieb auch, und zwar mit nicht geringer Sachkunde, über Gegenstände der Kriegskunst und Politik.

In dem Journale „die Zeiten“, welches der verstorbene Professor Bof in Halle herausgab, war eine dieser Schriften ungünstig beurtheilt worden. Ein noch in Berlin lebender schöner Geist (Hr. K. St.) erlaubte sich, Jul. v. Bofen zu versichern: jene Kritik in der Zeitschrift, „die Zeiten“, habe einen als Schriftsteller bekannten königlichen Beamten zum Verfasser.

Der letztere empfing darauf einen Brief von Jul. v. Bof, in welchem er seiner aufgeregten Galle Luft machte, und mit der Drohung schloß, sein vermeintlicher Tadler möge sich vor ihm in Acht nehmen, und nicht vergessen, daß er Offizier und Edelmann sei, und er für nichts stünde, wenn er ihm einmal auf der Straße begegne.

Dem Empfänger dieses Briefes mußten solche Aeußerungen um so mehr auffallen, da er Bofen lange Zeit persönlich kannte, wenn er auch mit ihm in keiner nähern freundschaftlichen Verbindung stand. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er antwortete: der erhaltene Brief habe ihn sowohl wegen dessen Inhalt, noch mehr aber wegen des darin herrschenden Tons befremdet. Was das Urtheil, das über ihn in der Zeitschrift „die Zeiten“ gefällt worden, betreffe, so würde er kein Bedenken tragen, falls es von ihm herrühre, sich dazu als Verfasser zu bekennen. Er versichere ihm aber auf seine Ehre, daß er daran keinen Theil habe, und erwarte, daß er keinen Zweifel darein setzen werde, ob er gleich weder Offizier noch Edelmann sei. Was übrigens den Schluß seines Briefes betreffe, so hätte er sich ungemein gewundert, daß ein so aufgeklärter Mann wie er, noch solchen Vorurtheilen sich hingeben könne. Er sei aber sehr bereit, in solche Vorurtheile einzu-

stehendem Marmontel die denkwürdigen Worte: „Malheur à celui, qui tout attend de sa plume; rien est plus casuel. L'homme, qui fait des souliers, est sûr de son salaire; l'homme, qui fait un livre, n'est jamais sûr de rien.“ — Und, gegen Deutschland betrachtet, war und ist Frankreich immer noch ein Olyssum für Schriftsteller. Bringt ein gallischer Dichter zwei oder drei Dramen auf die französische Bühne, welche Glück machen, ist er einer Art Leibrente für sein ganzes übriges Leben gewiß, und ein paar Bändchen nur einigermaßen interessanter Memoiren oder ein gelungener Roman werden mit zwanzigtausend Francs honorirt. In Deutschland dagegen laufen unter zwanzig Bühnen noch nicht zwei, neue Stücke im Manuskrifte an, man wartet lieber, bis das Stück im Drucke erscheint, um es für sechzehn oder zwanzig Groschen zu acquiriren. Schämt sich zuweilen eine Hofbühne eines solchen niedern Verkehrs, wird eine neue gelungene Tragödie oder ein treffliches Lustspiel wohl mit acht oder zwölf Dukaten abgelohnt, dafür aber erhält der Verfasser von einem Duzend anderer Bühnen seine Reinschriften mit kühlen Entschuldigungsschreiben zurück, und am Ende sieht sich der unglückliche deutsche Theaterdichter nicht einmal für ausgelegtes Porto und für Kopialgebühren entschädigt. Der Verkehr mit den deutschen Buchhändlern dagegen — fuhr Boß erzählend und seufzend fort — ist nicht minder schwierig. Literarische Juwelen und belletristisches Gold verlangen die Herren, aber Blei wollen sie bezahlen. Sich mit einem deutschen Buchhändler einigen und Alpen versetzen — läuft bald auf eines hinaus, und am Ende, wenn das Stück gut will, erhalten Sie für ein wackeres Manuskrift, welches bei angestrengter Arbeit, nach Verlauf von Jahr und Tag und noch länger, endlich vollendet wurde — hundert und fünfzig Thaler; allein will man sich in Deutschland erst solcher Honorare erfreuen, muß der literarische Ruf des Autors ein guter und bereits fest begründet sein. Ausnahmen von der Regel mag es geben, doch ungemein selten stellen sie sich sicher dar.“

Ich hörte solche und diesen ähnliche, ungemein emphatische Reden wohl aufmerksam an, allein sie machten keinen großen Eindruck auf mich. Ich war der Meinung, man müsse überhaupt nicht des Geldes, sondern nur der Ehre halber dichten; eine in der That recht erhabene Ansicht, von der man aber leider nur nicht satt werden kann, wenn man Hunger verspürt; allein in der Jugend behält man bekanntlich immer nur ein selbstgeschaffenes chimärenhaftes Ziel im Auge, und es werden die Beschwerclichkeiten des zurückzuliegenden Weges wenig nur beachtet.

Endlich hatte ich den Erstling meiner Muse, ein dramatisches Gedicht, vollendet, welches „Theodor Körners Tod“ betitelt war. Bos selbst verkaufte das Manuscript an einen Berliner Buchhändler, und indem er mir das erkölfte Honorar zuschob, sprach er sarkastisch lächelnd: „Empfangen Sie hiemit den köstlichen Ehrensold, es sind sicher so viele Pfennige, als Ihr Verleger mit dem Werkchen Thaler verdienen wird, denn ich setze meinen Kopf zum Pfande, Ihr Stück erlebt früher oder später eine zweite Auflage sicherlich.“

In der That hatte Bos nicht falsch prophezeit, denn Körners Tod wurde in der Folge, trotz eines in Augsburg zu Stande gekommenen Nachdruckes, in Berlin zum zweiten Male gedruckt, und von mehreren Bühnen in Scene gesetzt, welche das Manuscript abgelehnt hatten.

Von nun an bearbeiteten wir mehrere Werke gemeinschaftlich. Also entstanden: Feindliche Freunde und freundliche Feinde, psychologischer Roman; Gallerie üppiger gekrönter Damen, nebst philosophischen Betrachtungen über den Prozeß der Königin von England; zwei Bände Theaterpossen nach dem Leben u. dgl. m.



Was B o s s e n s Lebensverhältnisse betrifft, so sind dieselbe keineswegs unbekannt geblieben. Er gab schon in frühern Jahren eine Selbstbiographie heraus, und eine ähnliche, bei weitem kürzer gefaßte befindet sich in „Hizias gelehrtem Berlin.“ Nur einiger, weniger bekannten Umstände will ich daher hier erwähnen. B o s s war sehr frühe in die Kriegsdienste seines Vaterlandes getreten, und hatte sich bei einer frühern Belagerung Thorn s, als Adjutant des Festungskommandanten, dermaßen ausgezeichnet, daß ihm der von Friedrich dem Großen gestiftete Militär-Verdienst-Orden (pour le mérite) zu Theil wurde; in jener Zeit noch eine seltene und große Auszeichnung. Ein Feuergeist wie B o s s konnte aber freilich an dem Kamaschendienst der Garnison auf die Länge nur geringes Behagen finden; er nahm seinen Abschied und bereisete Holland und Frankreich; längere Zeit hatte er in Paris und Wien verweilt. B o s s hatte seine Zeit übrigens gut angewendet; seine Studien und Forschungen erstreckten sich auf äußere Politik, auf Heer- und Finanzwesen.

Bereift an Kenntnissen und manichfaltigen Erfahrungen Lehrte der ideenreiche Mann nach Jahren in sein Vaterland zurück. Er gedachte dort unschwer beim Generalstabe des Heeres oder aber im höhern Staatsdienste angestellt zu werden, allein die Wege, welche B o s s einschlug, um zum Ziele zu gelangen, waren freilich gerade nicht die am meisten praktischen und geeigneten.

B o s s hatte mehrere Memoiren verfaßt und bei höchsten Landesstellen eingereicht. Diese Memoiren nun bezweckten nichts geringeres, als die größten, beim vaterländischen Heere und in der Finanzverwaltung bestehenden Mängel schonungslos aufzudecken und die Mittel anzugeben, wie jenen abzuheifen. Schon dazumal verstandete B. das große Unglück, welches das alte preussische Heer mit seinen veralteten, und nicht mit den Zeiten fortgeschrittenen taf-

tischen, strategischen, formellen und Administrativ-Systemen bei Gelegenheit eines Feldzuges nothwendig treffen müsse.

Es konnten übrigens die alten preussischen Generale und Minister gar nicht begreifen, wie ein Mann wie B o s s , ein ehemaliger Leutnant nur, dazu kommen mochte, bedeutsame Reformen im Heerwesen und Staatshaushalte vorzuschlagen, und es sah sich der Reformator in spe überall schände und mit Hohn zurückgewiesen. Tief fühlte B o s s solch' kränkendes Uebersehen und Zurücksetzen seiner Person. Er zog sich von der Welt zurück und wurde einer der fruchtbarsten und vielseitigsten Schriftsteller seiner Zeit. Sein Herz erglühete fortwährend für König und Vaterland, allein jener alten Erzählungen und deren verfeinerten unseligen Grundsätze vermochte er nur mit Ingrimm zu gedenken.

In einer Beziehung hat das oben in einer Note erwähnte alte Weib unsern Helben in der That richtig bezeichnet. „Es war nämlich B o s s e n s Steckenpferd, den Charakter, die Sitten, Denkungsart, und das Thun und Treiben der niedern Volksklassen zu studiren, um in seinen Bühnenstücken und Romanen sie treu nach der Natur zu schildern, und bei seiner Beobachtungsgabe und seinem Darstellungstalent wurde er für Berlin (nein, nicht für Berlin allein, sondern für das nördliche Deutschland) was in Paris ein *Vigot le Brun* gewesen.“

Um seiner angeregten Beobachtungsgabe Nahrung zu verschaffen, bewohnte B o s s viele Jahre lang ein Zimmer im russischen Bade im Bogtlande, einer Vorstadt Berlins, in welcher, wenigstens zu jener Zeit größtentheils, nur die Hefe des Volks haufete.

B o s s vermochte nicht anders als in seinem Bette liegend zu schreiben. Diese Eigenheit nun und die Wohnung im Bogtlande wurden öfters öffentlich, und keineswegs in Herrn Spindler's

Zeitspiegel zum ersten Male, besprochen. Ewald'scher Comfort war in B o ß e n s literarischem Atelier im Vogtlande auch wirklich nicht anzutreffen, dagegen war B. auch keineswegs jenem groben Cynismus ergeben, dessen man ihn so oft beschuldigte. Das Arbeitszimmer im Vogtlande war nur wenigen, und nur sehr vertrauten Freunden zugänglich, und Viele sprachen und schrieben davon ohne es je gesehen zu haben, denn B o ß hielt größtentheils in der Stadt eine zweite und sehr anständige Wohnung, wo er Fremde und Einheimische, mit welchen er zu sprechen hatte, in den Nachmittags- und Abendstunden empfing, oft aber auch freilich vergebens warten ließ, denn der Mann war nicht frei von dem genialen Fehler der Zerstreut- und Vergessenheit.

Als norddeutscher *Vigot le Brun* — um dieser nun einmal aufgestellten Parallele treu zu bleiben — war B o ß zu einer seltenen Popularität gelangt. Seine frühern Romane z. B. die Geschichte einer preussischen Marketenberin wurden verschlungen und recht eigentlich zur Volkslektüre erhoben. Die Buchhändler machten mit diesen Vertagsartikeln große Geschäfte, ohne daß B. dabei sonderlich prosperirte, denn zum merkantilitischen Verkehr blieb er schlechterdings verdoeben.

Unstreitig ein größeres und bleibenderes Verdienst aber erwarb sich B. als origineller Lustspieldichter. Wie Göthe selbst in dieser Beziehung B o ß e n s Verdienste anerkannte, wurde bereits bei einer andern Gelegenheit zergliedert. Merkel — der kritische Wolfgang Menzel jener Zeit — schrieb in seinem Werke über Deutschland: „B o ß ist, seit K o z e b u e sich herabgewürdigt, der Deutschen einziger erheblicher Lustspielsdichter.“

Vor allen andern Lustspielen des Dichters machte „Künstlers Erdenwallen“ Sensation, und es dürfte in der That Jedem schwer werden, die stereotypen Schattenseiten des

Künstlertreibens nach dem Leben, treffender und launiger wiederzugeben, als hier geschehen. Insbesondere hat sich W. in seinem Ragister Lämmermeier selbst übertroffen.

Des genialen Hippels Worte: „Die Dichtkunst ist ein Pothengeschenk, das der liebe Gott seinen Lieblingen in die Hand drückt; was kann er dafür, wenn der Beschenkte es in der ersten Schenke lieberlich vergeudet.“ Diese Worte waren es, welche Wosens zu jenem trefflichen Zerbilde begeisterten, welche Hippels Idee gleichsam personifizirt.

Lämmermeier blieb eine Lieblingsparthie der berühmtesten dramatischen Künstler, z. B. Ifflands und des unsterblichen Devrients in Berlin. Noch hat sich „Künstlers Erdenwallen“ auf den Repertoiren der norddeutschen Bühnen erhalten und dürfte von denselben auch keineswegs bald verschwinden. Wahrheit bleibt es aber, daß Wosens Lustspiele, wenn auch, noch so wahr und treffend komische Eigenthümlichkeiten Norddeutschlands auffassend, auf Süddeutschlands Bühnen nie behebendes Glück zu machen vermochten. Ich selbst hatte für die königl. Hof- und Nationalbühne zu München, unter einer frühern Intendanz, Künstlers Erdenwallen, mehr dem süddeutschen Geschmack entsprechend, umzuarbeiten versucht, allein die Aufführung entsprach, obwohl unser wackerer Heigel den Lämmermeier köstlich darstellte, den gehegten Erwartungen nur zur Hälfte.

Das mehrmal erwähnte alte Weib in Berlin, ließ sich in seiner polemischen Erörterung unter anderm auch vernehmen, wie folgt:

„Man hat den Verstorbenen (Zul. v. Wos) oft der Servilität und des Aristokratismus beschuldiget; von der ersten

Zeitspiegel zum ersten Male, besprochen. Lewald'scher Comfort war in B o ß e n s literarischem Atelier im Vogtlande auch wirklich nicht anzutreffen, dagegen war B. auch keineswegs jenem groben Cynismus ergeben, dessen man ihn so oft beschuldigte. Das Arbeitszimmer im Vogtlande war nur wenigen, und nur sehr vertrauten Freunden zugänglich, und Viele sprachen und schrieben davon ohne es je gesehen zu haben, denn B o ß hielt größtentheils in der Stadt eine zweite und sehr anständige Wohnung, wo er Fremde und Einheimische, mit welchen er zu sprechen hatte, in den Nachmittags- und Abendstunden empfing, oft aber auch freilich vergebens warten ließ, denn der Mann war nicht frei von dem genialen Fehler der Zerstreut- und Vergessenheit.

Als norddeutscher *Vigot le Brun* — um dieser nun einmal aufgestellten Parallele treu zu bleiben — war B o ß zu einer seltenen Popularität gelangt. Seine frühern Romane z. B. die Geschichte einer preussischen Marktenderin wurden verschlungen und recht eigentlich zur Volkslektüre erhoben. Die Buchhändler machten mit diesen Verlagsartikeln große Geschäfte, ohne daß B. dabei sonderlich prosperirte, denn zum merkantilitischen Verkehr blieb er schlechterdings verborgen.

Unstreitig ein größeres und bleibenderes Verdienst aber erwarb sich B. als origineller Lustspieldichter. Wie Göthe selbst in dieser Beziehung B o ß e n s Verdienste anerkannte, wurde bereits bei einer andern Gelegenheit zergliedert. Merkel — der kritische Wolfgang Menzel jener Zeit — schrieb in seinem Werke über Deutschland: „B o ß ist, seit K o ß e b u e sich herabgewürdigt, der Deutschen einziger erheblicher Lustspiel-dichter.“

Vor allen andern Lustspielen des Dichters machte „Künstler's Erdenwallen“ Sensation, und es dürfte in der That Jedem schwer werden, die stereotypen Schattenseiten des

**Künstlertreibens** nach dem Leben, treffender und launiger wiederzugeben, als hier geschehen. Insbesondere hat sich B. in seinem **Magister Lämmermeier** selbst übertroffen.

Des genialen Hippels Worte: „Die Dichtkunst ist ein Pathengeschenk, das der liebe Gott seinen Lieblingen in die Hand drückt; was kann er dafür, wenn der Beschenkte es in der ersten Schenke lieberlich vergeudet.“ Diese Worte waren es, welche Wosens zu jenem trefflichen Herrbilde begeisterten, welche Hippels Idee gleichsam personifizirt.

Lämmermeier blieb eine Lieblingsparthie der berühmtesten dramatischen Künstler, z. B. Pflands und des unsterblichen Devrients in Berlin. Noch hat sich „Künstlers Erdenwallen“ auf den Repertoiren der norddeutschen Bühnen erhalten und dürfte von denselben auch keineswegs bald verschwinden. Wahrheit bleibt es aber, daß Wosens Lustspiele, wenn auch, noch so wahr und treffend komische Eigenthümlichkeiten Norddeutschlands auffassend, auf Süddeutschlands Bühnen nie bedeutendes Glück zu machen vermochten. Ich selbst hatte für die Königl. Hof- und Nationalbühne zu München, unter einer frühern Intendanz, Künstlers Erdenwallen, mehr dem süddeutschen Geschmack entsprechend, umzuarbeiten versucht, allein die Aufführung entsprach, obwohl unser wackerer Heigel den Lämmermeier köstlich darstellte, den gehegten Erwartungen nur zur Hälfte.

Das mehrmal erwähnte alte Weib in Berlin, ließ sich in seiner polemischen Erörterung unter anderm auch vernehmen, wie folgt:

„Man hat den Verstorbenen (Jul. v. Wos) oft der Servilität und des Aristokratismus beschuldiget; von der ersten

war er frei, von dem letztern konnte er sich nicht ganz losfagen; es gereicht ihm aber zur Entschuldigung, daß er zu einer adelichen Familie gehörte; noch Kind, wurde er schon als Junker bei einem Regimente eingestellt, wo noch im Heere der Stöck und das Sassenlaufen herrschten, und Jeder, der nicht zu der adelichen Klasse gehörte, wie ein Geschöpf von einer weit niedrigeren Natur betrachtet wurde. Vorurtheile, mit der Muttermilch eingesogen, durch Umgebungen und Erziehung immer genährt, lassen sich fast nie ganz austrotten. Davon liefert so Mancher ein auffallendes Beispiel. Die Amme und die Kinderwärterin haben Manchem Furcht vor Gespenstern eingeimpft. Zum reifen Verstand gekommen, erkennt er diese Furcht vor einen thörichten Wahn, aber in der Dunkelheit wandelt ihn, trotz seiner bessern Ueberzeugung, ein unwiderstehliches unheimliches Grauen an, und er würde für keinen Preis des Abends oder gar in der Nacht über einen Kirchhof oder vor einem Hochgerichte vorübergehen.“

Nur Schade, daß alle diese oft gehörten Gemeinplätze gerade auf Bossen gar nicht paßten, denn Niemand war weniger laudator temporis acti, Niemand verstand es, in der Regel, besser sich über die Vorurtheile des Standes, der Geburt und der Jugend zu erheben, als gerade Boss. Merkwürdig in dieser Beziehung blieb die nächste Veranlassung, welche Bossen entschied, seine Entlassung aus dem Militärdienste zu geben.

Ein junger liebenswürdiger und fein gebildeter Franzose, des Sohn reicher Eltern, war auf Reisen unglücklichweise unter preussische Berber gerathen, und in der Folge als Gemeiner in der Compagnie eingereiht worden, in welcher Boss als Lieutenant diente. Der junge Franzose faßte Zutrauen zu seinem menschenfreundlichen Offizier und entdeckte demselben seine Familienverhältnisse. Boss schrieb selbst an des jungen Franzosen Eltern, schloß einen Brief

des Unglücklichen bei, gab die Mittel an, durch welche des letztern Freiheit wieder zu erlangen war, und bezeichnete die hierzu nöthigen Summen. Die Eltern des Franzosen ließen lange, sehr lange auf Antwort warten; des jungen Menschen Verzweiflung stieg von Tag zu Tage, und trotz Bosen's freundlichen Mahnungen zur Schuld desertirte der Unglückliche, wurde aber wieder eingebracht. Zu gleicher Zeit liefen von des Franzosen Eltern Briefe und Summen beim Regimente ein, die letztern reichten zu, wenigstens zehn andere Rekruten zu stellen; Bosß und viele andere Offiziere verwendeten sich für den unglücklichen jungen Menschen, allein die strenge Militärjustiz blieb unerbittlich. Der Deserteur mußte in die Gasse, und Bosen traf die Reihe, in die Truppe einzutreten, welche die Execution zu vollführen hatte. Vergebens suchte Bosß seiner Rührung Meister zu werden; es wollte nicht gelingen und der Major sendete den zu weichherzigen Lieutenant in Arrest, worauf Bosß um seine Entlassung einreichte. Ueberhaupt vermochte Bosß nur mit der höchsten Indignation von dem ehemaligen barbarischen Gassenlaufen und so vielen andern Uebelständen zu sprechen, welche die ältere deutsche Soldateska im allgemeinen charakterisirte.

Bosen's Aristokratismus war ganz eigener Art. Er hatte nichts gemein mit jenem des Fürsten Pückler-Muskau, welcher es kein Hehl hat — man sehe „Tutti Frutti“ —: „daß der Bürgerliche nur dazu da ist, dem Adel mit Leib und Seele, Hab' und Gut dienstbar und eigen zu sein, jetzt einmal fürs Geld, bald aber — wenn der Adel wieder über Fürsten, Länder und Völker herrschen würde, von Neuem gezwungen und umsonst.“ Noch weniger würde sich Bosß mit den Ideen befreundet haben, welcher Freih. Werner von Harthausen in neuester Zeit in seinem als Manuscript gedruckten und verbreiteten Buche veröffentlichte, in welchem Manifeste der Adelpartie geradezu behauptet wird: „daß die Bürgerlichen sich des Ruders bemächtigen“



tiget haben, daß die Monarchie einzig und allein dadurch gerettet werden könne, daß alles wieder zurückkehre in den Zustand von — 1446.“

Boß dagegen wollte die Aristokratie veredelt wissen. Sie sollte sich durch patriotische Opfer, durch welse Sparsamkeit, durch Uneigennützigkeit und durch Tugenden jeder Art vor den Bürgerlichen auszeichnen, und dadurch des Thrones Stütze werden. Sie sollte freiwillig älteren Prerogativen, welche sich nun einmal mit den Rechten der Menschheit nicht vertrügen, entsagen, und dann meinte Boß, würden die Bürgerlichen von selbst jene Achtung und Vorzüge, welche dem Adel gebühren, demselben einräumen.

Boß war ein edler Aristokrat, ein frommer, patriotischer Schwärmer, wurde aber von Adelichen wie von Bürgerlichen mißverstanden.

In jeder Art blieb Boßens Charakter ein ganz trefflicher. Selbstbewußtsein und edler Stolz, unerschütterliche Gerechtigkeitsliebe und glühender Patriotismus, unausgesetzte Thätigkeit und unbesiegbarer Muth in Leiden, in Mangel und Noth, dann zärtliche Sorge für seine Kinder, bildeten die Grundzüge dieses Charakters, der aber, wie jeder andere, auch seine Schattenseiten hatte, zu welchen ein sehr überhand genommenes Mißtrauen in die Menschen und eine weit getriebene leidenschaftliche Empfindlichkeit gehörten, welche den sonst so wackern Mann oft zu Mißgriffen verleiteten.

Das in diesem Aufsatze häufig citirte schriftstellernde alte Weib in Berlin erwähnt in seiner polemischen Erörterung einer Anekdote, welche in der That buchstäblich wahr ist, die mir Boß selbst öfter erzählte und die hinlänglich eine der angeregten Schattenseiten beleuchtet.

„Jul. v. Bof war, wie schon erwähnt wurde, nicht blos belletristischer Schriftsteller, sondern schrieb auch, und zwar mit nicht geringer Sachkunde, über Gegenstände der Kriegskunst und Politik.

In dem Journale „die Zeiten“, welches der verstorbene Professor Bof in Halle herausgab, war eine dieser Schriften ungünstig beurtheilt worden. Ein noch in Berlin lebender schöner Geist (Fr. K. St.) erlaubte sich, Jul. v. Bofen zu versichern: jene Kritik in der Zeitschrift, „die Zeiten“, habe einen als Schriftsteller bekannten königlichen Beamten zum Verfasser.

Der letztere empfing darauf einen Brief von Jul. v. Bof, in welchem er seiner aufgeregten Galle Luft machte, und mit der Drohung schloß, sein vermeintlicher Tadel möge sich vor ihm in Acht nehmen, und nicht vergessen, daß er Offizier und Edelmann sei, und er für nichts stünde, wenn er ihm einmal auf der Straße begegne.

Dem Empfänger dieses Briefes mußten solche Aeußerungen um so mehr auffallen, da er Bofen lange Zeit persönlich kannte, wenn er auch mit ihm in keiner nähern freundschaftlichen Verbindung stand. Sein Entschluß war bald gefaßt. Er antwortete: der erhaltene Brief habe ihn sowohl wegen dessen Inhalt, noch mehr aber wegen des darin herrschenden Tons befremdet. Was das Urtheil, das über ihn in der Zeitschrift „die Zeiten“ gefällt worden, betreffe, so würde er kein Bedenken tragen, falls es von ihm herrühre, sich dazu als Verfasser zu bekennen. Er versichere ihm aber auf seine Ehre, daß er daran keinen Theil habe, und erwarte, daß er keinen Zweifel darein setzen werde, ob er gleich weder Offizier noch Edelmann sei. Was übrigens den Schluß seines Briefes beträfe, so hätte er sich ungemein gewundert, daß ein so aufgeklärter Mann wie er, noch solchen Vorurtheilen sich hingeben könne. Er sei aber sehr bereit, in solche Vorurtheile einzugehen.

gehen. Er wollte sich einbilden, er sei noch Student und erwarte nur darüber des Herrn v. B o ß nähere Erklärungen.

J u l. v. B o ß schrieb gleich darauf eine Captatio benevolentiae an seinen vermeintlichen Gegner, erkannte darin sein Unrecht, und diese Correspondenz brachte eine größere Annäherung zwischen beiden hervor, die auch bis zu des Erstern Tode durch nichts gestört worden ist."

So wie hier, ließ sich B o ß in ähnlichen Fällen häufig mystificiren und es trat dann der sonst sehr besonnene Mann ganz aus seinem ursprünglichen Charakter hervor und ließ sich zu Leidenschaftlichkeiten verleiten, welche er später bereute.

Nichtsdestoweniger kann ich es nun und nimmermehr glauben, daß J u l. v. B o ß mich je für den Verfasser eines im Spindler'schen Zeitspiegel abgedruckten und gegen ihn gerichteten Aufsatzes gehalten haben sollte, denn B o ß kannte mich zu lange und zu genau, als daß er mich einer solchen Gemeinheit und Erbärmlichkeit hätte für fähig halten können. Zudem bin ich im Besitze eines sehr wohlwollenden und schmeichelhaften Schreibens, welches B o ß wenige Monate nur vor seinem Tode, an mich ergothen ließ. Er wollte nämlich einen neuen Roman, „Geschichte einer bayerisch-griechischen Marktenderin“, schreiben und verlangte hiezu von mir mehrere Notizen, die ich im Stande war zu ermitteln und auch mit Freuden mittheilte.

Ob übrigens, mein Versuch, J u l. v. B o ß'ens Portrait mit einigen Zügen zu skizziren, ein gelungener oder verunglückter zu nennen — werden des verstorbenen wackern Dichters in Berlin noch lebende Freunde am besten zu beurtheilen verstehen. Sie auch werden das Partgefühl zu würdigen wissen, welches mich abhielt, ein Gemälde ganz und gar nach dem Leben zu vollenden.

## IX.

**Friedrich von Colln.**

Eines Morgens, im Jahre 1817, wollte ich in Berlin einen Buchhändler besuchen. Ein Diener sagte mir: „Treten Sie nur gefälligst ein, Herr Better<sup>\*)</sup> ist zwar weggegangen, wird aber bald wiederkehren; Sie treffen übrigens in der Stube schon Gesellschaft.“

In Hrn. Better's Wohnstube eingetreten, fand ich einen etwas ältlich und kränklich aussehenden Mann im schlichten grauen Ueberrocke im Divane sitzen. Schon deckten weiße Haare das gesenkte Haupt; unter den buschigen Braunen blühten kleine graue Augen voll Leben und Feuer; die Wangen hingen schlaff, aber den

---

\*) Herr Better, ein geborener Leipziger, hatte die Maurer'sche Buchhandlung in Berlin käuflich an sich gebracht. Der Ehemann trieb den Buchhandel nicht wie ein Handwerk, sondern er gedachte große wissenschaftliche Zwecke zu fördern, und ließ es sich insbesondere angelegen sein, aufsteigende Talente zu ermuntern und nach Kräften zu unterstützen. Ob sein edles Streben ihm Belohnung, ob seine viele, den Wissenschaften geweihten Opfer ihm Dank einbrachten? — ich weiß es nicht, möchte es aber bezweifeln; denn gemeine und niedrige Speculation lohnt sich in der Regel besser als große, artiges Wollen. Uebrigens gehört Herr Better unter die edelsten Männer, welche ich während meines vielwöchentlichen Lebens kennen lernte, und deren Andenken mir theuer bleiben wird, so lange ich lebe.

Mund umschwebte, man wußte nicht recht, ob ein satyrisches oder gutmüthiges Lächeln.

Nach höflicher Begrüßung fragte mich der Unbekannte ohne Umstände nach Namen und Vaterland, und nachdem er Auskunft erhalten hatte, begann er ein höchst interessantes Gespräch über München und Bayern. Zu meinem nicht geringen Erstaunen kannte der Mann die Beschaffenheit des Landes, der damaligen Akademie der Wissenschaften u. dgl. m., aufs genaueste und bis ins größte Detail, und doch war mein Unbekannter, nach seinem eigenen Geständnisse, nie in München, ja nicht einmal in Bayern gewesen. Später freilich wurde mir das Räthsel klar: der Berliner im grauen Ueberrothe unterhielt nämlich eine sehr lebhafte und vertraute Correspondenz mit dem gelehrten und berühmten Christoph von Arétin in München, und es war mein Unbekannter überhaupt in ganz Deutschland gewissermaßen zu Hause, wie in seiner eigenen Stube.

Herr Better war noch nicht wiedergekehrt; des Unbekannten Wagen war vorgefahren, er wollte nicht länger harren, und sagte mir im Abgehen, ungemein freundlich, die Worte: „Ich bin der Kriegsrath v. Cölln; wenn Sie mich recht bald besuchen wollen, wird es mir sehr angenehm sein; ich wohne auf dem Dönhofschen Plage im Eckhause, dem goldenen Adler gerade gegenüber.“

Des Kriegsraths v. Cölln allgemeine Lebensverhältnisse sind hinlänglich bekannt geworden, dennoch glaube ich hier dieselben in gedrängter Kürze und zu Gunsten des einen and andern meiner verehrlichen Leser berühren zu müssen.

Friedrich v. Cölln war 1767 im Lippe'schen geboren und befand sich bei der Katastrophe von 1806 bei der Oberrechen-

Famsmier in Berlin angestellt. Hier durch seine Beigertung, den von den Franzosen geforderten Dienst zu leisten, brodtlos geworden, warf er sich auf eine ganz eigenthümliche Art der Schriftstellerei, welche man eine politische nannte, und durch welche er zu einem seltenen Ruf gelangte. Er trat zuerst mit den verstanten Briefen über die innern Verhältnisse Preussens auf, die nach und nach bis auf sechs Bände ausgedehnt wurden. Als Commentar zu denselben erschien zugleich das bekannte Journal „Feuerbrände“. Nach dem Frieden kam v. Göltn wegen seiner Schriftstellerei in Untersuchung und wurde nach Glog auf die Festung geführt; zur Wiederherstellung seiner Gesundheit wurde ihm der Besuch der Bäder zu Landeck gestattet, den er hierauf benützte um nach Oesterreich zu entfliehen. Der König von Preußen schlug späterhin die, gegen ihn eingeleitete Untersuchung nieder; er trat wieder in preussische Dienste und wurde zum Chef eines literarischen Bureaus ernannt, das dem Fürsten-Staatskanzler v. Hardenberg über Preußen betreffende Schriften und Aufsätze Bericht zu erstatten hatte. Der Fürst-Staatskanzler lernte übrigens Göltns ausgezeichnetes Genie und vielseitige Kenntnisse immer mehr kennen und schätzen, und gewiß ist es, daß Göltn einen größern Einfluß übte, als mancher viel höher gestellte Staatsmann in des Fürsten Umgebung.

Ich schob es nicht lange auf, dem Kriegsrathe meinen Besuch zu erstatten. Er nahm mich sehr gütig auf, und es dauerte nicht lange, so gestaltete sich mein Verhältniß zu ihm, wie jenes eines Sohnes zu einem würdigen Vater und ich befand mich nun beinahe täglich in Göltns Haus.

- Es war gerade die Zeit, in welcher der schändliche Ultraliberalismus in Deutschland anfieng immer tiefer Wurzel zu

fassen und gewissermaßen, wenn auch nur aus der Ferne, der bestehenden Ordnung der Dinge gefährlich zu werden drohte. Ein Verein besonnener deutscher Gelehrter, zu welchem auch E. gehörte, unternahm es, kräftig zu Gunsten des monarchischen Prinzips und der Legitimität aufzutreten, und auch ich, ohne hin von Kindesbeinen an solchen Grundsätzen befreundet, schloß mich jenem Vereine an. Es wurden mehrere von mir in diesem Geiste entworfene Abhandlungen als z. B. das Süddeutschthum; Gespräche im Reiche der Todten zwischen Dr. Martin Luther und Ph. Melancthon u. dgl. m. in Göllns freimüthigen Blättern für Deutschland abgedruckt, welche zu ihrer Zeit zwar Sensation erregten, mir aber auch den Haß und die Verfolgungen der wüthenden Oppositionen in einem hohen Grade zuzogen.

Das damalige junge Deutschland pflegte uns nie anders als „feile Fürstensknechte und Satrapen der Tyrannei und Despotie“ zu nennen, allein das deutsche Jugendthum irrte gewaltig. Die Jünger unserer Fahnen begriffen recht wohl, daß bedeutsame Erweiterungen geistiger und bürgerlicher Freiheit unverkennbar zu den Bedingungen der vorgeschrittenen Zeit gehörten, allein das Streben der Edlern deutscher Nation ging stets dahin, nach einer gesetzmäßigen, und durch die Monarchen selbst sanktionirten Freiheit zu ringen.

Nur unglücklich geleitete Unmündige und Schurken, welche im Trüben zu fischen hofften, konnten je daran denken, das Heil der Welt im Umsturz der Thronen auffinden zu wollen. Gerade die vielen unsinnig improvisirten Cemeuten jener Partei waren es, welche dem völligen Aufkommen der gesetzmäßigen Freiheit hemmende Schranken in den Weg stellten.

Also dachte ich damals, also denke ich noch, und ich meine, es seien solche Gesinnungen würdig eines konstitutionellen Staatsbürgers, und dennoch vermochte ich nicht, hämischen Verdächtigungen und strengen Untersuchungen zu entgehen, welche die Unreinheit meiner politischen Färbung ans Tageslicht zu fördern bezweckten. Nun — es sei dem Himmel gedankt. — längst bin ich aus diesen Feuerproben unverfehrt hervorgegangen.

Nicht uninteressant war es den Kriegsrath v. Cölln sich über sein früheres schriftstellerisches Wirken und über die aus demselben für ihn hervorgegangene Verfolgungen äußern zu hören. „Es ist merkwürdig — pflegte er zu sprechen — daß ein schriftstellernder preussischer Staatsbeamte, der sich nie anders als für das absolute monarchische Prinzip, und aus voller Hergensüberzeugung, erklärte, von einer monarchischen Regierung ganz und gar mißverstanden und in eine Festung gesperrt werden konnte. Ich weiß es wohl, meine Schriften wurden für tadelns- und verdammungswerth gehalten, weil sie die Schwächen der preussischen Verwaltung, so wie sämtliche Staats- und Finanzverhältnisse Preussens auf die schonungs- und rücksichtsloseste Weise aufgedeckt und den Feinden des Staates dadurch Vorschub geleistet haben sollen. Was nun den ersten Punkt betrifft, so ist es nur Wahrheit, daß das damalige preussische Verwaltungssystem viel analoges mit der alten deutschen Reichsverfassung hatte: Beide gleichen kranken und gänzlich abgetriebenen Körpern; mit Palliativen war hier nicht auszureichen, eine Radicaur blieb unerläßlich. Allein schon Hippocrates stellte den Grundsatz auf: „Si medicamenta non sanant, ferrum sanat, et si ferrum non sanat, ignis sanat“ — und in der That war es mit unserer höhern Administration so weit gekommen, daß sie nur durch Feuer geläutert



werden konnte, oder besser noch, es mußte das alte, morsche und elende Gebäude geradezu verbrannt werden, auf daß aus seiner Asche, dem Phönix gleich, sich ein fester und der Zeit gemäßer neuer Bau erheben möchte. Allein wer nun sollte den Impuls zu dem kühnen Werke geben? — Von unsern höchsten Staatsbeamten konnte er nicht ausgehen; sie waren mit dem alten Hause alt geworden, fühlten sich in demselben behaglich und waren schlechterdings unfähig, dessen Mängel zu bemerken und zu beurtheilen. Bei solcher Lage der Dinge — meinte ich — es müßten sich patriotische Wortführer aus der Nation selbst erheben, welche schonungslos dem Uebelstande auf den Leib zu rücken und das alte Haus zu verbrennen den Muth hätten, ich glaubte mich berufen als einer der Aerzte und schürte wacker unter, legte manchen hellodernden Feuerbrand bei. Nun bin ich zwar nicht stolz genug zu behaupten, es habe mein Wirken zu der allgemeinen großen Militär- und Verwaltungsreform beigetragen, welche Preußen endlich vorgenommen und wodurch es sich unverkennbar in die erste Reihe der Musterstaaten erhoben hat; allein aus meinen Schriften geht nichtsdestoweniger die unantastbare Wahrheit hervor, daß jene Militär- und Verwaltungsreform ganz in der Art und Weise vor sich ging, wie ich dieselbe lange ehevor, als die einzige zweckmäßige, ausgegeben hatte, und zwar immer den Grundsatz festhaltend, es müsse in jeder Sphäre der Feind stets mit seinen eigenen Waffen geschlagen werden.

„Was nun den andern Punkt, nämlich den Vorschub betrifft, welcher den Feinden des Staates durch rücksichtslose Aufdeckung der Gebrechen des letztern geleistet werden soll, so läßt sich hier kaum anderes erwiedern, als: „*risum teneatis amici!*“ — Denn es ist nur zu gewiß, daß es im neunzehnten Jahrhunderte dahin gekommen ist, daß gar kein Staat mehr im Stande ist, aus seinen Finanz- und andern Verhältnissen ein Ge-

Geheimnis zu machen, und man wird versucht, in dieser That-  
 sache einen Keim zum der höhern Statistik zu erkennen.  
 Es kann auch aus sehr einleuchtenden Gründen gar nicht  
 im Interesse eines wohlgeordneten Staates lie-  
 gen, aus seinen Finanzverhältnissen ein Geheimnis machen zu wol-  
 len, und wie leicht es fällt, den Fehler solcher und dergleichen  
 höher Geheimnisse zu lästern, darüber könnten, wenn sie möch-  
 ten, die Gesandte fremder Mächte die effectlichsten Auffchlüsse  
 ertheilen."

Also ließ sich der Kriegsrath v. Gölln verwehmen, und in  
 wie fern er recht oder unrecht hatte, möge der genigte Leser  
 selbst beurtheilen.

Als Publicist und Staatswirth der höchsten Potenz hatte es  
 v. Gölln zu einem seltenen Grade der Vollendung gebracht. Er  
 las mit mir mehrere ausgezeichnete, in diese Sphären einschlägige  
 Werke, unter andern auch „Adam Smiths unübertroffenes  
 Buch über den Nationalreichthum“, und unergötlich blei-  
 ben mir jene überraschenden, von der höchsten Genialität und dem  
 tiefsten Scharfsinn zeugenden Ansichten und Urtheile, welche der  
 Kriegsrath bei solchen Gelegenheiten entwickelte und aussprach.

Gölln war auch ein ungemein glücklicher Prophet im Reiche  
 der Politik. Noch jetzt erinnere ich mich bei manchen wichtigen  
 Ergebnissen der Zeit nicht ohne Staunen, daß sie Gölln längst  
 vorausgesagt hatte. Die Dauer einer allgemeinen Waffencruhe in  
 Deutschland pflegte er, seltsam genug, bis zum Jahre 1856 fest-  
 zustellen; auf Gründe, welche ihn hier leiteten, ließ er sich nie  
 ein und es mochte mit dieser gar zu genauen Bestimmung doch wohl  
 nur auf eine sehrzshafte Mystifikation abgesehen sein.

Die patriotische Freimüthigkeit, welche in seinen Schriften vorherrschte, hatte Gölln früher, und selbst in seinem Privatleben, in mancherlei Verdrüßlichkeiten, insbesondere mit Offizieren, verwickelt, dann jeden Tadel, welchen Gölln, hinsichtlich der Einrichtungen in der alten preussischen Armee, laut werden ließ, bezogen die Herren auf ihre eigenen Personen und suchten mit dem Kriegsraths Ehrenhübel anzuknüpfen. Gölln benahm sich bei solchen Gelegenheiten mit vieler Entschlossenheit, Umsicht und Menschenkenntniß.

Noch leichter nahm er die literarischen Feinden, in welche er verwickelt wurde, und in des Kriegsraths Bibliothek war eine Sammlung von Schmähschriften zu finden, welche gegen seine eigene Person gerichtet waren. Als eine der interessantesten in ihrer Art gab er mir die Apologie der Gräfin von Lichtenau \*) zu lesen. „Es ist — äußerte sich Gölln bei dieser Gelegenheit — eine wahrhafte Unverschämtheit von dem Meiste, zu behaupten, ich hätte ihr meine Hand angetragen lassen, denn wahrlich, eher wäre mir eingefallen, eine Gattin an der Königin anzufragen zu suchen. Uebrigens — fuhr er fort — war der Einfluß dieser Lichtenau in der Wirklichkeit weniger bedeutend, als man dafür hielt. Man kann übrigens nichtsfestowenigen über die Regierungsperiode Friedrich Wilhelms II. dennoch nicht schreiben, ohne

\*) Der vollständige Titel dieses nun seltener gewordenen Buches lautet: „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Leipzig und Gera, 1808. Bei W. Heinke. 2 Bde. 12. — Lessings Worte „Nothwehr entschuldigt Selbstlob“, dienen diesem Buchchen als Motto, und in dem Munde einer Lichtenau lautet eine solche Sentenz allerdings etwas seltsam.

\*\*) Eine dazumal sehr berühmte Stadtgegend in Berlin.

wenigstens mit einigen Worten der Lichte n. u. zu erörtern. Meine Feder verfuhr mit ihr sehr allmählich, ich hätte von dem Weibe tausend Mal ärgeres Dinge schreiben und dieselben auch beweisen können, allein ich wollte der vom Unglücke ohnehin tief Gebeugten nicht wehe thun und noch viel weniger ihr schaden. Zum Lohne dafür hat sie mich mit lächerlichen Schmähungen und niederträchtigen Verleumdungen überhäuft, auf welche auch nur eine Spitze zu erwidern ich unter meiner Würde halte."

Als Gölln von dem Verbrennen seiner Schriften durch deutsche Jünglinge bei Gelegenheit der Barthurgfeier hörte, lachte er herzlich. „Solche papierne Auto — da — fes — rief er aus — gehören unter die lächerlichsten Kinderposken, und ich konnte es selbst nicht ertragen wie vergeben, daß er sich zu solchen albernen Spielereien hergab. Das ist der Triumph der Typographie, daß sich der Geist eines Druckwerkes, welches Censur erregt und zur Deffentlichkeit ein Mal übergegangen ist, gar nicht mehr vertilgen läßt. Was soll nun durch das Verbrennen einzelner Exemplare bewirkt werden? etwa eine Beschimpfung des Verfassers? — du lieber Himmel! wie wenig kennen diese jungen Antiquaren den Volksgeist. Gerade durch ihre läppische Feuerwerke arbeiten sie unverkennbar auf eine neue Verbreitung solcher Werke hin, welche vielleicht schon halb und halb vergessen waren, und ein vernünftiger Autor wird sich durch die Verkohlung einiger Papierbogen so wenig beeinträchtigt finden, als einst Großbritannien, nachdem Napoleon einige hundert, in englischen Manufakturen erkandene Kasentücher auf dem Kontinente den Flammen übergeben ließ."

Uebrigens war Gölln ein höchst angenehmer, witziger und geistreicher Gesellschafter, und Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes. Menschliches Glend konnte ihn tief bewegen, und um

zu dessen Stärkung beizutragen, that er oft mehr, als seine Kräfte erlaubten. Seine krankhafte Wittin pflegte er bis zu dem letzten Athemzuge voll großer Liebe und Fürsorge. Ein bereits sich ebenfalls im preussischen Staatsdienste befindlicher Sohn lebte in Coblenz.

In den letzten dreien Jahren seines Lebens hatte der Kriegsrath viel mit chronischen Körperleiden zu kämpfen, doch hörte man ihn nur selten klagen. Noch auf dem Todbette gab er mit Beweise seines Wohlwohens. Endlich starb Gölln mit der vollkommensten Ruhe des Weisen am 13. Januar 1820.

An Wosens Seite folgte ich dem Gange des berühmten Verfassers der vertrauten Briefe. Als sich der Krankenwagen durch das Halle'sche Thor nach dem Friedhofe zu bewegen wollte, kam uns ein Garde-Infanterie-Regiment mit rauschender Tamburharenmusik entgegen; wir mußten anhalten und die Truppen vorerst vorbeiziehen lassen. Das Militär hatte sich immer feindselig gesinnt gegen den Kriegsrath gezeigt, und jetzt veranlaßt es zu guter Letzt, daß dessen Leiche eine halbe Stunde später zur ewigen Ruhe kam.

## X.

**W. S. Büffel und seine Anaglyphe.**

Ich besuchte neulich meinen Freund Büffel, den Verfasser der Irr- und Minnsfahrten des Hyno-Koryz und vieler anderer genialer Erzeugnisse. Er hatte so eben die folgende Anaglyphe niedergeschrieben, deren interessante Originalität gewiß schon meiner sinnigen Leser verkennen wird.

„Hören Sie, mein theurer Freund! — rief ich aus — ich lasse so eben „Rückblicke auf ein vielbewegtes Leben“ drucken, und es wird das Buch unter andern auch etwas Ähnliches für die Portraits interessanter Männer meiner Bekanntheit enthalten. Auch Sie sollten in die kleine Gallerie aufgenommen werden, doch könnten Sie mich der Nähe überheben, wenn Sie mir für mein Werkchen Ihre Anaglyphe ablassen wollten.“

Freund Büffel erfüllte meine Bitte und seine Anaglyphe wird sonder Zweifel meinen Rückblicken eine besonders Zierde verleihen.

## Der erste May in München

im Jahre 1812.

(Eine verkümmelte Anaglyphe.)

Nichte dein Augenmerk, schrieb man mir, wenn du zum Thore hereinährst, auf das Aug Gottes, \*) das dir goldstrahlend vom Dache in gigantischer Form entgegen leuchtet. Hast du dieses Zeichen wohl ins Aug gefaßt — also Aug' im Auge — so kannst du die Wohnung deines Freunde nicht verfehlen. Ich schickte mich zur Reise an und nahm, um schnell nach München zu kommen, die Diligence. Wir fahren Tag und Nacht. Der Apell verfolgte uns ununterbrochen mit seinen Launen, obwohl er in Salzburg mit freundlichen Blütenmienen durch die gränenden Zweige blickte und ein warmes Liebewohl versprach. Wir saßen enggepreßt im Wagen. Ich träumte vor- und rückwärts — ich durchließ phantastisch meine ganze Jugendwelt, schwärmte über Thäler und Hügel, über Berge und Wäldge, über Wäldchen und Alpen und huschte im leichten Saum über die tiefblauen Seen der materlichen Heimat, die mich an ihrer trüben Mutterbrust aufgesaugt hatte — aber ich schante mich vor in die Zukunft — in die Residenzstadt Bayerns, das ich als mein viertes Vaterland, wie ein verlassener Sohn voll Liebe und Vertrauen — als meine letzte Amme begrüßen sollte! Der allgemeine geistige Aufschwung, die neuen, herrlichen Institutionen, die lachenden Aus- und Fernsichten eines glücklichen Lebens und ein schöner Wirkungskreis — diese Alles sich mir verkündend an den blumenreichen Ufern der Isonta, erfüllte mir die Seele mit einer Begeisterung, wie sie einen Dichter durchglüht. —

\*) Das Wahrzeichen eines Hauses im sogenannten Thale zu München.

Die Nacht war überstanden. Ein junger Kaufmann aus Hamburg, der mein Reisegefährte war, unterhielt mich über den Jungfernstieg und über Norddeutschland, das mit seinen Literatur-Däsen wie ein interessantes Fabelland vor meinen reizbaren Sinnen stand. Die Fährbrücke war passiert und in drei Minuten schloß die Diligence mit ihren Passagieren durch das altgothische, finstere Thor.

Ich streckte den Kopf zum Schlag hinaus; ich suchte forschend das goldflämmige Aug Gottes, allein die Diligence rüttelte mich bald zurück, und ich gab alle Hoffnung auf, das beschriebene Zeichen meines Adreßquartieres zu finden.

Wir stiegen im Hofe des 1. Postgebäudes aus und ich nahm den Weg wieder zurück nach dem Thol, wo wir das Aug zuwinken sollte. Ich fand es. Ein Gebirgländer, der von der zartesten Jugend an gewohnt ist, den Kopf immer aufrecht zu tragen, der seine Blicke immer nach den Höhen instinktmäßig richtet, und selbst in den Nächten in das funkelnde Sternengewölbe wie ein geborner Astronom schaut, erkennt schnell alle markirten Höhenpunkte und stolpert daher im Leben so häufig über holperichte Unebenheiten und Flachheiten, weil da die Pfade wenig Sorgfalt gebieten. — „Hier Treppen hoch“ — so lautet der Aviso. Sie werden hurtig angeschritten, so dicht sich auch der Hurdunkel entgegen brängte, aber wie konnte ich — vielmehr der Fuß; als er nicht, wie in Salzburg, auf Marmor, sondern auf Holz stieß und viermalzwanzig Holzkufen emporsteigen mußte, um beinahe in unmittelbare Berührung mit dem Gottesauge zu kommen! In S — wird freilich der Marmor verschwendet, allein es gewährt etwas Impassantes, auf breiten, glatten Marmorstufen emporzuschreiten, die bis zur letzten Trage gleichförmig führen. O du freundliche Marmorstadt mit deinen einladenden Dachterrassen, rief es in mir, als wie Karls des Großen Geist im Felsgewände des Untersbergs — wo bin ich? — Die spizen Giebeldächer kamen mir vor wie



lange und langweilige Gesichter mit gerunzelten, länglichen, dunkelgerötheten Wangen. Diese Pyramidenform überhäufte mich, aber ich veröhnte mich bald mit ihr, denn was hoch hinauf strebt, war mir immer befreundet, wenn es mich auch nie selbst hoch hinantrug. — —

Meiner neuen Wohnung gegenüber begegnete mein Blick den Söhnen und Töchtern Israels. Es war die erste Begegnung in meinem Leben, und ich glaubte, Joseph, Hagar u. s. w. zu sehen; ich träumte mich an den Labor hin und das hohe Lied Salomons — diese Poesie aller Poesien — umflötete und umflatterte mich mit tausendfältigen Tönen und Farben.

Ich fand mich im lebensfrohen Mä n c h e n bald heimisch; seine Physiognomie war so gastlich einladend. Die ersten Stunden glaubte ich mich schon in seine Lebens-Mysterien eingeweiht — denn heftiger Genuss und derbe, gesunde Laune mit schlichtem Sinne gepaart, verlangen keine besondere Einweihung, und Jeder, der einen frischen Kern in sich birgt, ist schnell sein Priester mit dem blühenden Kranze um die sorgenfreie Stirne. Der erste May in M ä n c h e n vereinte mich wieder mit einem theuern Freunde, der vor Kurzem aus Norddeutschland zurückgekehrt war, nachdem er mit einem Mitglied der Pariser Societé statistique dasselbe als Dolmetscher durchwandert hatte. Wir lebten als Jünglinge auf den väterlichen Alpen und lasen Bion und Theokrit, in der Ursprache. Wir schwärmten arabisch damals zusammen, wir schärferten — und deklamirten griechische Gedichte, um sie im sechsfach wiederholten Echo zu unserem Entzücken am Rönigsstuhle \*) zu hören. Er beschäftigte sich, als ich ihm wieder gegeben war, mit Zeichnen verschiedener geographischer Karten. Palästina

\*) In der Kauris am Kaiserberge.

man vollendet, das Blatt überraschte mich, es war mit der größten Sauberkeit und Eleganz ausgeführt. Er hatte es mit der Feder gezeichnet!

Mathematik, Physik und Sprachenkunde waren seine Lieblings-sphären. Er sprach das Französische mit einer solchen Richtigkeit und Feinheit, daß es ihn Mühe kostete, die Franzosen zu überzeugen, daß er der Sohn eines begüterten Bauern am Rauriser Tauern sei. Er machte mich mit dem philologischen Jammer vertraut, der ihn in sein einsames Zimmer, zu seinem Homer und Herodot, zurückgeschreckt hatte, denn er bewies mir, daß man auch, ohne Stoicophilolog von bestimmter Färbung zu sein, den Geist der Griechen erfassen lernen könnte. — —

Der Edle schlummert seit 1821 neben der Kapelle des heiligen Robert in Salzburg. Ich drückte ihm in München am 1. May 1812 nach seinen Irrfahrten die Hand und stand am 1. May 1821 an seinem Grabhügel. Von seinen Talenten war Großes zu erwarten. Vor seinem Tode beschenkte ihn Sr. K. K. Maj. der Kaiser Franz mit hundert Dukaten für eine Verbesserung, die er bei der Coolenleitung in D . . . angeordnet hatte. — Bei uns lehrte er in der Primärklasse. — C'est la philologie! —

Die trefflichsten Philologen traf ich im Rockeller, \*) wohin man mich am ersten May als Fremdling ex officio führte! — Erbt kein niederländischer Meister, der mich nachpomtast? — „Weißt gegerbt, ihr eruken, häßern Hellen und du trauliches: Herzengestimmer, überdeckt mit den hermetisch-geschlossenen Glaskugeln!“ Hier ist Poets! wer leugnet es? Hurstengeton, Lieder

\*) Rock heißt das berühmte Münchner Doppelbier, welches nur im Monate May getrunken wird.

und Vöganthisches Blotungeflöte, glühende Wangen, leuchtende Stirnen, begeisterte Lippen, flammende Augen und die Gnade bethörter und bethörender Liebe, himmelan strebende Gedanken und tiefe Blicke in die unendliche Tiefe des labenden Quells! Goldene Nieselthürchen flimmern wie Sterne durch das mattbeleuchtete Dunkel und die silbernen Geschnüre strahlen wie Orionsgestirn um die schwellenden Busen üppig blühender, schöner Töchter der herrlichen Bavarica!

Konvertirte Juden, die nun den Geschmack der Deutschen schrauben und mit ihrem Geiste und mit ihrem Gemüthe spekuliren wie mit Metalliques, hätten damals lernen können, daß hier die Poesie eine That aber keine gezierte Phraseologie sey. — Doch hinweg, ruf ich mit Schild Harold — hinweg! Laß sein! Zu Andern!

Ich, der urstämmliche Hohenrißfeuchter am Saalströme, ließ mich zum Philologen pressen! O Emmerich Rorus! deine sinnige „Fexienliebe“ erstarrte zur Philologie; du warst auf dem Wege, ein Paul zu werden, und wurdest ein philologischer Saul! — Der „Jean“ wäre dir zugewachsen, aber das kritische Gartenmesser durchschnitt das Pflanzlein des blühenden Humors!

Ich hatte die Reichs-nationalen Lebens umfungen! — Ich tanzelte trunken in den breiten Altvatersessel zurück; neben mir lagen Buttmann, Matthä und Lütersch's homerische Dialekt-Geammatik — unterquidlich wie die abendlichen Conversatorien, die mich umklapperten wie das Geschrei der Kapitotänischen Gänse! — — Ich that einen homerischen Traum im breiten Altvatersessel und lag an den schwellenden Brüsten der schönen Peimat, wo ein hochbegabter, deutscher Königssohn die goldene Saat zu großen Thaten des Geistes unbelauscht austreute! Ich sah als Jüngling den

Am Begeisterter, dem eine Schöpfung im königlichen Hofen gohr —  
ein Jahrhundert reich an genialen Erscheinungen! — —

Am Isarthore arbeitete die archimedische Pumpe, um das  
Isarthortheater aus dem Grunde emporzuheben! Man behandelte  
die Steinmassen wie kostbare Edelsteine. Ach, rief ich aus, Mün-  
chen, fehlt es dir an Steinen, an Felsen, an Marmor! — —  
Ich hatte mein Herz in den Grund Bayerns gelegt, um einen  
Tempel der Poesie aufzuführen zu helfen! Ich hielt mich für einen  
Dichter und wähnte reich zu sein. — — Ich versank darauf in  
tiefen, tiefen Schlaf, und erwache nun am 1. May 1837; ich sehe  
meine Locken ergraut, fühle mein Herz gepreßt, sehe Tempel und  
Paläste prangen — und Bayerns Dichtermorgen her-  
glücken. — —

Die patriotische Freimüthigkeit, welche in seinen Schriften vorherrschte, hatte Gölln früher, und selbst in seinem Privatleben, in mancherlei Verdrüßlichkeiten, insbesondere mit Offizieren, verwickelt, dann jeden Tadel, welchen Gölln hinsichtlich der Einrichtungen in der alten preussischen Armee, laut werden ließ, bezogen die Herren auf ihre eigenen Personen und suchten mit dem Kriegsrathe Ehrenhändel anzuknüpfen. Gölln benahm sich bei solchen Gelegenheiten mit vieler Entschlossenheit, Umsicht und Menschenkenntniß.

Noch leichter nahm er die literarischen Feinden, in welche er verwickelt wurde, und in des Kriegsrathe Bibliothek war eine Sammlung von Schmähchriften zu finden, welche gegen seine eigene Person gerichtet waren. Als eine der interessantesten in ihrer Art gab er mir die Apologie der Gräfin von Lichtenau \*) zu lesen. „Es ist — äußerte sich Gölln bei dieser Gelegenheit — eine unerbörte Unverschämtheit von dem Reiche, zu behaupten, ich hätte ihr meine Hand angetragen lassen, denn wahrlich, eher wäre mir eingefallen, eine Gattin an der Königinmutter“) zu suchen. Uebrigens — fuhr er fort — war der Einfluß dieser Lichtenau in der Wirklichkeit weniger bedeutend, als man dafür hielt. Man kann übrigens nichtdeftoweniger über die Regierungsperiode Friedrich Wilhelms II. dennoch nicht schreiben, ohne

\*) Der vollständige Titel dieses nun seltener gewordenen Buches lautet: „Apologie der Gräfin Lichtenau gegen die Beschuldigungen mehrerer Schriftsteller. Von ihr selbst entworfen. Nebst einer Auswahl von Briefen an sie. Leipzig und Gera, 1808. Bei W. Heinke. 2 Bde. 12. — Lessings Worte „Rechtwehre entschuldigt Selbstlob“, dienen diesem Buchem als Motto, und in dem Munde einer Lichtenau lautet eine solche Sentenz allerdings etwas spitzsam.

\*\*) Eine dazumal sehr berühmte Stadtgegend in Berlin.

wenigstens mit einigen Worten der Lichtrau zu erwähnen. Meine Feder verfuhr mit ihr sehr allmählich, ich hätte von demselben tausend Mal ärgere Dinge schreiben und dieselben auch beweisen können, allein ich wollte der vom Unglücke ohnehin tief Gebeugten nicht wehe thun und noch viel weniger ihr schaden. Zum Lohne dafür hat sie mich mit lächerlichen Schmähungen und niederträchtigen Verläumdungen überhäuft, auf welche auch aus eins Spitze zu erwidern ich unter meiner Würde halte."

Als Gölln von dem Verbrennen seiner Schriften durch deutsche Jünglinge bei Gelegenheit der Barthurgfeier hörte, lachte er herzlich. „Solche papierne Auto — da — fes — rief er aus — gehören, unter die lächerlichsten Kinderposken, und ich konnte es selbst nicht ertragen wie vergeben, daß er sich zu solchen albernen Spielereien hergab. Das ist der Triumph der Typographie, daß sich der Geist eines Druckwerkes, welches Sensation erregt und zur Deffentlichkeit ein Mal übergegangen ist, gar nicht mehr vertilgen läßt. Was soll nun durch das Verbrennen einzelner Exemplare bezweckt werden? etwa eine Beschimpfung des Verfassers? — du lieber Himmel! wie wenig kennen diese jungen Antheilhaber den Volksgeist. Gerade durch ihre läppiſche Feinheitsarbeit arbeiten sie unverkennbar auf eine neue Verbreitung solcher Werke hin, welche vielleicht schon halb und halb vergessen waren, und ein vernünftiger Autor wird sich durch die Verkohlung einiger Papierbogen so wenig beeinträchtigt finden, als einst Großbritannien, nachdem Napoleon einige hundert, in englischen Manufakturen erkandene Kasentücher auf dem Kontinente den Flammen übergeben ließ."

Uebrigens war Gölln ein höchst angenehmer, witziger und geistreicher Gesellschafter, und Menschenfreund im edelsten Sinne des Wortes. Menschliches Elend konnte ihn tief bewegen, und um

mehrere Novellen zu liefern, welche später gesammelt wurden und unter dem Titel „Phantasiestücke in des höllischen und sammetnen Breughels Manier“ im Verlage einer Leipziger Buchhandlung erschienen sind.

Es geschehen in der That viele Dinge unter der Sonne, von denen sich unsere Philosophie nichts träumen läßt. Trotz der unbeholfenen und verrückten Weise, in welcher die Grazien redigirt wurden, melbeten sich nichtsdestoweniger im zweiten halben Jahre beinahe 1000 Abonnenten.

Nun kannten des Chevaliers Uebermuth und Eigenbünkel keine Schranken mehr, und er nahm die Verwirklichung seiner kühnen Träume als ausgemachte Sache an.

Ich hatte für die Grazien eine humoristische Beschreibung des Münchner Oktoberfestes geliefert, welche die Erlanger Zeitung nachdruckte, ohne die Quelle zu nennen, aus welcher sie geschöpft hatte. Darüber gerieth nun B\*llé in Wuth und alles Abtrathens ungeachtet, griff er die Erlanger Zeitung in der ihm eigenthümlichen plumpen und groben Art an. Der Erlanger Zeitungschreiber dagegen veröffentlichte einen Artikel, in welchem B\*llé als Redakteur nicht nur im höchsten Grade lächerlich gemacht, sondern sogar seine persönliche Ehre ungemein tief angetastet wurde. Mit den höhnenenden Worten Molières: „George Dandin! tu l'as voulu!“ schloß der Erlanger sein Libell.

Was blieb hier nun zu thun? — Mit einem Erwiederungsartikel in den Grazien war des Chevaliers bemackelte Ehre nicht rein zu waschen. Sich mit dem bürgerlichen Redakteur der Erlanger Zeitung aber zu schlagen, erlaubten hinwiederum B\*llés lothringische Ahnen nicht, welche dereinst mit Gottfriedem

## X.

**W. S. Büffel und seine Anaglyphe.**

Ich besuchte neulich meinen Freund Büffel, den Boockaffer der Irr- und Minnsfahrten des Kyno-Koryl und vieler anderer genialer Erzeugnisse. Er hatte so eben die folgende Anaglyphe niedergeschrieben, deren interessante Originalität gewiß schon meiner sinnigen Leser verkommen wird.

„Hören Sie, mein theurer Freund! — rief ich aus — ich lasse so eben „Rückblicke auf ein vielbewegtes Leben“ drucken, und es wird das Buch unter andern auch etwas schön figürte Portraits interessanter Männer meiner Bekanntheit enthalten. Auch Sie sollten in die kleine Gallerie aufgenommen werden, doch könnten Sie mich der Nähe überheben, wenn Sie mir für mein Werkchen Ihre Anaglyphe ablassen wollten.“

Freund Büffel erfüllte meine Bitte und seine Anaglyphe wird sonder Zweifel meinen Rückblicken eine besonders Zierde verleihen.



## Der erste May in München

im Jahre 1812.

(Eine verkümmelte Anaglyphe.)

Nichte dein Augenmerk, schrieb man mir, wenn du zum Thore hereinährst, auf das Aug Gottes, \*) das dir goldstrahlend vom Dache in gigantischer Form entgegen leuchtet. Hast du dieses Zeichen wohl ins Aug gefaßt — also Aug' im Auge — so kannst du die Wohnung deiner Freunde nicht verfehlen. Ich schickte mich zur Reise an und nahm, um schnell nach München zu kommen, die Diligence. Wir fahren Tag und Nacht. Der Apell verfolgte uns ununterbrochen mit seinem Launen, obwohl er in Salzburg mit freundlichen Blüthenmienen durch die gränenden Zweige blickte und ein warmes Lebenswohl versprach. Wir saßen enggepreßt im Wagen. Ich träumte vor- und rückwärts — ich durchlief phantastisch meine ganze Jugendwelt, schwärmte über Thäler und Hügel, über Berge und Wäldge, über Wieser und Alpen und huschte im leichten Saß über die tiefblauen Seen der materiellen Heimat, die mich an ihrer armen Mutterbrust aufgefängt hatte — aber ich schaute auch vor in die Zukunft — in die Residenzstadt Bayerns, das ich als mein viertes Vaterland, wie ein verlassener Sohn voll Liebe und Vertrauen — als meine letzte Kanne begräßen sollte! Der allgemeine geistige Aufschwung, die neuen, herrlichen Institutionen, die lachenden Aus- und Fernsichten eines glücklichen Lebens und ein schöner Wirkungskreis — diese Alles sich mir verkündend an den blumenreichen Ufern der Isonta, erfüllte mir die Seele mit einer Begeisterung, wie sie einen Dichter durchglüht. —

\*) Das Wahrzeichen eines Hauses im sogenannten Thale zu München.

Die Nacht war überstanden. Ein junger Kaufmann aus Hamburg, der mein Reisegefährte war, unterhielt mich über den Jungfernstieg und über Norddeutschland, das mit seinen Literatur-Däsen wie ein interessantes Fabelland vor meinen reizbaren Sinnen stand. Die Iſarbrücke war paſſirt und in drei Minuten ſchloß die Diligence mit ihren Paſſagieren durch das altgothiſche, finſtere Thor.

Ich ſtreckte den Kopf zum Schlag hinaus; ich ſuchte forſchend das goldflammige Aug Gottes, allein die Diligence rüttelte mich bald zurück, und ich gab alle Hoffnung auf, das beſchriebene Zeichen meines Abſteigquartieres zu finden.

Wir ſtiegen im Hofe des 2. Poſtgebäudes aus und ich nahm den Weg wieder zurück nach dem Thale, wo mir das Aug zuwinken ſollte. Ich fand es. Ein Gebirgländer, der von der zartſten Jugend an gewohnt iſt, den Kopf immer aufrecht zu tragen, der ſeine Blicke immer nach den Höhen inſtinktmäßig richtet, und ſelbſt in den Nächten in das funkelnde Sternengewölbe wie ein geborner Aſtronom ſchaut, erkennt ſchnell alle markirten Höhenpunkte und koſpirt daher im Leben ſo häufig über holperichte Unebenheiten und Flachheiten, weil da die Pfade wenig Sorgfalt gebieten. — „Hier Treppen hoch“ — ſo lautet der Aviso. Sie werden hartig angeſchritten, ſo dicht ſich auch der Hurdunkel entgegen drängt, aber wie ſaunte ich — vielmehr der Fuß; als er nicht, wie in Salzburg, auf Marmor, ſondern auf Holz ſieß und viermalzwanzig Holzſtufen emporſteigen mußte, um beinahe in unmittelbare Berührung mit dem Gottesauge zu kommen! In S — wieß freilich der Marmor verſchwendet, allein es gewährt etwas Impoſantes, auf breiten, glatten Marmorſtufen emporzuſchreiten, die bis zur letzten Stufe gleichförmig führen. O du freundliche Marmorſtadt mit deinen einladenden Dachterrassen, rief es in mir, als wie Karls des Großen Weiſt im Felsgewände des Unterſbergs — wo bin ich? — — Die ſpigen Giebeldächer kamen mir vor wie

und Vaganantisches Blotungeflöte, glühende Wangen, leuchtende Stirnen, begetzte Lippen, flammende Augen und die Stube be-thörter und bethörender Liebe, himmelan strebende Gedanken und tiefe Blicke in die unendliche Tiefe des labenden Quells! Goldene Nieselhäubchen flimmern wie Sterne durch das mattbeleuchtete Dunkel und die silbernen Geschnüre strahlen wie Orionsgestirn um die schwellenden Busen üppig blühender, schöner Töchter der herrlichen Bavarica!

Konvertirte Juden, die nun den Geschmack der Deutschen schrauben und mit ihrem Geiste und mit ihrem Gemüthe spekuliren wie mit Metallques, hätten damals lernen können, daß hier die Poesie eine That aber keine gezierte Phraseologie sey. — Doch hinweg, ruf ich mit Schild Harold — hinweg! Laß sein! Zu Andern!

Ich, der urstämmliche Hohenrißfeuchter am Saalströme, ließ mich zum Philologen pressen! O Emmerich Korus! deine finstige „Fexienliebe“ erkarrte zur Philologie; du warst auf dem Wege, ein Paul zu werden, und wurdest ein philologischer Saul! — Der „Jean“ wäre dir zugewachsen, aber das kritische Gartenmesser durchschnitt das Pstropfreis des blühenden Humors!

Ich hatte die Reichs nationalen Lebens empfangen! — Ich tanzelte tanzen in den breiten Altwatersessel zurück; neben mir lagen Buttmann, Rothli und Lybersch's homerische Dialekt-Scammatté — unterquidlich wie die abendlichen Conversatorien, die mich umklapperten wie das Geschrei der Kapitänischen Gänse! — — Ich that einen homerischen Traum im breiten Altwatersessel und lag an den schwellenden Brüsten der schönen Helmat, wo ein hochbegabter, deutscher Königssohn die goldene Saat zu großen Thaten des Geistes unbelauscht austreute! Ich sah als Jüngling den

Alle Bogenformen, dem eine Schöpfung im königlichen Hofen geht —  
ein Jahrhundert reich an genialen Erscheinungen! — —

Am Isarthore arbeitete die archimedische Pumpe, um das  
Isarthortheater aus dem Grunde emporzuheben! Man behandelte  
die Steinmassen wie kostbare Edelsteine. Ach, rief ich aus, Mün-  
chen, fehlt es dir an Steinen, an Felsen, an Marmor! — —  
Ich hatte mein Herz in den Grund Bayerns gelegt, um einen  
Tempel der Poesie aufzuführen zu helfen! Ich hielt mich für einen  
Dichter und wähnte reich zu sein. — — Ich versank darauf in  
tiefen, tiefen Schlaf, und erwache nun am 1. May 1837; ich sehe  
meine Locken ergraut, fühle mein Herz gepreßt, sehe Tempel und  
Paläste prangen — und Bayerns Dichtermorgen heranzu-  
glücken. — —

## XI.

**Adolph Bäuerle.**

Griesgram sieht alles grau,  
Freude malt grün und blau —

ja in der That, der echte, der angeborene, der volkstümliche Humor des deutschen Südens malt nie grau in grau, er wählt unaufhörlich roth, grün und blau; seine Farben sind frisch und saftig und ist deren Nuancirung auch nicht immer zu ängstlich, zu Kunstgerecht angelegt, beleidiget sie auch wohl gar durch zu grellen Ton ein durch die edelsten Kunstformen verwöhntes und zu strenges Auge, gerade diese Farbenmischung erfreut dennoch das schlichte Herz des Naturmenschen und wirkt drastisch auf dessen prosaisches Zwerchfell.

Stehen wir im Begriffe die Bekanntschaft eines nicht uninteressanten Mannes zu machen, stellen wir uns im Voraus dessen Aeußeres beinahe immer ganz anders vor, als wir es dann in der Wirklichkeit finden. Nur allein mit Bäuerle erging es mir anders!

Am späten Abende des Tages aller Narren Fastnacht d. J. 1822 traf ich bei ganz abscheulichem Wetter in Wien ein und stieg in der Leopoldstadt im Gasthose zum schwarzen Adler ab.

Ermüdet von der Reise, verspürte ich keine Lust mehr, noch an diesem Abende mit Wiens Herrlichkeiten nähere Bekanntschaft

Die Warnung fruchtete wenig. Herrn Saphirs Bazar wurde mit jedem Tage persönlicher. Unter Anderm kostete er die Blüthe des weiblichen Bürgerstandes, unsere allerliebste, mit der Zeit fortschreitende, reizende junge Bürgermädchen, die auf Bällen sich recht artig zu benehmen wissen, in solch' roher, unedler und handgreiflicher Weise an, welche tief verwundet und die man selbst mit Indignation aufnimmt, wenn sich derselben gänzlich scurrile Blätter schuldig machen.

Es konnte nicht fehlen; Parteien erhoben sich nun ernsthaft gegen den Bazar. Ein Glied derselben, der junge Maler Hahn, verhöhnte Saphirn auf einem Maskenballe, und prügelte ihn bald darauf auf öffentlicher Straße durch. Kein vernünftiger und anständiger Mann wird derlei Rohheiten zu rechtfertigen suchen.

Mehrere Verehrer Saphirs gaben demselben, unmittelbar auf die ärgerliche Scene, ein ironisches, glänzendes Diner im Gasthose zum goldenen Hahn.

Nachdem im Frühjahr 1830 ein im Baue begriffenes großes Haus eingestürzt und bei dieser Gelegenheit mehrere Maurer und Zimmerleute getödtet und verstümmelt worden waren, beging Saphir die abermalige Unbesonnenheit, über jenes Unglück in einer empörenden und menschenfeindlichen Weise zu scherzen. Um hierüber den gerechten Unwillen des Publikums zu versöhnen, hielt Herr Saphir eine Vorlesung im Museum gegen Eintrittspreis. Den nicht unbedeutenden Selbstrag bestimmte Saphir für die Hinterbliebenen der bei den Neubauten Verunglückten, und das war gut und brav — suum cuique!

„Trotz dieser schmeichelhaften allgemeinen Anerkennungen — wie sich Herr Saphir später selbst äußerte — zog er sich durch unaufhörliche, heftige Angriffe gegen die Theater-Intendanz die Un-

gnade Sr. Maj. König Ludwigs, und endlich durch seine Halskarrigkeit seine Verbannung aus München und Bayern im Jahre 1832 zu."

Er ging nach Paris, wo er sich aber nicht sehr gefiel. Se. Majestät König Ludwig gestattete ihm endlich nach München zurückkehren zu dürfen, wo er nun wieder den Horizont und den Bazar in veränderter Gestalt redigirte.

In diese Zeit nun fällt Saphirs Ernennung zum Theater-Intendantrath. Mit dieser viel besprochenen Ernennung verhält es sich also. Es wurde dieselbe Herrn Saphiren nämlich lediglich durch ein Billet des Hoftheater-Intendanten bekannt gemacht. Weber Gehalt, noch Funktion, noch andere Prærogative, ja nicht einmal ein Freiplatz im F. Hoftheater gingen aus dieser Ernennung hervor. Uebrigens erhalten in Bayern alle Ernennungen, Titelverleihungen u. dgl. m. erst ihre eigentliche Sanction dadurch, daß dieselben im F. Regierungsblatte ausgeschrieben werden: Herrn Saphirs Ernennung aber wurde in diesem Blatte nie ausgeschrieben, und man erinnerte sich dabei unwillkürlich einer Anekdote von Friedrich dem Großen, welcher ein Mal einen Titelsüchtigen zum geheimen Rath ernannt, aber demselben zugleich bei allerhöchster Ungnade verboten hatte, von dieser Ernennung irgend Jemanden ein Wort mitzutheilen.

Weber mit dem Horizonte noch mit dem Bazole wollte es mehr gehen, Herrn Saphirs schriftstellerischer Horizont verfinsterte sich immer mehr und beide Blätter mußten aufhören. Jetzt übernahm Herr Saphir die früher von Herrn Bruckbräu geführte Redaction des bayerischen Beobachters nebst Conversationsblatte. Allein Herrn Saphirs Zeit in München war vorüber; seine Person, wie seine Zeitschrift vermochten Niemanden mehr im geringsten zu interessiren, auch Beobachter und Conversa-

tionsblatt mußten eingehen und Herr Saphir verließ endlich München um seinem Genius in Wien eine neue Aera erblühen zu lassen.

Uebrigens befindet sich in dem von mir redigirten Werke: „Gelehrtes München im Jahre 1834“ eine nur zu weitläufige Biographie Saphirs, welche große Sensation erregte. Herr Saphir hat erweislich an mehreren Orten jede Theilnahme an dieser Biographie von sich abgelehnt und es kamen mir von allen Seiten Aufforderungen zu, ich möchte doch erklären, wie denn eigentlich jene Biographie entstanden, und diesen Aufforderungen will ich hiemit, streng der Wahrheit treu, genügen.

Während ich noch mit den Vorarbeiten zur Herausgabe des gelehrten Münchens beschäftigt war, besuchte mich eines Tages Herr Firmenich, ein sehr ausgezeichnete junger Gelehrter aus Böhln am Rhein. Hr. Firmenich äußerte den Wunsch, ich möchte doch mein Vorurtheil gegen Herrn Saphir zu besiegen suchen und dessen Selbstbiographie im gelehrten München aufnehmen. Ich versicherte Herrn Firmenich, gar kein Vorurtheil gegen Herrn Saphir zu hegen, und zeigte mich bereit, gern Herrn Saphirs Selbstbiographie aufnehmen zu wollen, wenn dieselbe dem Plane des Werkes entsprechend sich darstellen würde.

Schon nach wenigen Tagen brachte mir mein Agent Herr B— eine seltsame Biographie Saphirs in sehr unentlicher Handschrift. Nachdem in diesem Manuscripte Herrn Saphirs Lebensschicksale ziemlich ruhig erörtert worden waren, folgte eine Stelle, welche also lautete:



Glücklicherweise verhinderte der neben mir stehende Bäuerle den Wurf, der Jude aber ergriff das Hasenpanier. Lachend rief mir Bäuerle zu: „Schau, lieber Bruder! mir bangte nicht so fast um den Juden, als um das große venetianische Spiegelglas vor welchem der Jude saß, und am Ende ist es doch das Beste, daß beide, der Spiegel und der Jude, ganz geblieben sind.“

Unlängst befand sich einer meiner literarischen Agenten, in Wien. Bäuerle hat denselben, er möchte mir sagen, daß er folgende Stelle der im gelehrten München enthaltenen Biographie Saphirs (wir werden auf diese seltsame Biographie später zurückkommen), für eine Lüge erklären müsse, und daß er wünsche, es möge diese Erklärung in irgend einer Art veröffentlicht werden, welchem Wunsche ich hiemit gern entspreche. Die angeregte Stelle in der Biographie Saphirs lautet also:

„Zuletzt übernahm er (Saphir) die literarische Führung der allgemeinen Theaterzeitung und machte diese zum Lieblingsblatt der Wiener und bekannt und gelesen in ganz Deutschland. Den Ruf und die Liebe, die er dem Blatte durch Geist und Talente verschaffte, erhält dasselbe jetzt kümmerlich durch Freundschaftlichkeiten.“

Ich halte es für überflüssig, daß Herr A. Bäuerle eine öffentliche Erklärung hinsichtlich dieser jämmerlichen Prahlerei nöthig erachtet. Jedermann weiß, daß die literarische Führung der allgemeinen Theaterzeitung zu Wien, sich seit einer langen Reihe von Jahren ununterbrochen in Herrn Bäuerles Händen befand, der auch das Blatt selbst begründet hat, und daß die-

tes Journal vor und nach Saphirn den besten Fortgang hatte. Ein Blatt, welches wie die allgemeine Theaterzeitung sehr anständig honorirt, hat wahrlich keineswegs nöthig seine Existenz auf Freundschaftlichkeiten zu gründen, und es bleibt unverkennbar erwiesene Wahrheit, daß der Verfasser der Saphirischen Biographie in dieser Beziehung gelogen, und zwar sehr derb und unverschämt gelogen hat.

---

Es möge Herr Saphir diese Frage selbst beantworten. Er möge — um in seinem Geiste zu sprechen — mit allen Waffen, die in einem ehrlichen Schriftkampfe erlaubt sind, gegen meine Behauptungen zu Felde ziehen, und ich bin in der That sehr begierig, ob sein brillanter Witz, sein feiner Scharfsinn, die bittere Satyre und die unbegrenzte Ironie den Sieg über die Wahrheit davon tragen werden.

---

Ich suchte mit vielen und triftigen Gründen zu beweisen, daß ein Unternehmen der angeregten Art, von München ausgehend, wenige ersprießliche Folgen hoffen lasse, wie dieses selbst unzählige Versuche bewiesen hätten. Und es ist Thatsache, daß selbst heutigen Tages noch im deutschen Athen nur scurrile Zeitschriften so recht eigentlich zu prosperiren vermögen. Es ist hier nicht der Ort, die Ursachen der auffallenden Erscheinung zu berühren, so überzeugend dieselben sich auch den meisten meiner verehrlichen Leser darstellen würden.

Unwillig unterbrach mich der Graf mit den Worten: „Ich kenne das; Sie gehören der norddeutschen Schule an und hagen nun einmal gegen die süddeutsche mächtige Vorurtheile. Enfin — es wird sich alles finden. Ich interessire mich lebhaft für die Grazien, wie Herr v. B\*llé seine neue Zeitschrift nennen will, und werde meinen und den Einfluß aller Freunde verwenden, um dem Blatte auf die Bethe zu helfen. Inbessen will ich es nicht leugnen, B\*llé scheint mir doch dem Unternehmen nicht ganz und gar gewachsen, ihm thut ein Mitredacteur Noth, welcher Erfahrung, Geschmac und Kenntniß des deutschen Publicums besitzt, und die Stelle dieses Mitredacteurs müssen Sie, vor der Hand wenigstens, ausfüllen. Ich nehme durchaus keinen Hofus an.“

Der Antrag kam mir sehr ungelegen; ich verbeugte mich und wollte sprechen — allein in demselben Augenblicke wurde der Chevalier gemeldet.

Der Mann blieb in der That eine ungewöhnliche, eine ganz eigenhümliche Erscheinung. Er trug elegante Uniform und um dem Hals einen großen russischen Orden; dazu kam, seltsam genug kontrastirend, ein dunkelblauer Carbonari mit vielen dicken goldenen Schnüren verziert.

Herr v. B\*ille war übrigens ein schlanker, sehr wohlgebau-  
ter Dreißiger. Ungemein beweglich, wie alle Muskeln seines Kör-  
pers, strkten sich auch alle Zähne des blauen, aber keineswegs un-  
angenehmen Gesichtes dar. Die großen dunkeln Augen schienen sich  
fortwährend, wie Kugeln um ihre Axen, im Kreise zu bewegen und  
die rabenschwarzen, kurzen, starken Haare strebten, eisernen Nadeln  
gleich, zur Höhe.

Graf Th\*heim machte mich mit dem Chevalier bekannt,  
allein von nun an scheiterten meine und des Grafen Versuche, je  
wieder zu Worte zu kommen, denn des Herrn v. B\*ille Redefluß  
glich einem reißenden Ströme, der jede Hemmung, welche man ihm  
entgegen zu stellen versucht, überwältiget. Der Mann sprach in  
einer halben Stunde mehr, als ich in einem Monate niederzuschrei-  
ben unternehmen möchte. Ueber den Gehalt seiner Rede konnte  
man im ersten Augenblicke nicht füglich urtheilen, denn es blieb  
wahrlich keine Kleinigkeit dem Ideenfluge dieses Enthusiasten zu  
folgen, der mit Blitzesschnelle von einem Extreme zum andern  
übersprang.

Die Unterhaltung wurde unterbrochen, weil der \*\*\*\*\*sche  
Gesandte kam, den Grafen v. Th\*heim zu besuchen. Der Che-  
valier und meine Wenigkeit gingen zusammen aus des Ministers  
Hôtel.

Herr v. B\*ille nahm mich förmlich für den ganzen übrigen  
Rest des Tages in Beschlag und es half hier kein Widerstreben.  
Vorerst schleppte er mich nach der Arcisstraße, wo er ein  
eigenes Haus gemiethet hatte, dasselbe, in dem sich jetzt Herr  
Dr. Wallburgers Kunstbad- und Brunnenanstalt à la Struve  
befindet.

Hier nun sollten die Grazien ins Leben treten. Die Thüren zu den Zimmern waren bereits mit Inschriften versehen. Es gab Expeditions-, Anfrage-, Uebersetzungs-, Redaktions- und der Himmel weiß, wie viele Bureaus. Im Erdgeschoße wollte Herr v. B\*llé eine große Buchdruckerei mit englischen Schnell- und Dampfpresen einrichten. Eine große Holzschnitt-Form lag bereit; sie sollte der neuen Zeitschrift Bignetten liefern, und stellte drei nackte Frauengestalten dar, die sich im Tanze zierlich umschlungen hielten, und mit Rosen und Myrthen geschmückt waren. Der Chevalier war so gütig, mich zu belehren, daß man die drei nackte Schönheiten: Aglaja, Euphrosyne und Thalia zu nennen pflege. Ferner hatte Herr v. B\*llé bereits in Rom, Neapel, Paris, Berlin, St. Petersburg, Dresden und Wien Correspondenten geworden. Es befanden sich unter denselben in der That Männer von großer literarischer und artistischer Bedeutung. Mehrere hatten bereits interessante Probestartikel eingesendet; allein beinahe alle diese Herren hatten sich auch namhafte Vorschläge erbeten, welche der Chevalier und zwar in sehr großmüthiger Weise geleistet hatte. Die Gesandten der auswärtigen Höfe hatten, auf des Grafen v. Th\*heim Fürsprache, ermittelt, daß mehrere Monarchen und Fürsten sich auf die Grazien abonniert hatten, von denen schon nach Verlauf von vier Wochen die ersten Nummern erscheinen sollten. Es ließ sich dieses nun Alles wohl hören und es klang sogar trefflich, allein die Hoffnungen des Herrn v. B\*llé waren auch in so hoher Art sanguinischer Natur, daß dergleichen sicher nimmermehr ein Redakteur gehegt hatte. Die Grazien sollten auf das beste Papier gedruckt werden und wie die englischen und französischen Zeitschriften im möglichst größten Formate, und zwar täglich eine Nummer, erscheinen; ferner sollte die neue Zeitschrift sämtliche Tendenzen aller übrigen deutschen Journale in sich vereinigen, in der Ausführung aber alle bei weitem übertreffen. Die Auflage war von dem Chevalier auf 20,000 Exemplare festgesetzt; das Abonnement war sehr hoch gestellt, allein nach

Herrn v. B\*llé's Capital konnte es auch nicht fehlen: die Entrepote mußte ihm nach Abzug aller Unkosten einen jährlichen Reinertrag von wenigstens 10,000 Thalem zum allerersten Anfang schon abwerfen.

„Nachdem mir der gute Mann mit einem ungeheuern Wortaufwande alle seine Pläne und Berechnungen auseinander gesetzt hatte, fiel er gänzlich erschöpft in seinen Fauteuil zurück, indem er mit matter Stimme fragte: „Nun, was sagen Sie zu dem Allem?“

„Gnädig, nach vielständigem Harren, zum Worte kommend, rief ich aus: „Ich glaube, als ehrlicher Mann Sie versichern zu müssen, daß, wenn Sie Ihre Grazien nach dieser allerdings sehr grandiosen Anlage höchstens ein paar Jahre lang erscheinen lassen, die guten Grazien ganz sicher und gewiß Bankrott zu machen sich veranlaßt sehen werden.“

Mitleidig lächelnd erwiederte der Chevalier, nun doch etwas gereizt: „Sie sind nicht der erste, welcher, nicht eingehend in das Großartige und doch zugleich Sichere des Unternehmens, mir ein solches Prognostikon stellt, allein der Erfolg wird die Herrn bald eines Bessern belehren.“

Des Herrn v. B\*llé bisherige Lebensgeschichte blieb nicht ganz uninteressant. Er war der Sohn eines wackern Justizbeamten zu B\*\*zburg, der sich schlechtweg B\*llé nannte und unterzeichnete. Unser Grazienfreund aber zeigte sich mit dieser Caprice seines Vaters höchst unzufrieden und bewies, wie immer mit großem Gepränge, Jedem, der ihn anhören wollte, das Abstammen der B\*llés aus einem alten lothringischen und ebenbü-

tigen Rittergeschlechte, dessen Glieder, am Schlusse des elften Jahrhunderts, dem berühmten Gottfried von Bouillon Jerusalem erobern halfen. Nichtsdestoweniger hatte der Chevalier seines behaupteten alten Adels und der lothringischen Altvordern wegen manche Anstände, die er aber immer, und wenn es nicht anders ging, selbst mit der blanken Waffe männlich und ritterlich ausfocht.

Herr v. B<sup>o</sup>llé war, noch sehr jung, als Freiwilliger in ein österreichisches Chevaurlegers-Regiment eingetreten, hatte mehreren Feldzügen beigewohnt und endlich die Charge eines Oberkavallerie-Obersten erlangt. Als des Chevaliers Heimatsland an Bayern überging, vertauschte er die österreichische mit den Diensten des neuen Vaterlandes und diente nun in gleicher Eigenschaft im zweiten bayerischen Husarenregimente.

Bald nachher führte der Glückliche ein reizendes und sehr reiches Fräulein als Gattin heim. Der Chevalier verließ in Folge dieser Verbindung, mit dem Prädicate eines Rittmeisters, den aktiven Dienst, allein seine junge Gattin starb nebst dem Söhnchen, das sie geboren, im Wochenbette; nach einem vorgefundnen letzten Willen aber wurde der Rittmeister Universalerbe der Gattin, und trat unbestritten in den vollkommensten Besiß eines in der That nicht unbedeutenden Vermögens.

Tief fühlte der Chevalier den so frühen Verlust der zärtlichen geliebten jungen Gattin, und um sich zu zerstreuen, beschloß er nach Hellas zu ziehen, wo so eben der Freiheitskampf entbrannt war.

In Griechenland errichtete sich Herr v. B<sup>o</sup>llé aus vorhandenen Philhellenen mit großem Kostenaufwande einen eignen kleinen Trupp, mit dem er, zwar in Uebereinstimmung mit den Griechen, aber dennoch so viel als möglich unabhängig, gegen die Osmanen



kämpfen wollte. Allein er gerieth darüber mit den griechischen Führern in Uneinigkeit und endlich wurde dem Chevalier Gift beigebracht; ein gefangener türkischer Arzt wendete sogleich Gegengifte an und rettete also dem Philhellenen das Leben.

Der Chevalier kehrte nun nach Deutschland zurück, wurde aber in Nürnberg verhaftet, weil er von einer benachbarten großen Macht angeklagt worden war, denselben durch falsche Vorpiegelungen und unerlaubte Mittel viele wackere Offiziere entzogen und dieselben dann in Griechenland verlassen zu haben. B\*llé's Arrest dauerte viele Monate, allein, außer einiger rascher und unüberlegter Handlungsweise, war ihm wenig zur Last zu legen. Die lange Haft wurde ihm als Strafe angerechnet, auch mußte er die ziemlich hoch angelaufenen Prozeßkosten tilgen, dann wurde er wieder auf freien Fuß gestellt.

Jetzt kam der abenteuerliche Mann nach München. Sein ererbtes Vermögen war freilich ziemlich geschmälert, allein er besaß noch immer genug, um als Einzelner unabhängig und auf anständigem Fuße leben zu können, allein Herr v. B\*llé vermochte nimmer zu rasten; er vertauschte das Schlachtenswert mit der goldenen Fyra und dem Federkiele, wie er aber dabei gefahren, wird die nächste Folge uns zeigen.

Materialien zu der neuen Zeitschrift hatten sich indessen in großer Fülle angehäuft, denn der Chevalier scheute keine Ausgabe. Es befanden sich unter den eingelaufenen Manuskripten in der That mehrere treffliche Aufsätze, aber freilich auch viele mittelmäßige und ganz schwache, wie nun dieses schon zu geschehen pflegt.

Jeden Antheil an der Redaktion der Grazien hatte ich auf das Bestimmteste abgelehnt, dagegen versprochen, dem Chevalier mit Rath und That zur Seite zu stehen. Allein diesem Manne war weder zu rathen noch zu helfen. Herr v. B\*llé verstand französisch, italienisch und böhmisch zu sprechen und zu schreiben, allein die deutsche Feder war keineswegs die seinige. Von den Obliegenheiten und Geschäften eines Redakteurs hatte er auch nicht den geringsten Begriff. Er wollte an allen Aufsätzen, selbst an den ausgezeichnetsten, bessern und ändern, allein es geschah ganz und gar in dem berüchtigten Geiste Johann Ballhorns. Außerdem neigte sich B\*llé sehr zum Eigensinn und zur Polemik hin, allein ihm fehlten durchaus alle erforderlichen Schutz- und Trugwaffen des Wises und Scharffsinns. Er selbst lieferte für sein Blatt lyrische Gedichte, war aber nicht einmal mit dem Versmaße vertraut. Seine Dichtungen waren keine Schülerarbeiten, nein — sie stellten sich geradezu als Erzeugnisse des Unsinns und der Tollheit dar, und nun mag der verehrliche Leser von selbst ermessen, wie die neue Zeitschrift beschaffen sein konnte, deren Herausgabe dieser Mann besorgte.

B\*llé's Grazien waren nun wirklich ins Leben getreten, doch war die Auflage von 20,000 auf 2000 Exemplare herabgesetzt worden. Zwar hatten sich nur 300 Abonnenten gemeldet, die übrigen 1700 Exemplare aber ließ der Herausgeber gratis vertheilen und versenden, um sein Blatt überall bekannt zu machen. Alle Tage erschien ein feiner, ganz überfüllt gedruckter Medianbogen. Diese Grazien glichen ganz und gar einer Musterkarte — neben einem Gedichte von Platen ein B\*llé'sches, zur Seite eines klassischen Kunstartikels aus Rom eine ganz und gar verunglückte Burleske irgend eines obskuren Dilettanten.

Ich hatte nicht umhin gekonnt, vorerst die Beurtheilung der Darstellungen der f. Hofbühne zu übernehmen und den Grazien

„Es bleibt uns nach dem herkömmlichen Gebrauche noch übrig ein summarisches Urtheil über Saphirn zu fällen, obgleich eigentlich der Biograph eines lebenden Schriftstellers von dieser Sitte entbunden sein sollte.“

Um nun jenen Lesern dieses Werthens, welchen das gelehrte München nie zu Gesicht gekommen sein dürfte, einen überhauptigen Begriff beizubringen, in welcher Art und Weise das summarische Urtheil über Saphirn sich gestaltet hatte, werden ein paar kleine Proben genügen:

„Jetzt haben diese beide (Heine und Börne) sich einseitig geschrieben, während Saphir nie sich ausschreiben kann.“

„In der Allseitigkeit steht Saphir neben Jean Paul, dem er in nicht weniger Rücksichten nachsteht, als er ihm vorgeht.“

„Saphir hat lyrisches Talent, wie manche sehr gelungene Gedichte bezeugen, Jean Paul hat keines.“

„Wäge man mir es ohne Beweis glauben, daß Saphir gutmüthig und gutherzig gegen Alle, aufrichtig und scheu den Stachel seines Witzes einziehend gegen Freunde, nachgiebig und sanft gegen Untergebene ist; daß er der liebenswürdigste Gesellschafter sei, glaubt man, ohne daß ichs versichere.“

Welcher verständige Mann wird nun in diesem Aussage eine Selbstbiographie erkennen wollen? — ich frage!

Ich trug meinem Agenten auf, Herrn Saphiren, von dem er selbst das Manuscript erhalten haben wollte, dasselbe zurückzustellen, und ihn aufmerksam zu machen, daß es feststehender Grundsatz bleibe, nur solche Artikel im gelehrten München

aufzunehmen, zu welchen der betreffende Theil selbst die Materialien geliefert habe, und daß dessenszufolge auf dem Haupttitel des Buches die Bemerkung zu lesen sein würde: „Aus den von ihnen (nämlich den in Bayerns Hauptstadt lebenden Schriftstellern) selbst entworfenen oder revidirten Artikeln zusammengestellt.“

Zu meinem nicht geringen Erstaunen brachte mein Agent das Manuscript unverändert und mit der mündlichen Antwort zurück: Man bestehe darauf, daß die Handschrift wörtlich im gelehrten München abgedruckt werden möge.

Es wäre nach meiner Meinung wohl nicht ungeeignet gewesen, wenn Herr Saphir überhaupt sich persönlich an mich gewendet hätte. Dieses war nun aber nicht geschehen, und ich fühlte keinen Beruf in mir, dem Manne entgegen zu kommen. Um mir aber Licht zu verschaffen, ging ich nach der Rößl'schen Buchdruckerei, wo Herrn Saphirs Zeitschrift gedruckt wurde, und zeigte das in Rede stehende Manuscript dem Faktor und den Setzern vor, welche alle sogleich die Schrift als Herrn Saphirs eigenthändige erklärten.

Nun war ich entschlossen, schon der Seltsamkeit halber, das Manuscript, so wie es war, absetzen zu lassen, allein es mußte, nach meiner bestimmten Anordnung, bevor der eigentliche Druck begann, Herrn Saphirn noch eine Revision zugesendet werden. In dieser Revision wurden nun mehrere und zwar von Herrn Saphirn eigenhändige Verbesserungen vorgenommen, und es leistete mir deshalb die Rößl'sche Buchdruckerei gewährt.

Und nun frage ich das Publikum, wie es möglich ist, daß Herr Saphir an seiner Biographie im gelehrten München jede Theilnahme ablehnen kann? —

Es möge Herr Saphir diese Frage selbst beantworten. Er möge — um in seinem Geiste zu sprechen — mit allen Waffen, die in einem ehrlichen Schriftkampfe erlaubt sind, gegen meine Behauptungen zu Felde ziehen, und ich bin in der That sehr begierig, ob sein brillanter Witz, sein feiner Scharfsinn, die bittere Satyre und die unbegrenzte Ironie den Sieg über die Wahrheit davon tragen werden.

---

## XIV.

**Ferdinand Raimund.**

Im Februar 1831 trat eines Morgens ein schwächtiges, un-  
gemein höfliches, und zierlich gekleidetes Männchen in mein liter-  
arisches Atelier.

Ein höchst seltsames, ganz eigenthümliches Lächeln, eine feine  
spitze Nase, lichtblondes dünnes Haar, ein etwas unfeiner ganz  
eigener Blick, sehr blaße Gesichtsfarbe und eine große Behendigkeit  
karakterisirten die äußere Erscheinung des Fremden.

In Wiens unübertrefflicher lingua rustica redete mich der  
kleine Mann also an: „Verzeihens halt, daß ich Ihnen inkommo-  
dir, ich weiß wohl, daß Sie mein Feind sind und daß Sie mich  
in Ihrem Meister Fuchs\*) halt ganz abscheulich durchg'la-  
sen haben. Aber ich weiß halt von Jemand ganz gewiß, daß Sie  
doch a guts Herzerl haben, und Sie werden mir halt a Bitt  
schon nicht abschlagen.“

Der Fremde war Ferdinand Raimund. Er besürchtete,  
ich würde seine Gastspiele in München, sowohl in Lokal- als

---

\*) Der vollständige Titel des Buches heißt: „Meister Fuchs, oder hu-  
moristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau.  
Auserneuetes Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Ka-  
ter- und Bodsprünge. Dessau, 1822.“

Es möge Herr Saphir diese Frage selbst beantworten. Er möge — um in seinem Geiste zu sprechen — mit allen Waffen, die in einem ehrlichen Schriftkampfe erlaubt sind, gegen meine Behauptungen zu Felde ziehen, und ich bin in der That sehr begierig, ob sein brillanter Witz, sein feiner Scharfsinn, die bittere Satyre und die unbegrenzte Ironie den Sieg über die Wahrheit davon tragen werden.

---

## XIV.

**Ferdinand Raimund.**

Im Februar 1831 trat eines Morgens ein schwächtiges, un-  
gemein höfliches, und zierlich gekleidetes Männchen in mein liter-  
arisches Atelier.

Ein höchst seltsames, ganz eigenthümliches Lächeln, eine feine  
spitze Nase, lichtblondes dünnes Haar, ein etwas unfeter ganz  
eigener Blick, sehr blaße Gesichtsfarbe und eine große Behendigkeit  
karakterisirten die äußere Erscheinung des Fremden.

In Wiens unübertrefflicher lingua rustica redete mich der  
kleine Mann also an: „Verzeihens halt, daß ich Ihnen inkommo-  
dir, ich weiß wohl, daß Sie mein Feind sind und daß Sie mich  
in Ihrem Meister Fuchs\*) halt ganz abscheulich durchg'la-  
ssen haben. Aber ich weiß halt von Jemand ganz gewiß, daß Sie  
doch a guts Herzerl haben, und Sie werden mir halt a Bitt  
schon nicht abschlagen.“

Der Fremde war Ferdinand Raimund. Er befürchtete,  
ich würde seine Gastspiele in München, sowohl in Lokal- als

---

\*) Der vollständige Titel des Buches heißt: „Meister Fuchs, oder hu-  
moristischer Spaziergang von Prag über Wien und Linz nach Passau.  
Auerneues Capriccio, als drittes Tableau in die Gallerie der Kar-  
ter- und Bocksprünge. Dessau, 1822.“



auch in auswärtigen Blättern, ungünstig beurtheilen, und bat mich dieses zu unterlassen. Sehr naiv sprach er: „Ich glaub's halt recht gern, daß ich Ihnen nit g'fall, aber ich kann ja g'wiß nit dafür, und ich g'fall aber halt doch so viel ander Leut', und es schadet mir und thut mir halt gar so weh, wenn's mich durchlassen (ungünstig beurtheilen), und was habens auch halt davon, gar nit habens davon. Geltens Sie thuns halt nit, Sie zuckernes Mandl Sie!“ —

Ich mußte unwillkürlich lachen und erwiderte Raimunden: daß ich überhaupt an Münchens Zeitschriften keinen Antheil nähme, und ihm auch recht gerne versprechen wolle, seiner Gastspiele nicht ungünstig in auswärtigen Blättern zu erwähnen.

Sehr befriedigt verließ mich der Mime. Er meinte, wir würden uns nicht zum letzten Male gesehen haben.

Die Wahrheit zu gestehen, die Larmoyante Art und Weise, in welcher Raimund seine komischen Parthieen auffaßte und durchführte, mochte allerdings neu und originell sein, allein mich vermochte sie nie anzusprechen, und es war stets ein unheimliches Gefühl, welches dieser melankolische und menschenfeindliche Arlequin in mir rege machte. In dem Abstoßen und Uebersprudeln seines Vortrags aber konnte ich vollends nur Unnatur und Mangel an gutem Geschmacke erkennen.

Möglich, daß ich irrte, und von einem unbesiegbaren Vorurtheils befangen, kein gesundes Urtheil zu fällen vermochte, allein seine eigene Meinung in solcher Sphäre darf denn doch Jedermann bewahren, und wenn die Meinung des Einzelnen ganz und gar nicht dieselbe des großen Haufens ist, liefert dieses noch immer keinen Beweis, daß sich der Einzelne auf falschem Wege befindet.

Raimund war schon in drei seiner Lieblingsrollen auf der königlichen Hof- und Nationalbühne zu München aufgetreten, und hatte hier, wie überall, den allgemeinsten, rauschendsten und ungewöhnlichsten Beifall geerntet.

Plötzlich erhielt ich von Raimunden eine Einladung zu einem Gabelfrühstück. Ich mochte den in der That sehr guten Mann nicht kränken, und ging hin.

Die Matabore unserer Bühne, Esclair, Bespermann u. a., vielleicht einige Schöngelster und Rezensenten hatte ich erwartet bei dieser Gelegenheit in Raimunds Wohnung zu finden, allein es stand ein glänzend gedeckter Tisch mit nur zwei Couverts im Zimmer; ein Zeichen, wir würden allein bleiben.

Zum ersten Male in meinem Leben bekam ich einen Begriff davon, wie ein Dime von Ruf, der aber für öffentliches Lob oder herben Tadel nicht unempfindlich ist, einen Rezensenten zu empfangen pflegt, denn für einen solchen hielt mich Raimund zu meinem großen Leidwesen nun schon einmal.

Vorerst wurde aus ungeheuren, bauchigen Kannen Kaffee und Schokolade servirt, dann kamen feine Weine verschiedener Gattung, Geflügel, Schinken, Kuchen, Früchte und Dessert.

„Aber lieber Raimund — nahm ich das Wort — ich bin ein kränklicher Mann, an strenge Lebensordnung gewöhnt und nicht im Stande, außer der Zeit, Speisen und Getränke der Art zu genießen; krank aber werden Sie mich doch nicht machen wollen?“

Ich hatte gut reden; mit der Hospitalität Raimunds galt es sich in ernstere Kämpfe einzulassen, und doch vermochte man nicht Sieger zu bleiben. Mit dem begeistertsten Entzücken eines

echten Wiener Wohlthäters rief er aus: „Was, einen Korb wollen Sie mir geben? das geht halt nicht an! Schauen's nu a mal das schöne braune Brüssel von dem fetten Kapaunerl an, der muß halt a Fleischl haben, daß einem auf der Zungen ver- geht als wie noch a mal a Biscototen (Biscuit), na ich thut halt nit anders, das Kapaunerl müßens verkosten. Ich bitt' gar schön, thut halt doch's Lächel weg.“

Rothgebrungen nahm ich die Serviette vom Teller, aber in diesem Augenblicke fühlte ich mein Gesicht heiß erglühen, denn es hatte unter der Serviette ein versiegeltes Päckchen gelegen, dessen Inhalt unschwer zu errathen war.

Unwillig schob ich den Teller zurück und fragte voll Indignation: „Aber Herr Raimund! wie kommen Sie dazu mich in solcher Art zu beleidigen und zu verletzen?“

Erschrocken war mein Wirth aufgesprungen. Er hatte sich schnell des Päckchens bemächtigt und es unter einen Polster des Divans geschoben, dann lief er wie toll die Stube auf und nieder, indem er in abgebrochenen Sätzen ausrief: „Verdammt'er Streich! — So was ist mir halt mein Lebtag nicht passiert! — es ist halt bloß ein Mißverständnis! — nehmen Sie's halt nit übel, es ist wahr, es ist ne rechte Dummheit! — Es war g'wiß nit bös g'meint!“ —

Beim Lichte betrachtet, war Raimund's Mißgriff wohl zu entschuldigen. Er hielt mich nun einmal schlechterdings für einen Rezensenten, und ihm wohnte die fixe Idee bei, nur durch die Gunst der Rezensenten lasse sich jene des Publikums bewahren. Diese fixe Idee hatte dem guten Mann schon dazumal hübsche Süm'mchen gekostet; er hatte diese Ausgaben alle sehr genau verzeichnet und ließ mich später Einsicht von seiner Berechnung neh-

Ich fand in dem Papst zu meinem großen Erstaunen Namen, welche man wahrlich hier zu finden nicht erwarten konnte.

Nedrigens fühlte ich Mitleid mit Raimund und ich lenkte endlich das Gespräch abzusagen auf ein anderes Thema. Der gute Mann erwiderte nun leibter und setzte sich wieder zu mir an den Tisch. Um unsere beiderseitige Verlegenheit zu verbergen, wiffen wir zum Weinglase und schienen die Scene von vorhin vergessener zu haben.

Raimund wurde warm und erzählte mir vieles Interessante aus dem Wiener Theaterleben. Plötzlich sprang er auf, stellte sich mit unterschlägenen Armen vor mich hin und fragte sehr gespannt: Ich weiß halt ganz gewiß, Sie haben mich die vorige Woche spielen sehen, nun sagen Sie mir halt recht aufrichtig: Obfall ich Ihnen jetzt noch nicht besser als dort in Wien.

Ich gerieth wieder in große Verlegenheit. Meine Ueberzeugung verleugnen wollte ich nicht, meinen gütigen Wirth zu kränken, vermochte ich eben so wenig — und so suchte ich mich denn dadurch zu helfen, daß ich meine ungeheuchelte Freude über die schmeichelhafte Weise zu erkennen gab, in welcher Raimund in der That vom Publikum aufgenommen worden war.

Allein traurig und langsam bewegte der Komiker sein Haupt von der einen zur andern Seite, indem er wehmüthig sprach: Ich sehe wohl, ich gefalle Ihnen noch nicht, und ich kann es Ihnen aufrichtig gestehn, ich gefalle mir selber nicht; wenn die Leute so unflätig applaudiren, möchte ich immer, es gehe nicht mit rechten Dingen zu. Dieses ist ja das Unglück meines Lebens.

Bergebens suchte ich die sehr melancholische Stimmung zu be-  
gen, in welche Raimund jetzt verfiel und am Ende hielt ich  
am gerathensten, mich zu empfehlen.

Uebrigens kam ich noch oft mit Raimunden zusammen: er  
schien großes Vertrauen zu mir gefaßt zu haben und forderte bei  
vielen Veranlassungen meinen freundschaftlichen Rath.

In einer traulichen Stunde erzählte mir Raimund seine  
kurze Lebensgeschichte, wie ich nun im Begriffe stehe, dieselbe mei-  
nen verehrlichen Lesern mitzutheilen. Raimunds Freunde und  
Verwandte in Wien selbst werden eingesehen müssen, daß die fol-  
gende biographische Skizze auch nicht die kleinste Unrichtig-  
keit enthält, während die vielen biographischen Notizen, welche in  
der allerneuesten Zeit nach Raimunds Tod in verschiedenen Zeit-  
schriften abgedruckt wurden, erweislich nichts anderes, als mehr  
oder minder verunglückte Improvisationen sind.

Ferdinand Raimund, der Sohn eines Kunstbrechters,  
wurde zu Wien im Jahre 1791 geboren. Ferdinands Vater  
war ein rechtlicher, geachteter und ziemlich wohlhabender Bürger  
in der Kaiserstadt gewesen.

Der Heiß dieser Skizze besuchte eines der Wiener Gymna-  
sien, besaß große Anlagen, hatte als Jüngling selbst Aufsichten  
zeitlich im Staatsdienste seines Vaterlandes versorgt zu werden, allein  
eine nicht widerzukämpfende Neigung führte ihn, nach seines Va-  
ters Tode, mit unvordenklicher Gewalt zu Thalkens Kampf.

Raimund begann — und wir loben es — auf kleinen Pro-  
vincialbühnen und versuchte sich in mehreren Fächern, doch bald

führte ihn sein Genies zu jenem, von welchem man sagen kann, daß es ausschließlich das seinige war, und welches wir, ein ihm eigenthümliches: ironisch-tragi-komisches nennen möchten.

Daß Raimund später, angestellt als erster Komiker am Volkstheater der Leopoldstadt, die Gunst des Wiener Publikums im allerhöchsten Grade gewann, ist bekannt.

Der junge, gefühlvolle Mann entbrannte in ernster und leidenschaftlicher Neigung für einen, seiner würdigen Gegenstand. Nanette Way — r, die Tochter eines Kaffeewirthe an der Sch — gbrücke, ein ungemein reizendes und liebenswürdiges Mädchen \*) hatte Raimunds Herz gefesselt und der Mime fand zwar Gnade vor den schönen, dunkeln und seelenvollen Augen Nanettes, aber leider nicht vor jenen ihrer Aeltern, welche der Tochter Hand an keinen Priester Italiens, und wäre es auch der hochgefeierteste, vergeben wollten.

Raimunds Schmerz war tief, doch faßte er sich als Mann und gedachte in einer, seinen Standesverhältnissen mehr entsprechenden Verbindung, seinen Gram und seine erste unglückliche Liebe vergessen zu können.

Zu derselben Zeit war eine junge, vollendete, üppige Schönheit, Demoiselle Gl \* i \*, Tochter des bekannten Lokal-Theaterdichters, als erste Sängerin, an der Leopoldstädter Bühne angestellt.

---

\*) Ich bewohnte während meines Aufenthaltes in Wien im Jahre 1822 zufällig einige Monate ein paar Zimmer in dem Nanettes Aeltern gehörigen Hause, und mußte, hinsichtlich seiner ersten Geliebten, dem guten Geschmacke Raimunds volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Es möge Herr Saphir diese Frage selbst beantworten. Er möge — um in seinem Geiste zu sprechen — mit allen Waffen, die in einem ehrlichen Schriftkämpfe erlaubt sind, gegen meine Behauptungen zu Felde ziehen, und ich bin in der That sehr begierig, ob sein brillanter Wit, sein feiner Scharfsinn, die bittere Satyre und die unbegrenzte Ironie den Sieg über die Wahrheit davon tragen werden.

---

Der sehr ehrsüchtige Komiker weinte Thränen der bittersten Bekehrung; er, dem die Gunst des Publikums über Alles galt, brachte dem Phantome sein Lebensglück zum Opfer und wurde der Sängerin Gatte. Es geschah, was ohne Prophetengabe vorherzusehen war; diese Ehe gestaltete sich als eine der denkbar unglücklichsten.

Die nunmehrige Madame Raimund entzog sich bald dem nähern Umgange ihres Ehemanns und über Unzartes schnell hinwegschlüpfend, begnügen wir uns zu erzählen, daß Raimund seine Gattin der Untreue überwies und in Folge dessen eine Scheidung von Tisch und Bett bezweckte, denn es ist diese die einzige unter Katholiken bekanntlich in der Regel mögliche Trennung, welche aber, bei Lebenszeiten des einen oder andern Theils, keine anderweitige, eheliche Verbindung zuläßt. — Der edelmüthige Raimund setzte seiner eheworigen Gattin einen jährlichen Subsistenzbeitrag aus, welchen er, unter den obwaltenden Verhältnissen, gar nicht zu leisten schuldig gewesen wäre.

„Boden gleicht der Lüne Leben,  
Und der Mensch dem Saitenspiel;  
Wenn es hart zu Boden fiel,  
Schret der rechte Klang nicht wieder u. s. w.“

Also der hehre Müllerer. — Um unseres gefühlvollen Künstlers Lebensglück war es geschehen und sein Saitenspiel begann sich nun in jener originellen und ironisch-trostlosen Weise zu regen, welche aber unsere Zeit nun ein Mal in hohem Grade anspricht.

Es Daß mit Raimunds Darstellungsart durchaus nicht zusagte, habe ich schon oben auseinandergesetzt; allein so hart beurtheilte ihn meines Wissens auch Niemand, dagegen hieß die Zahl seiner unbedingten Bewunderer Legio.



Herr Herrmann Meynert urtheilte in dieser Beziehung wie folgt: „Als darstellender Künstler ist Raimund mehr ein wahrhafter und geübter Maler menschlicher Launen, als menschlicher Leidenschaften zu nennen. Er ergreift jeden Charakter in seinen bezeichnendsten Momenten höchst richtig, denn Komische und ernste Natur steht ihm gleich sehr zu Gebote, doch zweifelte ich, daß er zu einem ausgeführten eigentlichen Charakterbilde die Ausdauer und die Kraft besäße. Er ist weit mehr mimischer Humorist, als Komiker.“

Ueber Raimunds dramatische Dichtungen äußerte sich Herr Meynert also: „Bei allen Flachheiten ist Raimunds Stücke dennoch Wiß, ja sogar echte (?) Poesie, vor allem aber Originalität nicht abzuspochen. Auf wunderbare Weise versteht er das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche mit dem Uebersinnlichen und Fabelmäßigen, das Niedrigst-Komische mit dem Pathetischen und Großartigen, das Lächerliche, Lappische mit dem Hochtragischen, und das Antike, Märchenhafte mit dem rein Modernen und der kompaktesten Wirklichkeit zu verschmelzen. Seine Stücke bilden, von diesen verschiedenen Rehflecken aus betrachtet, eine unwillkürliche Ironie ihrer selbst; sie erzählen es gleichsam offen und unbefangen, daß sie uns belügen wollen, und während andere Tragödien — namentlich Schiller in seiner Jungfrau von Orleans — streben, das Natürliche dem Wunderbaren nahe zu bringen und die Körperwelt zu vergeistigen, strebt Raimund umgekehrt, das Wunderbare dem Natürlichen anzunähern und das Geistige grob zu verkörpern, kurz, gleich einem dramatischen Ithomasius, das Uebersinnliche auf die gemeine Sinnenwelt zurückzuführen, es zu entlarven, ihm das Gespenstergewand der dichterischen Fabel abzureißen und es in sein Nichts zurückzubannen. Er frivolisiert Alles, das Entsetzlichste, wie das Erhabenste. Die beglückende Tugendgröße leitet er durch neckische Proben, die deren Würde, wenn auch nicht deren Bestand gefährlich werden. Die

Wahrheitsgehalten, der Menschheit, die Pogaize des Lehens, Schick-  
 sal und Lob, müssen sich bei Raimund ebenfalls zur intimen Ge-  
 sellschaft mit dem Burlesken, niedrig Abenteuerlichen bequemen, die  
 Macht des Possendichters wirkt auch auf sie einen lustigen Kitzel,  
 und, wenn sie auch nicht freundlicher dadurch werden, so werden  
 sie wenigstens frätiger (sic), toller dadurch, und man kann sie  
 nicht mehr fürchten, weil man über sie lachen muß. Er stellt die  
 Schrecknisse der Menschenwelt in ihrem fröhlichen Stündchen dar  
 und selbst den unbändigsten Ideen, Easler, Vernichtung u. a. m.  
 Taupfe: er eine schwache Seite ab

In der That recht schöne Phrasen! allein ich lebe der besten  
 Ueberzeugung, daß Raimund in seinem ganzen Leben nicht an  
 solche Dinge gedacht hat, und wie man dazu kommen könnte,  
 ihn mit Schillern in eine Parallele zu bringen, bleibt mir  
 vollends unbegreiflich. Nach meiner Meinung ist Raimund, der  
 Possendichter und der Darsteller, der bewunderungs-  
 würdigste und glücklichste Empiriker, welcher je eine  
 Feder berührt und die Bretter betreten hat.

Noch einige wenige Züge werden übrigens dazu dienen, gegen-  
 wärtige biographische Skizze zu vervollständigen.

Raimund war ein interessanter Gesellschafter und im Pri-  
 vatleben der lebenswürdigste und achtbarste Mann; bescheiden, fried-  
 fertig, wohlthätig, sparsam und ungemein mäßig. Er liebte, so  
 viel möglich, zurückgezogen zu leben; geistige Getränke nahm er  
 nur selten zu sich; für die Kunst wirkte er mit Leib und Seele.

Ihn erfüllte immer noch seine erste schöne, ob auch unglück-  
 liche Liebe; Kanettens Bild trug er stets in einer etwas um-  
 fangreichen vergoldeten Kapsel auf bloßem Herzen und je hoffnungs-

echten Wiener Wohlgeschmeckers rief er aus: „Was, einen Korb wollen Sie mir geben? das geht halt nicht an! Schauens nu a mal das schöne braune Brüstel von dem fetten Kapaunerl an, der muß halt a Fleischel haben, daß einem auf der Zungen vergeht als wie noch a mal a Biskotzen (Biscuit), na ich thus halt nit anders, das Kapaunerl müßens verkosten. Ich bitt' gar schön, thuns halt doch's Lüchel weg.“

Rothgebrungen nahm ich die Serviette vom Teller, aber in diesem Augenblicke fühlte ich mein Gesicht heiß erglühen, denn es hatte unter der Serviette ein versiegeltes Päckchen gelegen, dessen Inhalt unschwer zu errathen war.

Unwillig schob ich den Teller zurück und fragte voll Indignation: „Aber Herr Raimund! wie kommen Sie dazu mich in solcher Art zu beleidigen und zu verletzen?“

Erschrocken war mein Wirth aufgesprungen. Er hatte sich schnell des Päckchens bemächtigt und es unter einen Polster des Divans geschoben, dann lief er wie toll die Stube auf und nieder, indem er in abgebrochenen Sätzen ausrief: „Verdammtter Streich! — So was ist mir halt mein Lebtag nicht passiert! — es ist halt bloß ein Mißverständnis! — nehmen Sie's halt nit übel, es ist wahr, es ist ne rechte Dummheit! — Es war g'wiß nit böß g'meint!“ —

Beim Lichte betrachtet, war Raimunds Mißgriff wohl zu entschuldigen. Er hielt mich nun einmal schlechterdings für einen Rezensenten, und ihm wohnte die fixe Idee bei, nur durch die Gunst der Rezensenten lasse sich jene des Publikums bewahren. Diese fixe Idee hatte dem guten Mann schon dazumal hübsche Sümmchen gekostet; er hatte diese Ausgaben alle sehr genau verzeichnet und ließ mich später Einsicht von seiner Berechnung neh-

## Im Kamin.

(Als Valentin \*) und Fortunatus.) \*\*)

Was siehst du mich so düster an,  
 So traurig, so bewegt?  
 Und deutest nach dem Hobel hin,  
 Zur Seite dir gelegt?

Du hattest doch der Arbeit viel,  
 Und reichlichen Gewinn,  
 Und dennoch legst du schon so früh,  
 So leicht den Hobel hin!

Man schätze deine Arbeit hoch,  
 Du blaffer Tischlermann!  
 Wohin Du blicktest war vor Dir —  
 Die Werkstätt' aufgethan.

Und Kunden ohne Maß und Zahl  
 Umstanden früh und spät  
 Dein Haus, und forschten liebreich nach;  
 Wie es dem Tischler geht.

Ein böser Wurm zerfraß das Holz,  
 Das deinen Reichtum barg,  
 Es reichte nur so weit noch hin,  
 Zu zimmern Deinen Sarg.

\*) Valentin, der Tischlermeister, in dem Zauberspiele „der Verschwenker.“

\*\*\*) Fortunatus Wurzel, der Bauer als Millionär, erscheint auch als Kichenmann.

Ein Aschenmann, gar schwach und blaß,  
Schleicht still an seinem Stab  
Herbei, und leert die Asche aus,  
Und streut sie dort hinab.

Und spricht mit leisem dumpfen Ton:  
Ich sah Dir's längst schon an —  
Was Du einst schienst, das bist Du jetzt:  
Du bist ein Aschenmann.

Schlaf sanft, wie jeder schlafen möcht,  
Der müd' sein Auge schließt —  
Den eignen Spruch besiegelst Du,  
Das Alles Asche ist.

## XV.

**Stanislaus Schmitt.**

O Nemesis und ihr höhlbrausenden  
 Gewitter Jovis, und du hoher Strahl  
 Des nachtumgebnehn Bliges! Zähmet ihr  
 Den Troz, der über Menschheit sich verheiget! —

Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Eurpides.

Jenseits der Isar, in München's größter Vorstadt, der K.,  
 ist, an einem der kühlnenden Kanäle, der anmuthige Reudeckergar-  
 ten mit dem Gasthose des ehrlichen, alten Habler (so heißt  
 nämlich der Wirth) belegen. Es gehörte der Reudeckergarten  
 einst zu dem Paulanerklöster, welches hier der bayerische  
 Herzog, Wilhelm V., gegründet hatte. „Da, wo einst  
 Asketere Arachoreten herum schlichen, und aus der lachenden Erde ein  
 Grab machten — schrieb Dr. Christian Müller etwas frevent-  
 lich — wandeln jetzt liebende Paare, denen die Erde ein sonniger  
 Himmel scheint; wo fromme Seufzer aus gepreßter Brust erzwängt  
 wurden, schallt jetzt das Trällern lustiger Mädchen, oder der Har-  
 monikalaut gestohlener und zurückgegebener Küße.“

Der Reudeckergarten ist in neuester Zeit etwas zurückgekome-  
 men, allein ich liebe sehr an heißen Sommertagen im kühlen Schat-  
 ten starker hohen hundertjährigen Bäume neben dem plätschernden  
 Forellendächlein in den Nachmittagsstunden, wo der Garten wenig

Begehens suchte ich die sehr melancholische Stimmung zu be-  
gen, in welche Raimund jetzt verfiel und am Ende hielt ich es  
am gerathensten, mich zu empfehlen.

Uebrigens kam ich noch oft mit Raimunden zusammen; er  
föhlen großes Vertrauen zu mir gefast zu haben und forderte bei  
vielen Veranlassungen meinen freundschaftlichen Rath.

In einer traulichen Stunde erzählte mir Raimund seine  
kurze Lebensgeschichte, wie ich nun im Begriffe stehe, dieselbe mei-  
nen verehrlichen Lesern mitzutheilen. Raimunds Freunde und  
Verwandte in Wien selbst werden eingesehen müssen, daß die fol-  
gende biographische Skizze auch nicht die kleinste Unrichtig-  
keit enthält, während die vielen biographischen Notizen, welche in  
der allerneuesten Zeit nach Raimunds Tod in verschiedenen Zeit-  
schriften abgedruckt wurden, erweislich nichts anderes, als mehr  
oder minder verunglückte Improvisationen sind.

Ferdinand Raimund, der Sohn eines Kunstbrechters,  
wurde zu Wien im Jahre 1791 geboren. Ferdinands Vater  
war ein rechtlicher, geachteter und ziemlich wohlhabender Bürger  
in der Kaiserstadt gewesen.

Der Poth dieser Skizze besuchte eines der Wiener Gymna-  
sien, besaß große Anlagen, hatte als Jüngling selbst Aussichten  
zeitlich im Staatsdienste seines Vaterlandes versorgt zu werden, allein  
eine nicht niederzukämpfende Neigung führte ihn, nach seines Va-  
ters Tode, mit unwiderstehlicher Gewalt zu Thalkens Campeln.

Raimund begann — und wir loben es — auf kleinen Pro-  
vintialbühnen und versuchte sich in mehreren Gächern, doch bald

führte ihn sein Genius zu jenem, von welchem man sagen kann, daß es ausschließlich das seinige war, und welches wir, ein ihm eigenthümliches; ironisch-tragi-komisches nennen möchten.

Daß Raimund später, angestellt als erster Komiker am Volkstheater der Leopoldstadt, die Gunst des Wiener Publikums im allerhöchsten Grade gewann, ist bekannt.

Der junge, gefühlvolle Mann entbrannte in ernster und leidenschaftlicher Neigung für einen, seiner würdigen Gegenstand. Nanette Wag — r, die Tochter eines Kaffeewirths an der Sch — gbrücke, ein ungemein reizendes und liebenswürdiges Mädchen \*) hatte Raimunds Herz gefesselt und der Mime fand zwar Gnade vor den schönen, dunkeln und seelenvollen Augen Nanettes, aber leider nicht vor jenen ihrer Kellern, welche der Tochter Hand an keinen Priester Thaliens, und wäre es auch der hochgefeierteste, vergeben wollten.

Raimunds Schmerz war tief, doch faßte er sich als Mann und gedachte in einer, seinen Standesverhältnissen mehr entsprechenden Verbindung, seinen Gram und seine erste unglückliche Liebe vergessen zu können.

Zu derselben Zeit war eine junge, vollendete, üppige Schönheit, Demoiselle G i \* i \*, Tochter des bekannten Lokal-Theaterdichters, als erste Sängerin, an der Leopoldstädter Bühne angestellt.

---

\*) Ich bewohnte während meines Aufenthaltes in Wien im Jahre 1822 zufällig einige Monate ein paar Zimmer in dem Nanettes Kellern gehörigen Hause, und mußte, hinsichtlich seiner ersten Geliebten, dem guten Geschmacke Raimunds volle Gerechtigkeit widerfahren lassen.



Herr Herrmann Meynert urtheilte in dieser Beziehung, wie folgt: „Als darstellender Künstler ist Raimund mehr ein wahrhafter und geübter Maler menschlicher Naturen, als menschlicher Leidenschaften zu nennen. Er ergreift jeden Charakter in seinen bezeichnendsten Momenten höchst richtig, denn komische und ernste Natur steht ihm gleich sehr zu Gebote, doch zweifle ich, daß er zu einem ausgeführten eigentlichen Charakterbitze die Ausdauer und die Kraft besitze. Er ist weit mehr mimischer Humorist, als Komiker.“

Ueber Raimunds dramatische Dichtungen äußerte sich Herr Meynert also: „Bei allen Flachheiten ist Raimunds Stücke dennoch Wiß, ja sogar echte (?) Poesie, vor allem aber Originalität nicht abzuspochen. Auf wunderbare Weise versteht er das Gewöhnliche, Alltägliche und Natürliche mit dem Uebersinnlichen und Fabelmäßigen, das Niedrigst-Komische mit dem Pathetischen und Großartigen, das Lächerliche, Pöppelische mit dem Hochtragischen, und das Antike, Märchenhafte mit dem rein Modernen und der kompaktesten Wirklichkeit zu verschmelzen. Seine Stücke bilden, von diesen verschiedenen Rehseltern aus betrachtet, eine unwillkürliche Ironie ihrer selbst; sie ergötzen es gleichsam offen und unbefangen, daß sie uns belügen wollen, und während andere Tragödien — namentlich Schiller in seiner Jungfrau von Orleans — streben, das Natürliche dem Wunderbaren nahe zu bringen und die Körperwelt zu vergeistigen, strebt Raimund umgekehrt, das Wunderbare dem Natürlichen anzunähern und das Geistige grob zu verkörpern, kurz, gleich einem dramatischen Thomaßius, das Uebersinnliche auf die gemeine Sinnenwelt zurückzuführen, es zu entlarven, ihm das Gespenstergewand der dichterischen Fabel abzureißen und es in sein Nichts zurückzubannen. Er frivolisiert Alles, das Entsetzlichste, wie das Erhabenste. Die beglückende Tugendgröße leitet er durch neckische Proben, die deren Würde, wenn auch nicht deren Bestand gefährlich werden. Die

Der sehr ehrliebende Komiker weinte Thränen der bittersten Wehmuth; er, dem die Gunst des Publikums über Alles galt, brachte dem Phantome sein Lebensglück zum Opfer und wurde der Sängern Gatte. Es geschah, was ohne Prophetengabe vorherzusehen war; diese Ehe gestaltete sich als eine der denkbar unglücklichsten.

Die nunmehrige Madame Kaimund entzog sich bald dem nähern Umgange ihres Ehemanns und über Unzartes schnell hinwegschlüpfend, begnügen wir uns zu erzählen, daß Kaimund seine Gattin der Untreue überwies und in Folge dessen eine Scheidung von Tisch und Bett bezweckte, denn es ist diese die einzige unter Katholiken bekanntlich in der Regel mögliche Trennung, welche aber, bei Lebenszeiten des einen oder andern Theils, keine anderweitige, eheliche Verbindung zuläßt. — Der edelmüthige Kaimund setzte seiner eheworigen Gattin einen jährlichen Subsistenzbeitrag aus, welchen er, unter den obwaltenden Verhältnissen, gar nicht zu leisten schuldig gewesen wäre.

„Boden gleicht der Lüne Leben,  
Und der Mensch dem Saitenspiel;  
Wenn es hart zu Boden fiel,  
Reht der rechte Klang nicht wieder u. L. W.“

Also der hehre Müller. — Um unseres gefühlvollen Künstlers Lebensglück war es geschehen und sein Saitenspiel begann sich nun in jener originellen und ironisch-trostlosen Weise zu regen, welche aber unsere Zeit nun ein Mal in hohem Grade anspricht.

Daß mir Kaimunds Darstellungsart durchaus nicht zusagte, habe ich schon oben auseinandergesetzt; allein so hart beurtheilte ihn meines Wissens auch Niemand, dagegen hieß die Zahl seiner unbedingten Bewunderer Legio.

loher diese Liebe sich gekälter hatte, desto mehr romantisch-ritterlich  
flehte sie sich dar.

Schon seit mehreren Jahren kränkelte Ra im und hatte  
sich mit großer Zuversicht der homöopathischen Kurart unterworfen,  
welche ihm, nach seiner eigenen Versicherung, Binderung verschaffte;  
Im letzten Jahre seines Lebens aber soll er hinsichtlich der erwähn-  
ten Kurart das Vertrauen gänzlich verloren haben.

Die Nachrichten von Ra im und's schrecklichen Ende in unser  
Jahr sind zu allgemein bekannt, als daß wir für rathsam er-  
achten könnten, dieselben hier zu wiederholen.

Es kamen viele Dichtungen zum Vorschein, welche Ra im und's  
Tod behandelten; es fiel uns unter denselben eine auf, der es  
ohne großen poetischen Aufwand, doch ungemein wohl gelungen  
war, in Ra im und's eigenthümlichen Geist einzubringen, und  
wir erachten es um so zweckmäßiger diesen Aufsatz mit dem er-  
wähnten Gedichte zu schließen, da wir vollkommene Gewiß-  
heit haben, daß es, außer München, nirgend bekannt wor-  
den ist.

## Im Kaimund.

(Als Valentin \*) und Fortunatus.) \*\*)

Was siehst du mich so düster an,  
So traurig, so bewegt?  
Und deutest nach dem Hobel hin,  
Zur Seite dir gelegt?

Du hattest doch der Arbeit viel,  
Und reichlichen Gewinn,  
Und dennoch legst du schon so früh,  
So leicht den Hobel hin!

Man schätzte deine Arbeit hoch,  
Du blaffer Tischlermann!  
Wohin Du blicktest was vor Dir —  
Die Werkstätt' aufgethan.

Und Kunden ohne Maß und Zahl  
Umrankten früh und spät  
Dein Haus, und forschten liebreich nach;  
Wie es dem Tischler geht.

Ein böser Wurm zerfraß das Holz,  
Das deinen Reichtum barg,  
Es reichte nur so weit noch hin,  
Zu zimmern Deinen Sarg.

\*) Valentin, der Tischlermeister, in dem Zauberspiele „der Verschwender.“

\*\*) Fortunatus Wurzel, der Bauer als Millionär, erscheint auch als Aschenmann.

Ein Aschenmann, gar schwach und blaß,  
 Schleicht still an seinem Stab  
 Herbei, und leert die Asche aus,  
 Und streut sie dort hinab.

Und spricht mit leisem dumpfen Ton:  
 Ich sah Dir's längst schon an —  
 Was Du einst schienst, das bist Du jetzt:  
 Du bist ein Aschenmann.

Schlaf sanft, wie jeder schlafen möcht',  
 Der müd' sein Auge schließt —  
 Den eignen Spruch besiegelst Du,  
 Das Alles Asche ist.

## XV.

## Stanislaus Schmitt.

O Nemesis und ihr hohlbrausenden  
Gewitter Jovis, und du hoher Strahl  
Des nachumgebne[n] Blüthes! Zähmet ihr  
Den Trost, der über Menschheit sich vertheilet! —

Schillers Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides.

Jenseits der Isar, in Münchens größter Vorstadt, der Nymphenburg, an einem der kühlen Kanäle, der anmuthige Reudeckergarten mit dem Gasthose des ehrlichen, alten Hadler (so heißt nämlich der Birth) belegen. Es gehörte der Reudeckergarten einst zu dem Paulaner Kloster, welches hier der bayerische Herzog, Wilhelm V., gegründet hatte. „Da, wo einst süßere Frachoreten herum schlüchen, und aus der lachenden Erde ein Grab machten — schrieb Dr. Christian Müller etwas freventlich — wandeln jetzt liebende Paare, denen die Erde ein sonniger Himmel scheint; wo fromme Seufzer aus gepreßter Brust erzängt wurden, schallt jetzt das Trällern lustiger Mädchen, oder der Harmoniklaut gestohlener und zurückgegebener Klüße.“

Der Reudeckergarten ist in neuester Zeit etwas zurückgekommen, allein ich liebe sehr an heißen Sommertagen im kühlen Schattigen Felker hohen hundertjährigen Bäume neben dem plätschernden Forellendächlein in den Nachmittagsstunden, wo der Garten wenig

befucht wird, meinen Kaffee bei einer Cigarre und dem dampfenden Trank aus Moska zu lesen.

Also hielt ich es auch im Sommer 1834. Eines Nachmittags bemerkte ich an einem Tische, nicht weit von mir, einen jungen Artilleristen, in seine runde dunkelblaue Alltagsjacke gekleidet, den, welcher eifrig, ohne sich irgend einer Erfrischung zu erfreuen, in einem sehr abgegriffenen Buche las. Es war ein schlanker Jüngling, dessen Physiognomie in der That edle Züge darstellte, aus welchen aber ein unverkennbarer finsterner Troß keineswegs angenehm ansprach.

In der Absicht, an dem heißen Tage dem jungen Menschen ein Glas erfrischenden Biers zuzuwenden, stand ich auf und trat zu ihm, sprechend: „Was lesen Sie denn hier, mein lieber junger Freund?“ — der Kanonier bot mir schweigend das Buch; es waren zu meinem Erstaunen Martials heilsame Sinngebichte in der Ursprache.

Nicht mochte ich mein Erstaunen verbergen, solche Lektüre in solcher Hand zu finden. Bitter lächelnd erwiderte der junge Krieger: „Ich habe das Gymnasium absolvirt und es ist dieses das einzige Buch, welches ich noch von der Schule her besitze. Ich habe es hundert Male schon gelesen und lese es doch immer wieder.“

Ich nöthigte den Martialisohn an meinem Tische Platz zu nehmen, ließ Bier und Butterbrod reichen, und bat meinen Gast freundlich, sich die kleine Collation gefallen zu lassen.

Der Jüngling wurde zutraulicher, und kam halb dahin, mir seine kleine Lebensgeschichte zu erzählen.

„Ich heiße Stanislaus Schmitt — also berichtete der Artillerist — und bin der Sohn sehr armer, nun bereits verstorbenen Aeltern. Der Pfarrer unsers Dorfes glaubte bei mir das Vorhandensein ungewöhnlicher Geistesanlagen entdeckt zu haben, und überredete meinen Vater, mich studiren zu lassen. In der That blieb mein Fortgang sowohl in den Vorbereitungsschulen, als auch auf dem Gymnasio ein ganz ausgezeichneter, allein ich wurde weder von den Lehrern noch von meinen Mitschülern sonderlich geliebt, denn es ist nun einmal in der Welt nicht anders, man fordert von dem arm und niedrig Geborenen überall Kriecherei und hündische Unterwürfigkeit, mir aber hat Natur einen Geist verliehen, welcher nimmermehr menschliche Würde zu verleugnen vermag, und wäre selbst das Leben der Preis einer solchen Verleugnung, wie sie leider nur zu alltäglich ist. Meine Aeltern starben, der Pfarrer des Dorfes, von dessen Unterstützung ich meinen dürftigen Unterhalt auf der Schule beackte, verlangte, ich sollte mich für den geistlichen Stand bestimmen, doch erklärte ich offen, daß ich für diesen Stand keinen Beruf in mir fühlte; nun zog der Pfarrer seine Hand gänzlich von mir ab, und ich wurde aus Noth Soldat. Ich hatte mich der Artillerie zugewendet, hoffend, in dieser Sphäre meine wissenschaftliche Ausbildung geltend machen zu können, allein konnte ich mich einst auf der Schule mit Vorgesetzten und Gefährten nicht vertragen, so war dieses nun in erhöhtem Grade der Fall, nur mit dem Unterschiede, daß jenes Sklavenjoch, welches man Subordination nennt, jedes Widerstreben und selbst jedes Freiansathmen unmöglich macht. Lange ertrug ich mehr nunmehr sehr trauriges Loos mit philosophischer Ergebung in der sichern Hoffnung, es werde denn doch einmal wieder die Kriegsfackel die Welt entzündend, und für diesen Fall wäre mir nicht bange mich höher emporgu schwingen, denn Schiller hat Recht: „Im Kampf da tritt kein Anderer für uns ein, dort steht ein jeder auf sich selbst allein“ — und im Kriege nur vermag ein kühner Bursche meiner Art den eiteln Mutter söhnen, trotz ihres Geldes und ihrer Protektionen, den



Rang abzukaufen. Allein alle Hoffnungen schwanden, Deutschland scheint bestimmt zu sein, sich des Glückes, eines ewigen Friedens zu erfreuen; an ein Vorrücken in höhere Dienstesgrade aber ist unter diesen Umständen für mich nicht zu denken, und unwiederbringlich werde ich unter dem Joche erliegen, welches ich mir selbst aufgebürdet." Also endete der Jüngling seine Erzählung. Ich ließ es mir sehr an gelegen sein, die menschenfeindlichen Ansichten des jungen Mannes zu berichtigen, seinen Muth anzuregen und ihm die Nothwendigkeit fernern Strebens und verträglichen Benehmens begreiflich zu machen.

Stanislaus hörte mich schweigend und mit gefalteter Stirne an, allein ich wurde leicht gewahr, daß meine Worte auf ihn nicht den geringsten Eindruck hervorbrachten. Indessen fieng der seltsame junge Mensch dennoch an mich zu interessiren, Ich lernte ihn näher kennen und gelangte zu der Ueberzeugung, daß eine eigenthümliche und sonderbare Mischung von Troz und Schwermuth, dann ein schreckliches und leicht zu weckendes Rachegefühl die Grundzüge eines unseligen Charakters bildeten, welchem anderer Seits aber eine ungewöhnliche Festigkeit und Energie nicht abzusprechen waren.

Ich erkundigte mich bei ältern Artillerie-Offizieren nach meinem Schützlinge. Man ließ seinen Kenntnissen und seltenen Talenten Gerechtigkeit widerfahren, klagte aber sehr über seine Unverträglichkeit und seinen störrischen Sinn. Dennoch vermochte ich es nicht, diesem unglücklichen Schmitt meine Theilnahme zu entziehen. Ich wandte ihm wo möglich Kopialgebühren zu und borgte ihm Bücher aus meiner kleinen Bibliothek. Eines Tages brachte er mir den Band von Theodor Körners Werken zurück, welcher das Trauerspiel „Priny“ enthält. „Nun — fragte ich — hat Ihnen das Buch gefallen?“ — Des jungen Mannes Augen funkelten, und wie begeistert rief er aus: „das heldenmü-

„Ehige Weib des Irrens ist hartlich gereizt; wie hebe und großartig ist die Iher, um einem entwürdigten Leben zu entfliehen, sich sammt allen unsern Feinden in die Luft zu sprengen.“

„Sehr ernst erwiderte ich: „Allerdings verdient eine solche That Bewunderung, wenn sie, wie hier, einen großen, einen waterständlichen Zweck fördert.“

„Stanislaus schwieg und vertief sich bald darauf. Es war das letzte Mal, das ich ihn gesehen hatte. Wunde verzeichnen, der Junge Schmitt ließ sich nicht mehr blicken, und ich hielt dafür, es müsse in eine andere Garnison versetzt worden sein.“

Es war am 16. Mai 1838 Nachmittags gegen halb vier Uhr, als ich durch eines der geschlossenen Fenster meiner Wohnkubie hernieder auf die Straße blickte. Möglichst niedrig mit die Glasscheiben zertrümmert in's Gesicht, ich taumelte rückwärts, ein schrecklicher Knall erschallte, und das Haus erzitterte in seinen Grundfesten.

Ich blutete zwar an der Stirne, überzeugte mich aber sogleich, daß ich durch einen Glassplitter nur ganz leicht und unbedeutend verwundet worden war; dann eilte ich wieder ans Fenster. Die Straße war von Menschen erfüllt. Alte Weiber und Kinder heulten und jammerten laut, denn sie glaubten, es nahe der Welt Ende, aber selbst rüstige und sonst kühne Männer standen bleich und fassungslos, denn Niemand wußte, wie ihm geschehen.

Endlich kam, langsam und hoch über der Stadt, eine dicke, ungeheure und schwarze Rauchwolke gezogen; sie nahm ihre Richtung von Norden nach Ost. Bald traf auch die Nochnacht ein,

Daß der Pulverturm in dem von der Hauptstadt kaum eine halbe Meilen entfernten Oberwiesefeld in die Luft geflogen.

Der Schaden, welchen die Explosion angerichtet, war nicht unbedeutend; daß tausende von Glaskugeln zertrümmert an der Erde lagen, war das geringste; allein es waren theilweise Mauern eingestürzt, Dachungen an Palästen und Kirchen beschädigt, ganze Fensterstöcke und Thüren aber ausgerissen worden u. dgl. m. Der Arm eines bei der Explosion verunglückten Unteroffiziers und ein Bentnergewicht wurden bis in das eine halbe Stunde von Oberwiesefeld entfernte Schwabing geschleudert, in welchen Dorfe auch mehrere Schuppen zusammen gestürzt waren. Söcher Nachrichten zufolge war der furchtbare Knall selbst auf der vier- undvierzig Stunden von der Hauptstadt entfernten Festung Oberhaus bei Passau, von den wachhabenden Kanonieren ganz deutlich vernommen worden.

Glücklicherweise noch war die Luft am dem Tage, an welchem die Explosion statt fand, schwer und von Regen erfüllt, auch war die Richtung des vorherrschenden Windes der Stadt günstig, sonst hätte Menschen leicht ein mit jenem etwas verwandtes Schicksal treffen können, wie es im Jahre 79 nach Christi unter dem milden Himmel Campaniens die Städte Herculaneum, Pompeii und Stabid erfahren.

Am folgenden Tage brachte ein Münchener Tagesblatt über das unglückliche Ereigniß einen Artikel, den ich wörtlich gebe, weil der Aufsatz den Beweis liefert, wie trefflich und gediegen (!) unsere Journalisten zu schreiben verfehen!

„Während in der Stadt über die Veranlassung dieses geschehenen großen Unglücks verschiedene Gerüchte und Meinungen in den Umlauf gekommen sind, die größtentheils die Schuld der

Anvorsichtigkeit zumuthen wollten, hatte man bei der vorgenommenen Monturvisitation der verunglückten Artilleristen in dem Tornister des mitverunglückten Oberkanoniers Stanislaus Schmitt einen eigenhändigen Brief aufgefunden, aus welchem man die schreckliche Gewißheit erhielt, daß dieser Glende, aus Rache und Bosheit, wegen angeblicher schlechter Behandlung, das Pulvermagazin absichtlich, und vermuthlich mit einem chemischen Zündholzchen angezündet hat. Dieser Kanonier, ehemals ein Student, welcher gegenwärtig drei Jahre im königl. ersten Artillerieregimente gedient, hat laut den Aeußerungen seines hinterlassenen Briefes diese Schandthat schon seit längerer Zeit beschloßen, und sich zu diesem Zwecke an dem betreffenden Tage von dem Zeughausdienste zu den Arbeiten an dem Pulvermagazine absichtlich vertauscht, und leider mit kanibalischer Bosheit sich und noch andere schuldlose Menschen hingeopfert."

Die Nachricht, daß mein ehemaliger Bekannter vom Neudeckergarten einer solchen Schandthat fähig gewesen, erfüllte mich mit Entsetzen, denn es war in der That erwiesen, daß keiner von den mit ihm aufgefliegenen acht Männern ihn je beleidigt hatte, und der eine jener Unglücklichen, Magazinsaufseher Daller, hinterließ fünf unmündige Kinder und eine schwangere Gattin.

Plötzlich fiel mir ein, daß die Körner'sche Tragödie „Triny“ das letzte Buch gewesen, welches Schmitt von mir geborgt hatte. Mit zitternder Hand langte ich den Band aus dem Bücherschranke und durchblätterte ihn hastig. Eine Stelle gegen Ende des fünften Aktes war mit Rothstift frisch und dick unterstrichen. Dieses hatte Stanislaus gethan. Die bezeichnete Stelle lautet:

„Ein großes Todtenopfer zu bereiten,  
Sucht Gott auch seine Kräfte in den Wurm.“

O Himmel! Schänder und Schändlicher wurden wohl nie eines edlen Vatersohnes schöne Worte gedeutet und angewendet.

Der Name Stanislaus Schmitt wird, mit gerechter Schmach bedeckt, in Münchens Stadtgeschichte fortleben. Leugnen läßt es sich bei dem Allem nicht, wäre dieser Mensch, fünf- undzwanzig Jahre früher geboren, unter die dreifache Fahne getreten, er würde mit dieser Todesverachtung und bei solcher Willens- und Thatkraft bei einigem Glücke vielleicht den Marschallstab erungen haben und in der Geschichte seiner Zeit als kühner Feldherr glänzen.

## XVI.

**Oberst Gustavson.**

Amerikaner und Britten, Spanier, Franzosen, Russen und Deutsche eintgen sich in der Meinung, daß in München das goldene Kreuz unter die ganz ausgezeichneten deutschen Gasthöfe gehöre.

Herr Reich, der Eigenthümer des Gasthofes, stellt sich dar als umsichtiger, freundlicher, als ganz und gar vollendeter Wirth, die Küche der artigen Madame Reich läßt nichts zu wünschen übrig, und Monsieur Nicolas, der Oberkellner, ist eines der gewandtesten Sujets, welches je aus der Frankfurter Hochschule der Kellner hervorging.

Neben seinem großartigen Geschäfte unterhält Herr Reich in einem besondern Gemache des Erdgeschosses für seine vertrautere Bekannte eine Art Tabagie, in welcher sich Abends Kaufherrn und andere ehrliche Münchener Bürger versammeln, um bei einem Pfeifchen die Begebnisse der Zeit, der Coburger Sechser u. dgl. m. zu besprechen.

In jenem Stübchen sitze ich beinahe jeden Abend, oft aber kommt Monsieur Nicolas gerennt, raunt mir ein paar Wörtchen ins Ohr, und ich verlasse dann das Rauchzimmer und gehe hinüber in den glänzenden Salon.

Also begab es sich auch am 17. Oktober 1836. Nicolas kam gelaufen und flüsterte mir zu: „So eben ist ein merkwürdiger Fremder angekommen; er sitzt bereits drüben im Saale. Nach seinem Passe heißt der Fremde Freiherr von M\*\*\*\*, allein Sie können sich darauf verlassen, es ist der Erbkönig von Schweden. Ich irre mich nicht, denn ich habe den Erbkönig schon früher mehrere Male in Frankfurt und Cassel gesehen.“

Ich ging hinüber in den Saal. Dort saß hinter der langen Tafel, ein hoher stattlicher Mann, im schlichten blauen Ueberrocke —

Ja, jeder soll ein König.

Sein Augenblick, und seht die Knechte zittern!“ \*)

Ich setzte mich dem Fremden gegenüber und ließ mir eine Flasche Wein reichen. Während nun aber Baron M\*\*\*\* soupirt, halte ich es zum bessern Verständniß des Ganzen und zu Gunsten mehrerer Leser für nöthig, vorerst einen Blick auf die frühere Geschichte Gustavs IV. von Schweden zu werfen.

Die kurze Regierungsgeschichte dieses Monarchen (er wurde 1778 geboren und 1796 gekrönt) zeigt, wie, selbst mit Talenten, Verstand und Herzengüte vereinigt, Vorurtheile und Leidenschaftlichkeit zum höchsten Unglücke führen können. Als König zeigte Gustav IV. viele Energie, aber auch den Starrsten Eigensinn. Er suchte im Jahre 1803 die deutschen Reichsfürsten für die damals ganz unausführbare Idee, die Bourbonn an die Stelle des erblich gewordenen Consuls wieder an die Spitze der französischen Regierung zu setzen, zu gewinnen. Als 1804 der Herzog von Enghien

\*) Shakespeares Lear.

auf Bonapartes Befehl zu Vincennes erschossen wurde, äußerte Gustav über diese That laut und unumwunden seinen Unwillen. Der gänzliche Bruch mit Frankreich, die Verbindung mit Großbritannien und Rußland war die Folge seines Hasses gegen Napoleon, den er als das Thier in der Apokalypse betrachtete, welches nur eine kurze Zeit regieren und von ihm gestürzt werden würde. 1806 nahm er an dem Kriege gegen Frankreich Theil, verwarf die von Napoleon kurz vor dem Frieden von Tilsit gemachten Friedensvorschläge, handelte aber höchst unklug, als er am 5. Juli 1807 die Waffenruhe mit Frankreich aufhob, und selbst nach dem Tilsiter Frieden Rußlands und Preußens Vermittlung ausschlug. Seine blinde Anhänglichkeit an England verwickelte ihn in einen verderblichen Krieg mit Rußland und Dänemark. Finnland ging verloren, und drohend stand ein dänisches Heer an Schwedens Grenze. Taub gegen alle Vorstellungen, Frieden zu schließen, reizte er durch eigensinnigen Troß den Adel und das Heer gegen sich auf und erbitterte die Nation durch Ausschreibung einer neuen Kriegsteuer. Als nur in seiner Entfernung Rettung erschien, trat zuerst General Adlerkreuz offen auf und ging mit 6000 Mann auf Stockholm los. Der König wollte sich anfangs in dieser Hauptstadt vertheidigen, änderte aber diesen Entschluß dahin ab, mit einem Theil der bewaffneten Macht nach Lindping zu gehen. Noch vor dem Ausbruche stellte er an die Bank die Forderung, ihm zwei Millionen Thaler vorzuschießen, und als diese abgelehnt wurde, schickte er sich an, Gewalt zu gebrauchen. Dieses beschleunigte seinen Sturz. Feldmarschall Klingensporn, General Adlerkreuz und der Präsident Lerkmeden mit dem Hofmarschall Silfversparre machten nachmols nachdrückliche Vorstellungen. Als der König sich hieruber heftig aufgebracht zeigte, kam Adlerkreuz mit fünf Adjutanten in das königliche Gemach geruhet und erklärte, daß ihm Gustav als Gefangener der Nation seinen Degen zu ubertiefen habe. Nach einem kurzen Widerstande, den der König geleistet und der Bereitung seines Versuches, sich



durch die Flucht zu retten, ward Gustav auf das feste Schloß Drottingholm gebracht, und der Herzog von Südermannland übernahm die Regierung als Reichsverweser. Gustav IV. entsagte am 29. März 1809 in einer auf dem Schloße zu Grepsholm ausgestellten Akte der Regierung. Die schwedischen Reichsstände versammelten sich hierauf am 10. Mai, kündigten Gustaven IV. Treue und Gehorsam auf, und bekräftigten die Thronveränderung. Wenn man auch die Gründe eines solchen Verfahrens anerkennen mochte, mußte man in einer Erbmonarchie es doch mehr als befremdlich finden, daß auch des bisherigen Königs durchaus schuldlöse, leibliche, geborene und ungeborene Erben der Krone auf immer verlustig wurden. Der entthronte Gustav ging mit seiner Familie aus dem Reiche, trennte sich aber von letzterer bald und verweilte als Oberst Gustavson bald hier bald dort. In der allerneuesten Zeit hat der Exkönig aus unbekanntem Gründen den Namen eines Baron M\*\*\*\*\* angenommen.

---

Dieser Mann war es nun, welchem ich an dem oben bezeichneten Abende im Gasthose zum goldenen Kreuz gegenüber saß. Ich hatte, während der Baron sein frugales Abendbrod verzehrte, hinlängliche Muße, ihn mir genau zu betrachten.

Sein Wuchs überschreitet gewöhnliche Mannesgröße; die Körperhaltung stellt sich edel, stolz, wahrhaft königlich dar. Uebrigens war der Baron stets gleich, sehr einfach, nachlässig beinahe, in einem dunkelblauen langen Ueberrock, graue Pantalons, schwarze Weste und Halsbinde gekleidet. Das Interessanteste an dieser Erscheinung blieb der schöne Kopf. Wenige dünne, kurze und bereits ganz weiße Haare strebten zur Höhe; die Stirne hoch und gewölbt, die Augen hellblau, lebhaft, oft kurz, eine ziem-

Ich schlank geschweifte Nase, ein feiner Mund und ein rundes etwas hervortretendes Kinn vereinigten sich zu einer angenehmen und geistreichen Physiognomie, deren unterer Theil unverkennbare Aehnlichkeit mit jener Friedrichs des Großen hatte. Nichtsdestoweniger umschwebte diese feine Lippen ein seltsames sardonisches Lächeln, und die übrigens freundlichen hellblauen Augen blickten häufig so düster und ganz eigen unheimlich — daß einem recht sonderbar zu Muth wurde, und obwohl dieses Gesicht lebhaft gefärbt ist und noch wenige Furchen zeigt, so wird man doch versucht, den Baron für älter zu halten, da er doch nur fünfzig und acht Lebensjahre zählt.

Nachdem der Fremde abgesspeist hatte, versuchte ich ihn in ein Gespräch zu verwickeln, in welches er auch ganz unbefangen einging. Die Unterhaltung drehte sich Anfangs um gewöhnliche Gegenstände, plötzlich aber fiel dem Baron meine neben mir stehende Tabakdose in die Augen, auf deren Deckel die Brustbilder der Napoleoniden abgebildet sind. Er nahm die Tabatiere in die Hand, betrachtete die Portraits aufmerksam, und ließ sich mit einem ganz eigenen Ausdrücke also vernehmen: „Seltsam muß es sein, einmal König gewesen zu sein, und dann herab zu sinken in den Staub; doch alle diese waren keine geborene Könige, sie kannten von früher das Nichts, zu dem sie wieder nieder stiegen. Nur diese Eätitia, die Mutter aller der Stegreifskönige, hatte mich lebhaft interessiert, sie, welche Glanz und Schmach geboren hatte, und länger als zwei Menschenalter die sie so nahe berührende Wechselfcenen mit ansehen mußte, eine unthätige, aber tief bewegte Zuschauerin. O ich habe sie wohl gekannt diese Eätitia. Sie war übrigens eine lustige und wohl auch in ihrer Art ganz glückliche Frau, nahm vielen Taback, trank gerne starken Kaffee und hatte einen prächtigen Ring, den sie mehr liebte als alles in der Welt.“ —

Höchst befremdet blickte ich den Fremden an; er sprach noch immer fort, aber leise, seltsam und unverständlich; sein Gesicht zeigte einen gespenstigen Typus, endlich ergriff er ein Licht und ging feierlich langsam nach seiner Stube. Unwillkürlich dachte ich an Edgars Worte beim Bear:

„O wie sich Unverstand mit Wahrheit paart!  
Vernunft mit Raserei!“

Dem sey nun, wie ihm wolle, der Fremde im dunkelblauen Ueberrock gehört jeden Falls zu den seltsamsten Gästen, die je im goldenen Kreuze ihren Aufenthalt nahmen. Er reist ohne alle Dienerschaft und sein Gepäck besteht aus einem kleinen Koffer nur. Uebrigens lebt der Dunkelblau sehr mäßig und sparsam. Nachts geht er unruhig auf und nieder und spricht heftig in schwedischer Sprache. Die Leute im Hause meinen: es rappte bei ihm, allein — „wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verlor, hatte keinen zu verlieren“, meinte jener unsterbliche Schriftner.

Seine Leidenschaftlichkeit vermag der Fremde noch immer nicht zu verleugnen. Kein Lohnbedienter vermag bei ihm auszuhalten; der eine, welcher ihn heute in die Kunstkabinete begleiten sollte, lief ihm auf der Straße davon. Nun wurde im Gasthose zur Bedienung des räthselhaften Dunkelblauen der Hausknecht erlesen, und mit diesem scheint er sich ziemlich zu vertragen.

Monsieur Nicolas mußte es so einrichten, daß ich bei der table d'hôte im goldenen Kreuze, welche ich dem Dunkelblauen zu lieb besuchte, dessen nächster Tischnachbar wurde.

Seine ehemalige fixe Idee handthleret, nur jetzt etwas umwandelt, noch immer im Microcosmus dieses Erbkönigs. Er kann nicht anders; immer muß er wieder von Napoleon sprechen. Der Erbkönig tadelt den Erbkaiser nicht mehr, läßt sogar dessen großen Eigenschaften Gerechtigkeit widerfahren, aber es geschieht mit einer unverkennbaren, ganz eigenthümlichen und unbeschreiblichen Ironie.

Bald war in der allgemeinen Zeitung ein Artikel zu lesen, in welchem gemeldet wurde: „Es besahe sich Oberst Gustavson noch immer zu München, und wohne daselbst im Gasthose zum goldenen Kreuz.“

Unser Gast nahm diese veröffentlichte Nachricht sehr übel. „Sie können nicht glauben — sagte er mir — wie unangenehm es ist, überall für einen Erbkönig zu gelten, und der beschwerlichen Neugierde als Zielscheibe zu stehen. Ich will kein Erbkönig sein, o ich bitte Sie, sagen Sie mir, daß Sie es glauben, daß ich der Oberstlieutenant von M\*\*\*\*\* bin.“

Nun diesen Gefallen konnte ich dem armen Manne wohl erweisen, ihm, der wahrlich mit Leier sprechen kann:

„Wißt du mein Loos beweinen, nimm mein Auge.“

Wöchte sich das noch immer wild bewegte Herz des unglücklichen Fürsten bald beruhigen, allein ich befürchte sehr, es wird nur dann erst Ruhe finden, wenn es aufgehört hat zu schlagen.

Bald nachher war in 'Schweizer Zeitschriften Folgendes zu lesen: „Am 7. Februar (1837) starb in St. Gallen der vor-malige König von Schweden, Gustav IV., bekanntlich seit einer Reihe von Jahren den selbst gewählten Namen Oberst Gustav-son führend. Seit drei Jahren hatte der Verbliebene St. Gallen nicht mehr verlassen, wo er im Gasthose zum Rösslein wohnte.“

Auf diese Art wären meine Benigkeit und mit mir viele Münch-ner im Oktober 1836 durch einen Pseudo-Gustavson mystificirt wor-den, allein trotz der Versicherungen der Schweizer Blätter können wir daran nicht glauben, sondern wir sind fester als je überzeugt, daß es der echte Gustavson gewesen, welcher kurz vor seinem Ende einige Tage in München verweilte.

---

## XVII.

**Die Cholera in Wien und in München.**

## Parallelsirende Humoreske.

Geschrieben im November 1836.

*Tela provisä minus nocent! \*)* — Ein auch erwarteter aber unangenehmer Gast erregt freilich durch seine Ankunft immer keine Freude, wenn er übrigens am Ende doch in unser Haus weniger Unruhe und Beschwerde bringt, als wir Anfangs befürchtet hatten, ertragen wir den unwillkommenen Besuch mit desto größerer Geduld.

Dieser Satz paßte hinsichtlich der Cholera ganz auf München, allein auf Wien war er einst nicht anzuwenden.

Nachdem sich die ersten Cholerafälle unbezweifelbar ergeben hatten, gewährte die Kaiserstadt ein Bild, wie es der jetzt lebende Wiener nimmermehr gesehen. Schnell entvölkerten sich die sonst belebtesten Straßen und Plätze, selbst Kohlmarkt und Graben; in den Salons der Diplomaten und Großen herrschte Grabesstille; kein Käufer trat mehr in die sonst am meisten besuchten Läden; in den Kaffee- und Bierhäusern vernahm der

---

\*) Vorhergesehenes Mißgeschick erträgt sich leichter.

desperate Birth, mit halbem Ohre, allein nur noch seine große Spieluhr, welche monoton ihre Rossinischen Cavatinen herableierte, und wie in einem Anfälle unerhörter Ironie höchstens noch das „Einsam bin ich und alleine“ erklingen ließ. Die Doktoren rannten und fuhrn schweißtriefend umher und ihre Seelenangst blieb hinter der ihrer Mitbürger nicht nur nicht zurück, sondern überstieg dieselbe wo möglich noch; einzelne, ältere und echte Diener des Herrn eilten beflügelten Schrittes mit dem Sakramente über die Straßen zu Sterbenden; fromme Ergebung sprach aus den Zügen des Antlitzes jener Gottergebenen, würdigen Männer, und nur zuweilen sah man sie den bittend-fragenden Blick nach Oben wenden. Die Theater waren nicht gesperrt worden, allein ungemein sparsam fanden sich Zuschauer ein; die Freibilletler selbst erschienen nicht, und — allen Glauben übersteigt es — der Gänsekiel war der Faust des rüftigsten und hämischsten Regenten entsunken; nichtsdestoweniger offenbarten auch die Schauspieler unverkennbare Befangenheit, denn die Nimen sind es in der Regel nicht, welche im wirklichen Leben Heldeninn bewähren. — Staberl hätte lieber weinen als poffenreißen mögen und nie haben traurigere Hanswurste als zu jener Zeit die Bretter der Wiener Volksbühnen betreten.

Die Tempel Gottes dagegen fand man alle überfüllt, denn wenn dem gewöhnlichen Menschen das Wasser bis an die Kehle bringt, dann sollen schnell die Götter helfen. Doch auch in den Kirchen fand man vieles unwandelt: Koue's und Phrynen, welche sich sonst hier zu Mendevous eingefunden hatten, benahmen sich nun etwas anders; man sah berüchtigte Freigeister und Büßlinge, gekleidet nach dem neuesten Modejournal, mit weit ausgespannten Armen, wie die Schächer am Kreuze, vor den Altären ihrer Schutzheiligen knien und inbrünstiglich beten; die blühendsten und jüngsten Dirnen des leichten Schlags schlugen züchtiglich die Augen nieder und gingen, Befatinnen gleich, eingehüllt bis an die Zähne;

härtnge Husaren und riesige Grenadiere ließen eifrig das Vater noster durch die Finger gleiten und brängten sich zu den Reichthümern; Räuberer und Stranizer!) vergaßen neuen Opfern nachzuspüren und gelobten sich — von allem das Unershörteste — honeste Leute zu werden und ihren Erwerb fürder nicht mehr auf den Untergang rechtlicher und unbescholtener Menschen zu stützen.

Mit großem Unrechte würde man mir den Vorwurf machen, hier mit zu grellen Farben aufgetragen zu haben; ich zeichnete treu und gewissenhaft nach der Natur, doch will ich gerne glauben, daß die Wiener bald wieder zur Besinnung gelangt sein mögen, denn auch die Furcht weicht endlich der Macht der Gewohnheit und der Feigling selbst lernt einer Gefahr stehen, der er nicht entfliehen kann.

Nachdem sich dagegen die ersten Cholerafälle unbezweifelbar in München ergeben hatten, konnte selbst der schärfste Beobachter, weder im gefelligen noch im Geschäftsleben die geringste Veränderung wahrnehmen. Man sprach von dem Dasein der Cholera als von einer Sache, die wie andere Uebel ertragen werden müssen, bis sie von selber weichen. Alle Stände zeigten gleiche Zuversicht und Ergebung. Die Straßen und Märkte blieben belebt nach wie vorher, in den Gasthöfen vermiste man keinen der gewöhnlichen Gäste. Aufgerichtet durch das erhabene Beispiel des königlichen Ludwigs, dachte keiner unserer Vornehmen, wie anderwärts, daran — davonzulaufen; es ging der treffliche und reiche Graf Arco von Balley gar so weit, in seinem eigenen Palaste für unbemittelte Cholera-

\*) Bekanntlich die Diener der geheimen Polizei.



krankte ein Hospital errichten zu lassen, wo die Patienten auf des Grafen Kosten ärztlich behandelt und verpflegt wurden. Die diplomatischen Diners und Soirées hatten ihren ungehemmten Fortgang, ob sie schon manche Indigestion förderten, welcher der Tod folgte. Das Museum gab nach wie vor seine Bälle, der Frohsinn seine theatralische und musikalische Unterhaltungen. An Sonn- und Feiertagen fanden in den Kneippen die gewöhnlichen Freinächte statt, wo confluxus canalliorum bis spät nach Mitternacht tanzt und schwelgt. Unsere Phrynen fürchten ganz und gar nicht die Cholera, wohl aber die wachsamten Augen der Genarmen und die Vorstellungen der Hof- und Nationalbühne wurden zahlreicher besucht als je. Zwar stehen viele unserer dramatischen Künstler und Künstlerinnen auf der Krankenliste, und unter ihnen die hochbegabten Matadore Clair und Wespermann \*). Der Regisseur des Ballets, Herr Schneider, fiel als eines der ersten Opfer der Cholera, allein Rang, unser junger wackerer Komiker, hält sich tapfer, tritt nun mit entschiedenem Beifalle in Raimunds Parthien auf und sein jedesmaliges Erscheinen bewirkt eine epidemische Sachlust.

Derselbe unbefangene Sinn und die gleiche Fröhlichkeit, mit welchen wir die Cholera empfingen, wahren immer noch, obwohl nun die zerstörende Krankheit seit mehreren Wochen schon in unsern Mauern hauset. Es sind der Seuche bereits viele Opfer aus allen Ständen gefallen und unter denselben befinden sich des griechischen Königs Otto beide Adjutanten, Mauro-michaelis und Michaelis, Söhne aus edlen Helbengeschlechtern.

Man behauptet, es habe die Epidemie beinahe nun ihren Culminationspunkt erreicht, allein nichtsdestoweniger bleibt

---

\*) Auch Wespermann wurde später ein Opfer der Cholera.

bemerkenswerth, daß die Krankheit durchaus die schreckliche Macht nicht zu erringen vermag, wie sie in Wien, Prag, Berlin, Neapel und an andern Orten dieselbe behauptete und daß sie verhältnißmäßig bei weitem nicht ähnliche Verheerungen anrichtet.

Männer, welchen in dieser Beziehung wohl ein kompetentes Urtheil zusteht, schreiben die bei uns mit größerem Glücke und Erfolg statt findende Bekämpfung der Cholera lediglich jener Vorbeugungs- (prophylaktischen) Methode zu, welche in gleicher Ausdehnung und mit solcher unerschütterlicher Konsequenz bis jetzt noch an keinem andern, von der Cholera heimgesuchten Orte ausgeübt worden ist.

Das berühmte große allgemeine Krankenhaus und das Militärhospital sind insbesondere zur Aufnahme und Heilung der Cholerakranken eingerichtet worden.

Außerdem bestehen neben dem schon oben erwähnten gräflichen v. Krasschen noch eigene Cholera-Filialspitäler. Ferner wurden 72 von der Regierung besoldete Choleraärzte aufgestellt, welche Tag und Nacht bereit sind, in den Spitälern sowohl als auch in den Privatwohnungen allen vorkommenden Erkrankungen nach einem feststehenden Systeme prophylaktisch zu begegnen, wodurch bereits unzählige Menschen gerettet worden sind. Diese Choleraärzte sind beinahe lauter junge Männer, welche die Epidemie in Wien, Prag, Berlin u. s. w. lange genau zu beobachten Gelegenheit hatten, und es will uns beinahe bedünken, daß bei der Cholera die empirische Arzneikunst erspriesslicher als die rationale zu wirken vermöge. In allen Stadtvierteln und Vorstädten sind eigene Amtsstokale ausgemittelt worden, in welchen stets Choleraärzte, der an sie zu machenden Anforderungen um Hülfeleistung gewärtig, harren.

Zu deren leichtern Auffindung sind jene Kreuzlokalen zur Nachtzeit von Kreuzen durch rothe Laternen erleuchtet, deren ungewöhnlicher Glanzschein aus weiter Ferne schon auffällt. Es haben diese rothe Laternen vor wenigen Wochen noch dazu gedient, beim Oktoberfeste auf der Theresienwiese den Lustwandlern zur Nachtzeit die Pfabe anzudeuten, wo sie von Pferden und Wagen nicht gefährdet werden konnten. Boverst waren diese rothen Laternen Signale der Lust und des Vergnügens, nun der Trater und der Noth. Heute roth und Morgen todt, dieses ist das Schicksal der Menschen und jenes — der Laternen.

Uebrigens ist die prophylaktische Methode, ungemein zweckmäßig, viel weiter noch ausgebehnt worden, als auf die angegebenen Fälle.

Nicht nur, daß in München nimmermehr von jenen unsinnigen Absperungen die Rede gewesen, ging die Regierung sehr zeitig mit weiser Offenheit zu Werke. Der gebildete Theil des Publikums wurde über die Natur der Krankheit, und die Art, wie ihr zu begegnen, belehrt; für die geringern Klassen der Bevölkerung wurden wahrhaft väterliche Fürsorgen \*) getroffen. In allen Gegenden der Stadt sind in bezeichneten Häusern zu allen Stunden im Tage kräftige Suppen, die Portion für einen Kreuzer, zu erhalten; Unbemittelten werden diese Suppen unentgeltlich gereicht. Eigene Kommissionen besuchten noch vor dem eigentlichen Ausbruche der Epidemie die Wohnungen der Armuth und die Gemächer des Jammer und Elendes. In solchen Wohnungen wurde nicht nur sogleich die höchste

---

\*) In dieser Beziehung zeichneten sich, wie bei jeder Gelegenheit, auch insbesondere der Magistrat der Haupt- und Residenzstadt und der Armenpflanzungsbehörde aus.

Kleinlichkeit, Hegeffekt, sondern, deren Menschheit weichen, nicht  
 warm geliebt, anhielten Leidwörter, wolle, Dohn, 100, 100, 100  
 fungen: auf Holz: und Nahrung. Mit allem dieser Mangel: sind  
 durchaus keine Kleinliche Sparsamkeit, ein: und: der: nach: habe  
 Theil der Bevölkerung wetteifert noch immer, zum Besten der Ar-  
 muth, auf dem Schutzhause, ansehnliche: Einnahmen sind große Vorrä-  
 the von Kleidungen und Wäsche gut: bepanzert, und: 100, 100, 100  
 In diesen, weisen und außerordentlichen, Maßnahmen, nicht  
 der: Genuss des Königlich en: Subwärg: um: zu: sein: auch: von  
 ihm: altein: gingen: die: besten: großartigen: und: heldenmuthigen: Taten  
 der so ungemein zweckmäßigen prophylaktischen Methode,  
 in der Art der Anwendung für hiesigen Platz, aus. Täglich durch-  
 wandert der erhabene Monarch im schönsten Alabaster und ohne  
 alle Begleitung die Straßen der Stadt, und: 100, 100, 100  
 begegnen dem Könige zuweilen arme ausgehungerte oder dürftig  
 gekleidete Kinder, führt der Landesvater die Kleinen selbst in seine  
 Burg, läßt ihnen dort warme und kräftige Suppen reichen und  
 entläßt sie nicht eher, als bis sie vom Kayf, bis zum: Ende mit  
 neuer und warmer Kleidung versehen worden sind. Das: und: de:  
 väterliche Fürsorge solcher Art bei: Büll: 100, 100, 100  
 mus für König und Vaterland zur höchsten Potenz steigert  
 und steigern muß, ist wohl kaum zu bemerken nothwendig.

Durch diese beispiellose Energie und Konsequenz ist es denn  
 doch so glänzend gelungen, das: 100, 100, 100  
 vermochte das asiatische Orkanal sein Haupt schwach zu erheben,  
 allein dessen eigentliche Kraft ist, bevor sie noch zum Ausbruche  
 kam, zernichtet, die verwundbare Ferse der asiatischen  
 Kyna: 100, 100, 100

Diese Maßnahmen, aber haben das Vertrauen und die  
 Sorglosigkeit eines großen Theils der Bevölkerung nicht zu



higung mit aus dem Leben, ehe von noch der Witz kann den Kopf ab schlagen gesehen zu haben. So ist nun schon einmal den plebs; über einem blutigen Schauspiel vergißt er die Welt und sich selber.

In vielen Orten, insbesondere aber in Italien, hatten sich die Aerzte beim Erscheinen der asiatischen Cholera als schändliche Feiglinge gezeigt, und häufig gesucht, durch Flucht sich der Gefahr zu entziehen.

Sämmtliche Aerzte in München stellen der Epidemie unverschämten Muth, rastlose Thätigkeit und bewunderungswürdige Besonnenheit entgegen.

Ueber das eigentliche Wesen der Krankheit und deren zweckmäßigste Behandlungswelse können sich nun freilich auch unsere Aerzte nicht recht einigen. Das ist nun schon ein Mal nicht anders.

Uebrigens hat hier mit Recht vom Publikum ungemein geschätzter Universitäts-Professor, Herr Dr. Wilhelm „praktische Bemerkungen über die Cholera, das schützende Verfahren vor und bei derselben und über die Behandlung des selben“ veröffentlicht, welche dem schlichten und gesunden Menschenverstande in einem hohen Grade einleuchten.

Herr Dr. Wilhelm ist zu der Ueberzeugung gelangt, daß mit dem Eintritte der epidemischen Diarrhoe alle Gallenauflösung aufhört oder beschränkt ist, wodurch eine Behandlungswelse gerechtfertigt ist, deren Zweck bleibt, durch die Wurzel die Gallenexcretion herzustellen, durch dann gegebene Mha-

barber diese ausgleichende Galle abzuleiten, und so die beeinträchtigte oder gänzlich gestörte Assimilation wieder herzustellen.

Demnach wäre also die große Aufgabe gelöst; es wären nämlich Sitz und Ursache der Epidemie aufgefunden und ein bewährtes Mittel, der Cholera zu begegnen, bekannt. Unseres Erachtens ist damit vieles geschehen!

Als Ursachen, welche die Ausbildung der Cholera, als den höhern Grad der epidemischen Diarrhoe, herbeiführen, werden von Herrn Dr. Wilhelm angegeben: 1) Vernachlässigung der Diarrhoe, 2) eine Indigestion und 3) ausnahmsweise auch eine zu große Angst und heftige Gemüthsaffekte.

Als festen Satz stellte Herr Dr. Wilhelm demnach auf: „Ohne diese Diarrhoe, ohne Indigestion, wie ohne zu große Angst und Gemüthsaffekte bekommt in der Regel kein Mensch die Cholera.“

Rettung und Heil sucht Herr Dr. Wilhelm, selbst bei wirklichen Erkrankungsfällen, einzig und allein in schneller Ergreifung der prophylactischen Maßregeln: „Denn — schreibt der franige Arzt — hat die Cholera einmal einen hohen Grad erreicht, dann tritt allgemeine Lähmung ein; und nur in wenigen Fällen gelingt es der Kunst, Rettung zu bringen; wie es bei andern Krankheiten auch der Fall ist; die den höchsten Grad ihrer Ausbildung und mithin auch den der größten Gefahr erreicht haben. Wenn etwas helfen kann — fährt Herr Dr. Wilhelm behauptend fort — ist es hier wieder die schnelle und sofortige Darreichung der Brechwurzel in den größten Dosen; zu einem Stempel, einer halben Drachme und selbst zu einer Drachme pro Dosis alle 5 bis 10 Minuten eine Gabe.“

„Sollt' ich nicht, was ich nicht will, und manchen Menschen? Wir haben  
 Wilhelms Worte der Zuversicht und des Trostes  
 gerichtet, und fest sind wir überzeugt, daß diese Worte allein  
 den Ausbruch so mancher Cholerafalle verhindert und demnach viel-  
 leicht mehr als ein Menschenleben gerettet haben.“

es liebt die Welt das Strahlende im Hades, 71 115 120  
 und das Erhab'ne in Staub zu ziehen!

Auch gegen Herrn Dr. Wilhelm erhoben sich Stimmen und  
 einer seiner hämischen Segner ließ sich ungefähr mit folgenden Wor-  
 ten vernehmen: „Wundern konnten wir uns nicht genug darüber,  
 daß in desperaten Fällen, wo schon Pulslosigkeit und allgemeine  
 Kälte eingetreten und allgemeine Lähmung begonnen hat, manchmal  
 noch Brechpulver bis zu einem Quinthen alle 5 bis 10 Minuten  
 genommen und Rhabarber in eben so großen Gaben helfen sollen! ?  
 — Wir konnten schlechterdings nicht begreifen, wie ein so erschöpf-  
 ter Kranker noch so ungeheure Gaben erdhafter Pulver, deren  
 eine fast einen Eßlöffel voll füllt, in so kurzem Zeitraume hinun-  
 terschlingen könnte, ohne zu ersticken?! — Wir erinnern uns zwar  
 in einem Ballete (Arlequins Hochzeit) gesehen zu haben, wie dem  
 Pierrot ungeheure Flaschen Arznei mit einem Male eingegossen  
 wurden, allein wir hielten alles für leibiges Blendwerk und Späß-  
 macherei und glaubten daran nicht weiter!“ —

Wer wohl denkt hier nicht unwillkürlich an — Moliere?! —  
 Wir halten es aber für keineswegs ersprießlich, daß solche Fehden  
 der Aerzte unter sich, in ohnehin trostlosen Zeiten, zur  
 Kenntniß des Publikums gelangen, dem der Kegel zum Lachen wahr-  
 haft vergangen ist und welches dadurch nur in seinem Glauben und  
 Vertrauen an die Kunst der Jünger Aesculaps wankend gemacht  
 werden muß.



Dem sei nun aber, wie ihm wolle, und wohnt die feste Ueberzeugung bei:

„Von jedem Schicksale, welches das Schicksal, das unerbittliche, der Menschheit bringt, wer der asiatischen Cholera selbst ins Angesicht schauen kann, — der allein ist ein rechter und ein freier Mann!“

## XVIII.

## Die Geschichte vom Kopfe.

Unter die ästhetischen Cuiets gehört der Kopf keinen Falls; er ist eine etwas bizarre Unförmlichkeit (difformität), welche keinen freundlichen Anblick gewährt, die man aber am Ende, in Folge angelegener Menschenfreundlichkeit, doch lieber an des lieben Nächsten, als am eigenen Halse gewährt.

Man braucht weder jung noch eitel zu sein, um zu erschrecken, wenn man sich vom Schicksale plötzlich mit einer solchen kolossalen Unförmlichkeit beschenkt. Soth mir dieser Schrecken war auch mir vorbehalten. Es ging damit, wie mit allen Dingen, höchst natürlich zu. Ich ersing mich vor zwei Jahren, wie ich jeden Sommer pflege, im romantischen, bayrischen Hochlande, in welchem ich stets mein eigener Führer bin. Der Reisetornister auf dem Rücken fiel mir beim Ersteigen der hohen Gebirge beschwerlich, und ich versuchte die Last nach dem Beispiele der Gebirgsbewohner, auf dem Kopfe zu tragen. Anfangs wollten diese Versuche nicht recht gelingen, allem bei fortwährender Muth und nach einigen Übungstagen trug ich meine Kopflast, zu meiner großen Freude, mit einer Beichtigkeit, daß ich glaubte, ganz frei zu gehen, als ich aber nach einigen Wochen aus den Gebirgen wieder hernieder stieg, in die anmuthigen Thäler des Allers, war mein Hals mit einem festlichen Kopfe ausgestattet, den ich wie ein Pils des schnellsten und herrlichsten Wachstumes anzu erfreuen hatte.

In meinem Zimmer im trefflichen Gasthose des freundlichen Marktstellers Edelz sah ich eines Morgens und betrachtete voll Verzweiflung meinen stattlichen Kropf im Spiegel, da brachte mir die blonde Kathi, eine schlanke allerliebste Hochländerin, den Kaffee.

„Herr Jegerl, do schaugts her — rief das Mädchen lachend —  
 jetzt hot der g'ne Kropf na trinkt nu brua's Heilbrunna  
 Wossa und wos gult's Kropferl vergeht.“

Ich hätte von dem Heilbrunnen Wasser nie gehört, allein außer dem reinen Kärnthner trübten mir nun auch tüchtliche Wädnar dessen Heilkräft; ich trank von dem Brunnen und innerhalb vier Wochen schon war mein Kropfchen ganz und gar verschwunden und mein Hals so schlank, als er je gewesen.

„Nemo ante mortem beatus! — wer von Wien's geheigten Bischof's Röhle mit voller Sicherheit behaupten, et wette niemand mit einem großen, oder wenigstens mit einem kleinen Kropf befaßt werden, und es bleibt daher ein rein lödmopolitisches und schönheitsfreundliches Unternehmen, wenn ich hier allen Bräutern verleihe, welche Bewandniß es eigentlich mit dem Heilbrunnen Wasser hat.“

Die Salz- und Bromhaltige Avelhebsquelle zu Heilbrunn ist im bayerischen Hochlande zwischen Edelz und dem ehemaligen prächtigen Kloster Benediktbeuern, zu dem sie gehörte, gelegen. Das diese Heilquelle schon vor Jahrhunderten in großem Ruf gestanden, beweist die historische Thatsache, daß nämlich die Regte k. Z. 1659 Avelhebsen, Gemahlin des bayerischen Kurfürsten Ferdinand Maria, den Gebrauch derselben verordnete und daß ihr diese Kurfürst vollkommene Genesung veranste. Die Quelle sank aber durch Unglück der Zeiten allmählig in Verfall, und als sie im Jahre 1826 der königliche bayerische Medicinrath Herr

Beßler (der sich durch seine Schriften um die vaterländischen  
 Mineralquellen verdient gemacht hat) besuchte, fand er sie durch  
 faules Holz und Schlamm gänzlich verunreinigt. Auf seinen Rath  
 brachte endlich i. J. 1851 der in München wohnende Kaufmann,  
 Herr Moriz Debler, die Quelle käuflich an sich, ließ dieselbe  
 mit großen Kosten reinigen und herstellen und seiner unermüdeten  
 Thätigkeit gelang es, den alten großen Ruf der Adelheidsquelle in  
 solchem hohen Grade zu erwecken, daß sie jetzt nicht nur in ganz  
 Deutschland, sondern auch in der Schweiz, in Ungarn, Polen,  
 Rußland, England, Holland, Frankreich etc. sehr häufig, insbe-  
 sondere gegen den Kropf, gegen scrophulöse und an-  
 dere Hautkrankheiten, gegen Verdauungsbeschwer-  
 den, Leberleiden, Gichtkrankheiten, Urinbeschwer-  
 den und andere schwere Krankheiten mit dem ent-  
 schiedensten Erfolge angewendet wird, ja mit einem Erfolge, der nicht  
 selten wahrhaft aus dem Wunderbarem grenzt; daher diese Quelle, als  
 einzig in ihrer Art, und in den bezeichneten Krankheiten besonders  
 empfohlen werden kann.

„einen Kaufmann v. Karl Pfeffele oder Roland“) mitbringen. Damit ist alles abgemacht, er wird friedlich im sanften Joche der Ehe seine Tage beschließen und in Zukunft höchstens Reisen nach Reipten, Memmingen oder zu dem berühmten Viehmärkte nach Soathofen im Allgäu unternehmen.

Der Provinzler überläßt reichen Dritten oder reisenden Karlisten unsere berühmten Gasthöfe bei Pavard, Deuringer, oder Metz, und zieht gewöhnlich ins Thäl in den goldenen Stern, die goldene Sonne, oder in den goldenen Thoren<sup>\*)</sup>, denn es gefällt sich die Provinz nun einmal in hell strahlenden Gestirnen. Aus dem goldenen Löwen war nun auch mein Mann, nachdem er seine zwei Reisen, seinen Bettsack und sein aus Papp geferdigtes Puffuttermal in einen Kistler geworfen hatte, zu mir geeilt, und unter dem Vorwande, daß wir vor etwa dreißig Jahren in Quinta in einer und derselben Bank gefessen, in meine Arme gestürzt, die ich gähmend öffnete. Der alte Mitschüler hatte mich im Namen der heiligen Freundschaft beschworen, ihm als Führer bei seinem langweiligen Besuche zu dienen, welchen er der Hauptstadt zugebacht. Nach meiner Zusage machte er sich auch sogleich ans Werk, dieses Versprechen so arg als möglich in Anspruch zu nehmen, denn zu den vielen seltenen Meinungen der Provinzbewohner gehört der Glaube, in München habe kein Mensch ein Geschäft und Kaufmann, Künstler, Advokat und Gelehrter habe nichts weiter zu thun, als spazieren zu gehen, oder andere spazieren zu führen.

Die Provinzler alle hegen ferner das Vorurtheil, man dürfe in München nicht länger als vier und zwanzig Stunden im Gast-

\*) Berühmte Wirthshäuser in München.

\*\*) Gasthöfe des zweiten Ranges.

hoffe verweilen, wenn  
 Fußes geprellt zu werb  
 Freunde vorerst eine  
 zu helfen. Nun hatt  
 war dem Provinzler z  
 jene zu theuer. Nach  
 thets mein Mann endli  
 mit Cabinet für wöchent  
 mir, mit Pathos ausrufen  
 Nieß jährlich 312 fl. Heh  
 erhält man in Kaufbeu  
 ten und Wagenremise, s  
 heißen, wenn man Cure her  
 will, meine liebe Herrn Großst

Ohne die Provinzler würden  
 uns vielleicht weniger um die uns z  
 bekümmern, und unser Leben in der H.  
 nur die Hälfte seiner bemerkenswerthen A  
 nen. Die gute Seite des Provinzlers beste  
 uns überall mit hinschleppt, wo es etwas  
 Früh bis in die Nacht müssen wir mit ihm zu  
 das Werk an der Geschichte ist, daß er sich einbl  
 ihm alles das, was er, besser gesagt, uns se h z  
 Plap aus Schachsens Begweiser läßt er keine M.  
 Hand, und nichts entgeht ihm; Kirchen, Kasernen, Wald,  
 liche Gärten, nichts ist vergessen. Für ihn verschwinden  
 fernungen; er ist ein Schrecken für die unglücklichen Fiak  
 Er durchkreuzt München nach allen Richtungen und ohne Au  
 holt; von den musterbhaften Strafzarbeitsanstalt in der Au ell  
 in das treffliche adeliche Erziehungsinstiut, von der Glyptoth  
 zur Rumforders Suppenanstalt, aus der berühmten Centralbibliothek  
 ins Karrenhaus nach Giesing; dann nimmt er einen tüchtigsten

Thürste der Frauen-  
 stersstraße, denn der  
 vorzüglich die Erha-

er jeden Genuss, für  
 Stachel und befriedigt  
 er meist gut gespielen  
 er eine Furcht kennt er,  
 trogen zu werden. Wenn  
 ht, nicht aber aus Knick-  
 ste seine Unwissenheit oder  
 linge. Daher ist er auch  
 Gen der berüchtigten Münch-  
 en Leute gleichen dem Wolfe  
 e mehr umsichtige Fremde ihre  
 hat die wohlberechnete Maschine  
 Hebel verloren, denn es ging der  
 der Schwindler selbst in die Schlinge  
 linge hiesigen Ortes: „Frahne ste“  
 Schwindelei wird im deutschen Athen  
 ht — mit Gemäßen getrieben. Mancher  
 München zu einem Spottpreise einen Des,  
 ; Wagenbauer, Montan oder dgl. acqui-  
 b bringt statt dessen eine Sudelei in goldener  
 ch Hause. Auch mein Mann machte einige solche  
 pletten, doch stille davon, denn ich versprach ihm,  
 weiter reden zu wollen.

auf den Trottoirs herum schlendernde Spekulant wittert  
 als Schritte weit den Provinzbewohner; der mittelmaßigste  
 ster erkennt ihn beim ersten Anblick und an eigenthümlichen

unfern. obficht, obwohl in der Regel die Münchner Regants gerade nicht zu vorzuzieh: der Wiener oder Frankfurter Mode: huldigen. Der Provinzler löst sich nämlich nur: erst: nicht? Tags: von seiner Abreise in neuesten: Münchner: Geschmack: vom: Herrn: Schwanz: Hilbert: oder: einem: andern: berühmten: Kleiderkünstler: her: ausstatten, und verpackt die neue Garderobe sorgfältig im Reisekoffer, um in seiner Provinzialstadt darin: anzufragen: und: sich: einen: Auf: als: Münchner: Dandy: fest: begründen: zu: können! Während: seines: Aufenthaltes: in: München: verwechselt: er: viel: lieber: vollends: seine: Provinzial: Garderobe, und er muß: unermittellich: an: seinem: Rocke, der: einen: vollkommenen: Provinzial: Schnitt: hat, an: seinem: hohen: kalten: Spidenschaft; an: seinen: festlosen: Pantalons: und: plumpen: Stiefeln: als: Provinz: Mann: erkannt: werden. Spricht: er, so: verath: ihn: seine: Mundart, wie: dieses: insbesondere: bei: meh: rern: Don Juan: aus: Kaufbeuren: der: Fall: war, hat: er: keine: besondere: Nothdurft, so: macht: ihn: die: seltsame: und: gesuchte: Art: und: Weise: die: Worte: zu: sehen, kenntlich. Dann: giebt: es: noch: tausend: Eigenthümlichkeiten, tausend: Kleinigkeiten, welche: zur: Stelle: den: Provinzler: als: solchen: verrathen.

Den: verhehlten: Herrn: Intendanten: der: Hof- und: National: Bühnen: überhaupt: sind: übrigens: die: Provinzler: die: liebsten: Zuschauer: und: sie: wünschen: in: Geheim: gar: keine: andere: zu: haben. Nehmen: ein; Jahre: lang: engagirt: gewesener: Künstler: oder: eine: berühmte: Künstlerin: ihren: Abgang: von: der: Bühne, und: wird: nicht: auf: den: Affiche: mit: großen: Lettern: angezeigt: Heute: giebt: Madame: K: oder: Sch: ihre: vorletzte, ihre: letzte, oder: ihre: älter: letzte: Rolle, gleichsam: wie: Herr: Van: Kelen: ankündigt: Mor: gen: beschlingt: die: Riesenschlange: ihre: letzte: Ka: ninchen: — so: findet: der: Provinzler: eine: solche: Ankündigung: un: gemein: zart: und: verständig: Wird: am: neuen: Jahrestage: etwa: Schillers: Braut: von: Messina: und: am: folgenden: Drei: Königstage: der: böse: Geist: Lumpaci: Bago: bundus:



über das literarische Meritblatt gegeben — lobt der Provinzler das Repertoire als ungemein feurig und verständig. Bist man eine neue Capitaloper, zu welcher zwölf Hauptstimmen erforderlich wären, mit einem ersten Tenore, einem Bass- und einem Kastrationsopran darzustellen — der Provinzler schreit verächtlich: Non plus ultra! Hüpfen im Corps de Ballet einige Kunstliebende alternde Schneidgeräthe, und einige betagte, tugendhafte Bischofswäbchen und Richmansellen, für jede Darstellung mit 30 Kreuzer honorirt, wie schwallbe Wägen umher, gemahnen sie den Provinzler an ätherische Lichtgestalten und Liebreizende Bögelin. Mit einem Worte, die Provinzler sind ganz and gar die Seite des verachtlichen Herrn Intendanten, denn der Provinzler löst sich für sein baared Geld einen Spectakel, katstcht sich aber obenbrein geasie bis Hände wund und schreit sich die Kehle heiser; auch gilt es dem Provinzler gleich viel, ob bei einem Wasserballe der Qual durch Hochbergen, oder sinkende Dekampfen erleuchtet wird, er findet sogar eine ziemliche Dunkelheit, wie Zemilassa, ungemacht comfortable.

Hat nun der Provinzler alle unsere Kunstankalten, unsere Spaziergänge, unsere Theater gesehen, so fällt er in die umliegende Gegend ein, und dann müssen wir ihm den Hirschgarten, die Wasserfälle und Bayer'sche Eisenbahn in Nymphenburg, die Rukerwirthschaft zu Schleißheim, den Gaußinger Freizeiten zu Birkenack; Hogenhausen, Böhning, Jomaning, St. Emeran, die köstliche Renterschwaige und Gott wels, was noch alles zeigen! — Wenn er nun diesen herrlichen München umgebenden Moos- und Sandgürtel auch durchstreichen hat, dann schlägt er endlich den Rückweg in seine Provinz ein, um einige hundert Gulden und einige Tausenden Armer, sonst aber vollkommen befriedigt.

Am Tage, an dem der Provinzler seinen Geburtsort verließ, um nach München zu reisen, hat er sich ein Album gekauft,

in welches er Tag für Tag auf das Gewissenhafteste einzeichnet, was er gesehen, gehört, empfunden, gegessen, getrunken, ausgegeben hat. Dieses Album nun bleibt ihm ein ewiges Erinnerungszeichen, das, den Rest seines Lebens erheitern, und die friedlichen und ehelichen Tage seines Alters verschönern wird. Auf einem Blatte ist der Preis-Courant der Weine Savards, Orts oder Junemanns eingeklebt, wo ein Mittageffen mit Zubehör ein paar Kronenthaler gekostet hatte, denn der auf Alles versessene Provinzbewohner, muß auch im Cerc d'or dinitren, und ist am folgenden Tage, um das Gleichgewicht herzustellen, für fünfzehn Kreuzer bei Jals oder Dannerbauer. Sein Tagebuch ist ein Buch, bei dem man an Sterne denken muß. Jeder Artikel ist ausgelassen. Es möge hier eine heimlicher Weise abgeschriebene Probe folgen:

„Bei Pro molli in der Müllerstraße ein Loßschwidbad genommen. War verdammt heiß, sind mir dabei verschiedene Haare ausgegangen. — Im Kunstverein den griechischen Gesandten gesehen. Waren dort auch ein paar sehr elegante Damen, man nannte sie mir als Frau v. B. und C., lorgnetirten mich beständig von Kopf bis zu Fuß. Impertinent! Dann habe bei César Grandi eine Büchse groben Loßbeck gekauft. — Bei P\*\*\*\* zu Mittag gegessen; bin ziemlich satt geworden. Die Bethe sind auf der Post zu Kaufbeuren besser. — In den englischen Garten gegangen, und im Rumfordsaal für einen Groschen ein schönes Konzert gehört, wurde mir aber dabei mein neues seidenes, echt ostindisches Schnupftuch gekohlen. Auf dem Rückwege habe in tiefen Gedanken meinen schönen, neumodischen Spazierrock verloren, der mich bei Ullein baare zehn Gulden gekostet. Habe dieser Fatalitäten halber an die Polizeidirektion geschrieben, aber von meinen Sachen nichts wieder bekommen. — Beim Lambosi im Hofgarten zu Mittag gegessen, war gerade ein außerordentliches italienisches Diner zu 1 fl. 12 kr. die Person. Schloß mich an. Die Speisen nach Del gestunken. Pfui Tausel! Mein Geld zum Fenster hinaus

geworfen! — Nachmittags nach Nymphenburg gefahren. Beim Hausmeister sechs paar frische Bratwürste gegessen. Delikat. Der Biber hat mir am besten gefallen! — Den Kaffee im Biergarten eingenommen. Der Krummnase \*) ist ein unterhaltliches und fideles Vieh, hat mir aber mein Kaffeekrüchlein ausgeworfen und mein Zuckerbrod aufgefressen, habe mich aber noble benommen und dabei gelacht. Da hat die Kellerin, ein artiges Mädchen, wenn auch schon mit einer krummen Nase, gesagt: „Über der fremde gnädige Herr sind doch a recht gute Lampert (Lämmchen), an Ihna kann a Frau schon einmat a Freud haben.“ Noble Sentiments! Eine schöne Reflexion; werde meiner Braut schreiben. — Bin zu einem Schnupfen gekommen, weiß gar nicht wie. Schlechtes Klima in der Hauptstadt! Bin heut als auswärtiges Mitglied in den Kunstverein aufgenommen worden. Schöne Mastalt, große Ehre! wenn ich doch ein schönes Delgemälde gewänne; aber nur keinen schlechten Kupferstich mit einem höllischen Teufel drauf. Lieber gar nichts!“

Mitten unter diesen Details stehen ganze Anekdoten aus der Münchner Chronique scandaleuse des Tages, Preisverzeichnisse, Adressen verschiedener Handwerker, Wortspiele, Bemerkungen, die hieroglyphische Geschichte einiger glücklichen und unglücklichen Abenteuer, ganz diskret nur mit den Anfangsbuchstaben angedeutet; Ankündigungen, Zahlen und andere vermischte Adressen genug. Dieses bildet einen vollständigen Band, ein offenes, seltsames, köstliches Buch, dessen größtes Verdienst aber hauptsächlich darin besteht, daß es niemals gedruckt wird.

\*) Ein sehr zahmer Dammbirsch im königl. Park wurde wegen seiner gekrümmten Nase also genannt.

## XX.

**Die Provinzbewohnerin in München.**

Nach der mündlichen Erzählung einer jungen Liebeshändlerin in München.

Stellenstück zum „Besuch aus der Provinz“.

„Mensch! lasse die blaue Stube zurecht richten, ich werde pünktlich der Ankunft eines Gastes, nämlich der vermittelnden Frau Förstmeisterin v. Pulverdampf entgegen“ — sprach meine gute alte Mutter, einen so eben erhaltenen Brief, nachdem sie ihn gelesen, bedächtig wieder zusammen faltend.

„Aber, liebe Mutter! — fragte ich nun — du hast doch niemals von einer v. Pulverdampf gesprochen, kennst du denn die Dame näher?“

„Nun, die Frau nennt sich hier in diesem Blatte meine Jugendfreundin — erwiderte Mütterchen lächelnd — und ich erinnere mich jetzt auch allerdings, wenn schon etwas dunkel, sie in meiner Jugend gekannt zu haben. Diese Frau v. Pulverdampf hat hier keine andere Bekannte und für eine einzelne Dame bleibt es schon immer unangenehm im Gasthose zu wohnen. Man muß Gesellschaft üben und es dabei eben so genau nicht nehmen, darum noch einmal, gutes Kind! lasse die blaue Stube zurecht richten.“

Seufzend und schweigend griff ich nach dem Schlüsselbunde um der guten Mutter Befehlen nachzuleben, übrigens geschah es, ganz aufrichtig gestanden, nicht mit dem freudigsten Herzen; meine alte Mutter trieb die Gassfreundschaft etwas weit, und wie lästig solche Besuche aus der Provinz zu weilen werden können, wußte ich aus Erfahrung bereits.

Bald nachher, an einem kalten, unfreundlichen Frühlingstage, wie man deren im deutschen Athen leider so viele erlebt, hielt eine gebrechliche, ungeheure und schwer bepactete sogenannte Kestenschakisa vor unserer Wohnung. „Unser Gast — sieh Häutchen — spüte dich Mienchen!“

Ich lief hinab nach der Straße und besalte mich, da eben keine Dienerschaft bei der Hand war, den Schlag der alten Kutsche zu öffnen. Hülf Himmel! — welche Scene erwartete mich: Fünf Hunde, große und kleine, alte und junge, aber insgesammt ungezogen und häßlich, stürzten laut bellend und heulend mir aus dem Reisewagen entgegen. Es drohte die Meute mich niederzuwerfen in den Straßenkoth; ich schrie laut auf — da sprang Frau n. Pulverdampf, lauter noch als die Hunde klaffend, aus der Chaise. Die Dame hieb mit einer Peitsche unbarmherzig auf die Thiere los und befreite mich so von deren Zubringlichkeit.

Die Frau Forstmeisterin war eine große, starkknochige Matrone und mochte etwa fünfzig Lebensjahre zählen. Die Gesichtsfarbe der Dame stellte sich etwas braun dar, die Züge der Physiognomie gehörten gerade nicht zu den feinsten und über den großen grauen Augen throneten breite und schwarze Brauen. Ein etwas weites grünes Reifeneßige verhüllte die lange, hagere Frauengefalt und unwillkürlich mußte ich an die jagdlustige Amazone denken, wie dieselbe in Herrn Angelys „Unter sieben die Häßlichste“ von Madama Fries auf der Hof- und Nationalbühne zu München mit großer Meisterschaft dargestellt wird.

Frau v. Pulverdampf läste mich vorerst sehr gütig auf die Erde und wandte sich sofort an den Kutscher, beiseite zu gehen. Die Summe mochte den Erwartungen des böhmen Wagenlenkers nicht so ganz entsprechen und er erlaubte sich Einwendungen, allein zornentbrannt donnerte die Postmeisterin mit ihrer rauhen, männlichen Stimme dem Manne entgegen, indem sie die in der rechten Hand haltende Hundepeitsche schwang; der bayerische Betrüger war eingeschüchtert und begnügte sich damit, nur noch leise Flüche in den Wind zu murmeln.

Indeß war unsere Dienerschaft heftigseits und ich befehl, der Frau v. Pulverdampf Reisegeräte noch der bloßen Stelle zu schaffen; es bestand aus zwei Edelfalten-Koffern, fünf großen und drei kleinen Schächeln, aus zwei Nachsäcken und beschlagenen Pöcken und Pöckchen.

Gütlich nöthigte ich den Gast sich nach unserer Wohnstube zu verfügen. Dort eingetreten, bemühte sich Annettes admt. glückbrüchige Mutter den Sorgenstuhl zu verlassen, allein die Postmeisterin eilte der Kranken entgegen und bedeckte dieselbe mit kaltem Wergewebe an den harten platten Busen, das Küttchen, zu mächtigem abermaligen nicht geringen Schrecken, laut aufschrei.

Nachdem die Damen auf dem Sopha, die schmutzigen Hände aber zu meinem großen Aerger auf den Fußstoppchen unter den Tischen und dem Pianoforte Platz genommen hatten und die Conversation in Gang gekommen war, schlich ich mich davon, um die Gastes Zimmer schnell noch einmal zu ordnen und nach dem Besuche zu sehen.

Das Abendbrod vereinigte uns am runden Tische. Frau v. Pulverdampf ließ unserer Küche wie dem Keller hülfe Gerechtigkeit widerfahren, speiste mit dem Appetite eines zu Tisch

galobenen Spekters vorsetzten und trank wie ein wüthiger Dragoonier. Nach aufgehobener Kaffel erbat sich die Forstmeisterin ein Gläschen Süsswirth, da ihr, wie sie versicherte, die Reise bei der ungünstigen Witterung eine kleine Verkältung zugezogen. Ich ging nach der Küche und kehrt's nach Verlauf einer halben Stunde mit einer großen dampfenden Schüssel in das Speisezimmer zurück.

Den Mittentisch süßte sich sowohl nach, als ich zu Tische bringen; nun befand ich mich mit unserm Kaffe und der Punschterrinen allein. Frau v. Pulverdampf war ungemein heiter und gesprächig geworden, und gab unangefordert ihrer Biographie zum Hosten. Der Dame Lebensgeschichte stellte sich eigentlich ungemein einfach dar. Sie war als eines Knaben durch eine alte Kante in München erzogen worden. Bei Gelegenheit einer Baherise lernte sie ein junges Mädchen noch, in Herrn v. Pulverdampf einen schlichten wackern Forstmann kennen, dessen Gattin sie in der Folge wurde. Nach einiger langen geschiedenen, wann schon kinderlosen Ehe, segnete endlich Herr v. Pulverdampf das Heilige und hinterließ seiner Wittwe das kleine Gut Pfäfershausen, was dieselbe nun mit großer Sorgfalt, Landwirthschaft, Vieh, Holz hatte; übrigens die Forstmeisterin. Ihr Lieblingsthema errieth und nichts vermochte mehr die Fluth ihrer Redseligkeit zu hemmen. Ein ungenaues Wohlbehagen sprach die wohl erfahrene Landwirthin vom Getreide und Weyßelbau, von der Bienezucht und der Stallfütterung, insbesondere aber wurde Frau v. Pulverdampf begeistert, als sie ihren, ganzlichen Viehstand beschrieb, ich mußte die Vorzüge und Mängel aller ihrer Pferde, Schafe, Schweine, Stiere und Kühe kennen lernen, und die Forstmeisterin ging endlich gar so weit, ihrer Favorite, einer Schweizerkuh, Namens Molly, ein rauschendes Lebehoch zu bringen.

Ich sah wie auf Kohlen. Witternacht war längst vorüber und war schon die Morgen zu. Endlich hatte Frau v. Pulverdampf

Die große Punschervase völlig geleert und ich brachte es dahin, daß sie sich von mir nach der blauen Stube zur Ruhe geleiten ließ.

Auch ich suchte nun mein Lager und die grün seidene Bettdecke über die Ohren ziehend, bettete ich voll Inbrunst: Ach, Oerol! laß diesen Leidenskelch an mir vorübergehen!

Trotz der langen Nachtwache war Frau v. Pulverbampf des andern Tags sehr zeltig auf den Beinen. Sie packte mit großem Geräusche ihre Kisten und Kasten aus, die fünf Hunde sumorten, die Forstmeisterin sang mit laut gellender Stimme den Morgensegen: — und uns allen verging der Schlaf.

Bei dem gemeinsamen Frühstück erschien Frau v. Pulverbampf bereits in vollstem Kleiderputze nach ihrer Art. Ich hatte Mühe eine laute Lache zu unterdrücken und selbst mein ernstes Mütterchen mußte sich abwenden, um ein unwillkürliches Lächeln zu verbergen.

Die Forstmeisterin trug ein etwas verschoffenes Schwefelgelbes Kleid von schwerem Seidenstoffe; die großen und breiten Füße stakten in Schnürstiefeln von rothem Ziegenleder; um die spigen Schultern hing ein rothes Umschlagtuch, in dessen Ecken fragenhafte und tabackschmauchende Sinesen zu schauen waren; den Kopf bedeckte ein ungeheurer, alter Florentinerhut mit vielen bunten Bändern und riesigen Blumenbouquets geschmückt, und zur Vollendung dieses possirlichen Kostumes gehörte annoch ein grün seidener altmodischer Pompabaur von sehr ansehnlichem Umfange, daß in demselben bequem ein halber Scheffel Korn Raum gefunden hätte.



Nach eingenommenem Frühstück zog Frau v. Pulverdampf drei große nicht beschriebene Foliohogen aus dem Strickbeutel hervor. Diese Hogen enthielten das vollständige Verzeichniß aller Commissionen und Einkäufe, welche unser Gast in der Hauptstadt zu besorgen hatte, denn acht Meilen in der Runde um Pfäfersdorf gab es keine Beamten, Förker- oder Schullehrer-Frau, für welche die Forstmeisterin nicht den einen oder andern Gegenstand in München einzukaufen versprochen hatte, denn nach der Meinung dieser Damen ist in der Capitale alles besser und wohlfeiler zu erhalten, als in den Provinzen.

„Viele Jahre — hub die Forstmeisterin an — bin ich nicht mehr in dem lieben München gewesen, und die Stadt hat sich seitdem so verändert, daß sie mir ganz und gar fremd geworden ist, daher muß ich nun schon die Bitte wagen, es möge mich unser allercharmantestes Fräulein Mienchen, Anfangs wenigstens, auf meinen Geschäftsgängen begleiten, und mich arme Personage leiten in der That, so wie mit gutem Rathe.“

Ich schünte meine Wangen erglühen und war unfähig zu sprechen. Mütterchen aber sagte in meinem Namen die erbetene Begleitung zu, und mir blieb nun nichts übrig, als mich anzukleiden, und mit Frau v. Pulverdampf die erste Wanderung durch alle Viertel der Stadt anzutreten.

Die fünf ungezogenen Hunde der Forstmeisterin jagten vor und hinter uns her. Die ganze Erscheinung der Provinzbewohnerin erregte Aufsehen; viele Leute blieben stehen, und sahen uns lange lächelnd nach, ich glaubte vor Scham versinken zu müssen, zumal wenn mir die fragenden und befreundeten Blicke näherer Bekannten begegneten.

Vorerst besuchte Frau v. Pulverdampf verschiedene Kauf- und Pughäuser, um ihre Einkäufe zu machen; allein die Art, wie

dieses Geschäft betrieben wurde, war in der That seltsam genug. Die Forstmeisterin ließ sich eine Menge Artikel zu gleicher Zeit vorlegen, lehrte das unterste zu oberst, verachtete alles und schlug endlich Spottpreise auf die Waaren. In dem einen Gewölbe besaßen wir, nachdem die Geduld der Verkäufer endlich ermüdet war, unfeine Reden anzuhören, aber die Provinzbewohnerin war, wie man etwas unpoetisch zu sagen pflegt, nicht aufs Maul gefallen, blieb keine Antwort schuldig und schimpfte wie ein Kohrsperrling. An einem andern Orte belustigte die Dame vom Lande die muthwilligen Ladenbiener; sie spielten ihr allerlei Schabernack, hatten sie unproffensbar zum besten und suchten ihren Jorn recht mit Vorbedacht zu reizen, allein nun mußte man Frau v. Pulverdampf sehen; sie gerieth in Wuth und machte Miene die lumpigen Selbsthändel, wie sie die Ladenbiener nannte, mit dem Ellenmaße anzugreifen. Ich mußte allen nur möglichen Mitteln aufblethen, die Furle von Pfügenborf zu besänftigen und mit guter Manier aus dem Gewölbe zu bringen.

Wieder auf der Straße angelangt, sprach ich: „Aber meine theuerste, gnädige Frau! Ihre Art im Handel zu verkehren ist eine hier durchaus ungewöhnliche; wir setzen uns dadurch einer Menge Unannehmlichkeiten aus, und gelangen nimmermehr ans Ziel.“ —

„Mein liebes, mein bestes Kind! — rief hierauf die Pulverdampf etwas höhnißch — Sie sind ein treffliches, ein allerliebstes Fräulein! aber nehmen Sie mir nicht übel, vom Handel und von der Landwirthschaft verstehen Sie nicht so viel — das stellt sich klar dar. Wie komme ich mir vor! will eine Landwirthin auch das beste kaufen, so gebietet die Klugheit die Waare herabzusetzen bis unter den Hund. Will ich dagegen schlechte Waare an den Mann bringen, dann ist es etwas anders: solche Waare muß man erheben noch über das rothe Douz. Ich habe das den

über das Friedrich'sche Meritblatt gegeben — lobt der Provinzler das Repertoire als ungemein feurig und verständig. Magt man eine neue Capitulation, zu welcher zwölf Hauptstimmen erforderlich wären, mit einem ersten Tenore, einem Bass und einem Kontrabassopran darzustellen — der Provinzler schreit vergnügt: Non plus ultra! Hüpfen im Corps de Ballet einige Knospenalternde Schneidergefelln, und einige betagte, tugendhafte Bischofsmädcheln und Richmansellen, für jede Darstellung mit 30 Kreuzer honorirt, wie schwarze Wägen umher, gemähdert sie der Provinzler an ägyptische Sichelgestalten und liebreizende Bögelin. Mit einem Wäste, die Provinzler sind ganz aus gar die Seite des verachtlichen Herrn Intendanten, denn der Provinzler idst sich für sein beares Geld einen Spectakl, Matscht sich aber obenbrein geas bis die Hände wund und schreit sich die Kehle heßer; auch gilt es dem Provinzler gleich viel, ob bei einem Wasserballe der Qual durch Hochbergen, oder sinkende Deckampen erleuchtet wird, et findet sogar eine ziemliche Dunkelheit, wie Semilassa, ungemacht comfortable.

Hat nun der Provinzler alle unsere Kunstanstalten, unsere Spaziergänge, unsere Theater gesehen, so fällt er in die umliegende Gegend ein, und dann müssen wir ihm den Hirschgarten, die Wasserfälle und Bader'sche Eisenbahn in Nymphenburg, die Ackerwirtschaft zu Schleißheim, den Gautinger Freizeiten zu Birkeneck, Bogenhausen, Böhming, Zemaning, St. Emmeran, die löbliche Renterschwaige und Gott weis, was noch alles zeigen! — Wenn er nun diesen herrlichen München umgebenden Moos- und Sandgürtel auch durchstreichen hat, dann schlägt er endlich den Rückweg in seine Provinz ein, um einige hundert Gulden und einige Tausenden Armer, sonst aber vollkommen befriedigt.

Am Tage, an dem der Provinzler seinen Geburtsort verließ, um nach München zu reisen, hat er sich ein Album gekauft,

v. Pulverdampf: „Gehner's Denkmal ist hier zwar verschollen, allein so wahr ich lebe, auf dieser Stelle hat es gestanden. Sehen Sie, liebes Mienchen! dort die Ruhebank unter der alten Linde, ah! die Ruhebank und diese alte Linde ruhen in meinem Herzen ewiglich.“

Verwundert und fragend blickte ich die Forstmeisterin an, sie aber setzte ihre emphatische Rede also fort: „Ich habe Ihnen, liebes Mienchen! ohnlängst die höchst interessante Geschichte meines Lebens mitgetheilt, allein einen Umstand habe ich Ihnen, theures Mädchen! verschwiegen, doch Sie haben meines Vertrauens sich werth gezeigt, nun sollen Sie alles, oder wenigstens das Meiste hören, mein ganzes Herz will ich Ihnen entfalten, und so mögen Sie denn wissen, mein Fräulein! lange bevor ich meinen ehrlichen seligen Pulverdampf ehelichte, kannte ich einen andern, einen Jüngern, einen schönern Mann, einen liebenswürdigen Jüngling; er nannte sich Policarp v. Hühnermagen und stand dazumal als Standartenführer beim Regimente Minucci-Dräger zu München in Garnison. Ach! mein gutes Mienchen! Sie können es glauben, so wie mein Hühnermagen mich liebte, würde hienieden nimmermehr ein deutsches Mädchen geliebt. Sehen Sie, dort auf jener Ruhebank saß ich, als Policarp zum ersten Male vor mir kniete, und mir auf Standartenführer-Parole ewige Liebe und Treue schwur. Oh, Mienchen! wenn Sie es nicht schon wissen, werden Sie es dereinst sicher noch erfahren, daß die erste Liebe die höchste Lust und Freude, aber auch zugleich die größte Lumperei im menschlichen Leben bleibt.“

„Müßsam das Sachen zurückhaltend, und um nur etwas zu sagen, fragte ich: „Über gütige Frau! wo ist denn Ihr Hühnermagen geblieben?“

In wilder Aufregung schrie nun die Pulverdampf: „Un- glückliche! welcher Dämon küßte dir diese unselige Frage ein?“

wo mein Standartenführer geblieben? — in dem verhängenen Rus-land ist er geblieben. Dort im tiefen Norden, ~~erwartet in Schnee~~ und Eis, ruhen des Jünglings zarte Glieder, dort schläft sein treues Herz“ — und mit diesen Worten stieg die Forstmeisterin an, laut zu heulen und in der Dame ohrzerreißendes Geknurre stimmten kreulich ihre fünf Hunde ein. Allein in demselben Augenblicke erhob sich aus dem nahen Gebüsch ein lautes Gelächter, und es traten mehrere junge muthwillige Musensöhne hervor, welche unser Gespräch belauscht hatten. Um die Scene frappanter noch zu machen, begannen zu gleicher Zeit die großen Hunde der Studenten die treuen Pulverdampf'schen Thiere abzuraufen.

Schnell trocknete die Forstmeisterin ihre Thränen, stemmte beide Hände in die Seiten und hub an in nachdrücklicher Weise den Studenten die Leuten zu lesen. Allein die Stentorstimme der Matrone vermochte dennoch nicht das laute Gelächter und den Spott der Musensöhne zu überwältigen. Ich fühlte mich übrigens durch den Auftritt mit Recht tief verletzt und stieg in der Angst meines Herzens selbst an zu weinen. Plötzlich machte einer der Studenten sein Ansehen über die Andern geltend, indem er mit erhobener Stimme rief: „Auf Cervis! laßt's nun gut sein, ich dulde den Skandal nicht länger. Um das alte empfindsames Kameel — er meinte die Forstmeisterin — thut es mir gerade nicht leid; allein seht Ihr nicht dort den weinenden blonden Engel — der Sprecher deutete auf meine Benignität — und Schande würde es uns bringen, das arme Uebreizende Kind länger noch zu ängstigen; darum — p u m p s i s t e i n K n ö d e l“) — Hierauf entfernten sich die jungen Männer, zu meiner großen Beruhigung, in der That und ich geleitete die Frau v. Pulverdampf sofort nach Hause, und gab ihr, dort angelangt, auf Verlangen ein nie-

“) Eine Redensart der gemeinen Volksklasse in München.

bertholomäus-Pulver ein, um den Folgen der großen erlittenen Alteration vorzubeugen.

Unser Gast schien sich nichtsdestoweniger in München zu gefallen, und seinen Aufenthalt auf mehrere Wochen, vielleicht gar auf Monate ausdehnen zu wollen. Ich war untröstlich und der Verzweiflung nahe, allein sehr wahr ruft uns ein sinniger deutscher Sänger zu:

„Und wenn die Hoffnung selbst den Ankergrund verliert,  
So laßt uns fest an diesem Glauben halten,  
Ein Augenblick kann alles umgestalten.“

Es war in der That auch ein einziger glücklicher Augenblick, der meine Leiden endete. Frau v. Pulverbampf erhielt von ihrem Schwieger aus Pfüngenborf plötzlich einen Brief, in welchem der treue Diener pflichtschuldigst meldete, daß Molly, der gnädigen Frau Sitzlingskuh, schwer krank und beinahe ohne alle Hoffnung darnieder liege. Die Forstmeisterin gerieth bei dieser Nachricht ganz außer sich und vergebens erschöpften wir unsere Versuche, sie zu trösten. „Meine Molly! meine arme Molly! — rief die Dame händeringend — noch einmal muß ich sie sehen, noch einmal das theure Thier in meine Arme schließen.“ Unser Gast packte in der größten Hast seine Kisten und Kasten, bestellte Extrapost, umarmte uns eiligst und flog dahin, um der geliebten Molly die Augen zuzudrücken.

Mehrere Wochen waren seit der Abreise der Forstmeisterin verfloffen, da brachte uns der Postbote eines Abends einen Brief nebst einer großen unfrankirten Schachtel. Die Sendung kam von

**Frau v. Pulverdampf aus Pfügenbovf.** Die Dame meldete uns vorerst, unter Verbittung aller Beileidsbewegungen, den Tod ihrer geliebten Schweigerkuh und berichtete sofort, daß sie unlängst mehrere Schweine habe schlachten lassen und nicht habe verfehlen wollen, uns Proben ihrer ganz eigenthümlichen Würstfabrikation hiennt zuzusenden. Schließlich empfahl die Forstmeisterin sich und die hingeschiedene Wittw' unserm freundlichen Andenken.

Ich hatte das kurze merkwürdige Sendschreiben kaum zu Ende gelesen, da verbreitete sich ein mephitischer Gestank in unserer Wohnstube; es waren nämlich die pulverdampfsichen Würste bei der heißen Bitterung unter Weges schnell in Fäulniß übergegangen. Der üble Geruch hatte meiner kranken und nervenschwachen Mutter eine leichte Ohnmacht zugezogen und ich verbrauchte ein halbes Pfund Königkraut und mehrere Gläser Eau de Cologne um die verpestete Luft zu reinigen. Uebrigens ist mein Meddterchen nun dahin gelangt, seine bisher etwas zu weit getriebene Saftsunndschafft einigermaßen wenigstens zu beschränken.

## XXI.

## Einige gänzlich unbekannt gebliebene Worte Napoleons.

Das Ganze läuft auf einen Scherz aus. Parturiant montes et nascitur — ridiculus mus!

Wahrheit bleibt es aber, daß ich unter die Sterblichen gehöre, welche der Mann des Jahrhunderts einer persönlichen Unterhaltung würdigte. Dieselbe war weder lang noch wichtig, allein wenn nun einmal zwei Menschen miteinander sprechen, so nennt man dieses eine Unterhaltung. Doch zur Sache!

Am Morgen des Tages, an welchem die Schlacht von Austerlitz geschlagen wurde, entsandete mich Oberstlieutenant Larochette mit dem Bataillons-Munitionswagen nach dem Parke, um dort die fehlende Munition zu ergänzen. Man hielt mich zu diesem Geschäfte insbesondere geeignet, weil ich vorher in der Artillerie gedient hatte.

Ich saß auf dem Sige, der vorn am Wagen angebracht war, lenkte zu meinem Privatvergnügen die Pferde, und fuhr die Straße hinan, welche zu dem Parke führte.

Plötzlich erhebt sich vor mir ein Staubwolkchen und im nächsten Augenblicke erscheint mir ein dichter Trupp Reiter in ungemein glänzenden Uniformen. Der Trupp sprengt mir im vollen Galopp



gerade entgegen, vorauf demselben ein Mänpchen auf einem großen Schimmel —

Er trug ein kleines Hütchen,  
er trug ein einfach Kleid,  
und einen kleinen Degen  
trug er an seiner Seite.

Ich hielt in großer Verlegenheit still und wußte mit meinem schweren Wagen dem nahenden vornehmen Trupp nicht auszuweichen. Auf der Stelle, wo ich hielt, lenkte rechts von der Straße ein Seitenweg ein, den ich aber in meiner Verwirrung nicht bemerkt hatte. Napoleon aber, dem nichts entging, rief mir entgegen:

à droite, jeuse homme, à droite!

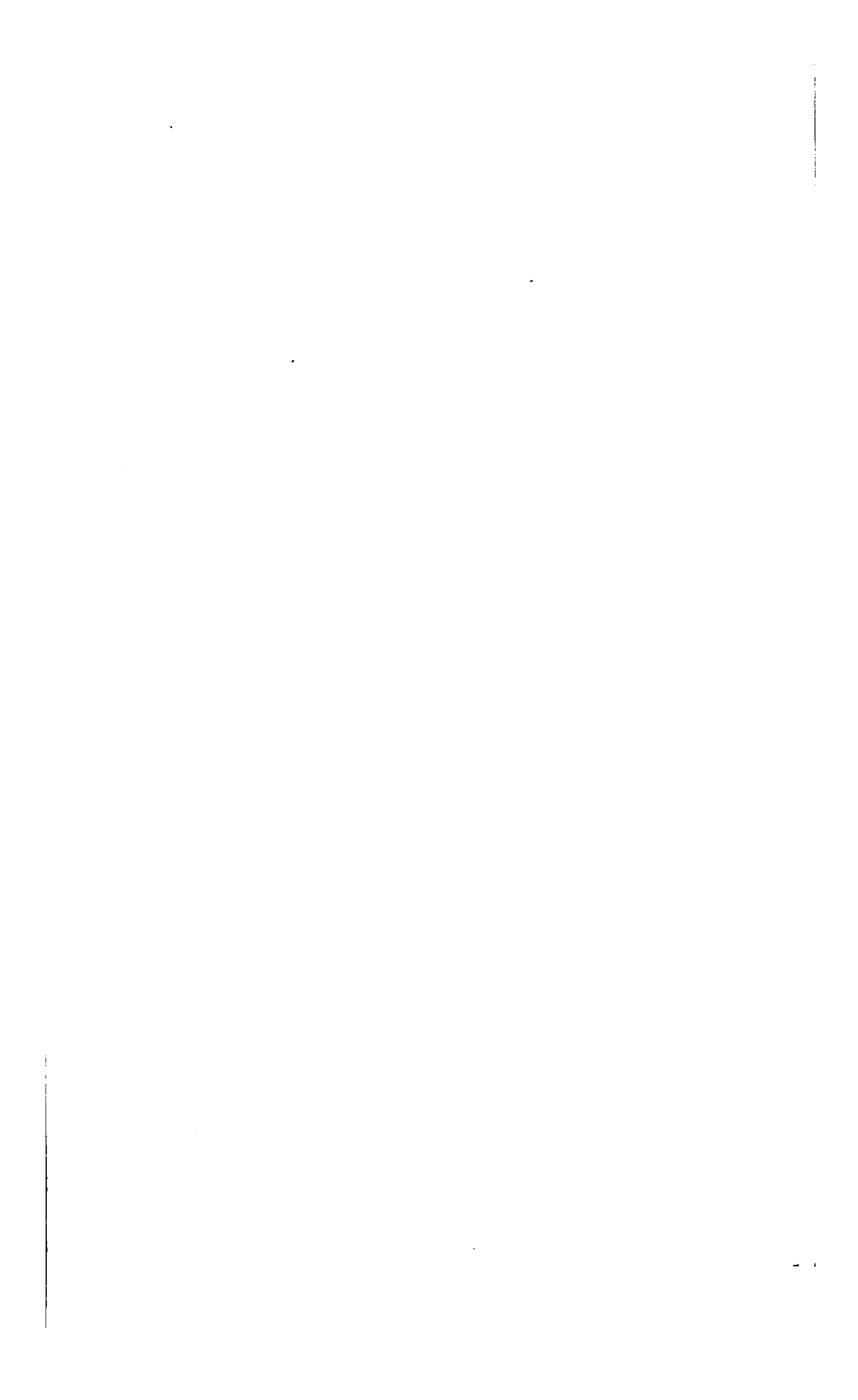
Ich erhob mich von meinem Sitze, machte eine so tiefe Verbeugung, daß ich beinahe vom Wagen gestürzt wäre und schrie aus vollem Halse:

Oui Sire! à l'instant —

damit lenkte ich hastig mein Fuhrwerk rechts, nahm aber in der Angst meines Herzens die Wendung zu kurz und warf den Wagen um.

Wohl mag ich mit vollem Rechte behaupten, daß jene Worte Napoleons gänzlich unbekannt geblieben, denn wie viele ehemalige Generale und Großoffiziere des todtten Cäsars auch schon Memoiren herausgegeben haben, keiner von Allen hat bisher leider des Gespräches erwähnt, welches der Kaiser bei Udensberg mit einem jungen bayerischen Offizier geführt.

Uebrigens weiß ich recht gut, daß ich zu guter Letzt mit dieser Anekdote böswilligen Rezensenten eine Bißwaffe gegen mich selbst reiche. Immerhin! solche Herren sind ja doch um Waffen der Art nie verlegen.





APR 28 1954





APR 28 1954

